

EWIGES DEUTSCHLAND 1939

EWIGES  
DEUTSCHLAND



# Ewiges Deutschland

Ein deutsches Hausbuch

Weihnachtsgabe des  
Winterhilfswerkes des Deutschen Volkes

1939

---

Georg Westermann, Braunschweig Berlin Leipzig Hamburg

Das vorliegende Buch, das die größte soziale Gemeinschaftsorganisation unseres Volkes als Weihnachtsgabe in die Hände der deutschen Familien legt, kann mit Fug und Recht als ein wirkliches deutsches Hausbuch bezeichnet werden.

Angefangen vom größten Sänger des frühen Mittelalters, Walther von der Vogelweide, bis hin zum jüngsten Staatspreisträger, dem unbekanntem Hitlerjungen, der seiner Sehnsucht nach dem großen deutschen Volksreich in den „Liedern der Getreuen“ Ausdruck verlieh, haben alle echten Dichter und Künstler deutscher Seele, die seit einem Jahrtausend das Fühlen und Denken des Volkes in Vers und Prosa ausdrückten, in diesem Buche Raum gefunden, um unserer Generation vom Erlebnis ihrer Zeit zu berichten.

Mögen diese unvergänglichen Werte deutscher Dichtung in die Herzen aller deutschen Volksgenossen eingehen, denen dieses Hausbuch beschieden wird. Möge es in besinnlichen Stunden für alle seine Leser ein Quell steter Freude werden!

Dr. Gumbel

## Die Kunst des Lesens

Adolf Hitler

Ich kenne Menschen, die unendlich viel „lesen“, und zwar Buch für Buch, Buchstaben um Buchstaben, und die ich doch nicht als „belesen“ bezeichnen möchte. Sie besitzen freilich eine Unmenge von „Wissen“, allein ihr Gehirn versteht nicht, eine Einteilung und Registratur dieses in sich aufgenommenen Materials durchzuführen. Es fehlt ihnen die Kunst, im Buche das für sie Wertvolle vom Wertlosen zu sondern, das eine dann im Kopfe zu behalten für immer, das andere, wenn möglich, gar nicht zu sehen, auf jeden Fall aber nicht als zwecklosen Ballast mitzuschleppen. Auch das Lesen ist ja nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem solchen. Es soll in erster Linie mithelfen, den Rahmen zu füllen, den Veranlagung und Befähigung jedem ziehen; mithin soll es Werkzeug und Baustoffe liefern, die der einzelne zu seinem Lebensberufe nötig hat, ganz gleich, ob dieser nur dem primitiven Broterwerbe dient oder die Befriedigung einer höheren Bestimmung darstellt; in zweiter Linie aber soll es ein allgemeines Weltbild vermitteln. In beiden Fällen ist es aber nötig, daß der Inhalt des jeweilig Gelesenen nicht in der Reihenfolge des Buches oder gar der Bücherfolge dem Gedächtnis zur Aufbewahrung übergeben wird, sondern als Mosaiksteinchen in dem allgemeinen Weltbilde seinen Platz an der ihm zukommenden Stelle erhält und so eben mithilft, dieses Bild im Kopfe des Lesers zu formen. Im anderen Falle entsteht ein wirres Durcheinander von eingelerntem Zeug, das ebenso wertlos ist, wie es andererseits den unglücklichen Besitzer eingebildet macht. Denn dieser glaubt nun wirklich allen Ernstes „gebildet“ zu sein, vom Leben etwas zu verstehen, Kenntnisse zu besitzen, während er mit jedem neuen Zuwachs dieser Art von „Bildung“ in Wahrheit der Welt sich mehr und mehr entfremdet, bis er nicht selten entweder in einem Sanatorium oder als „Politiker“ in einem Parlamente endet.

Niemals wird es so einem Kopfe gelingen, aus dem Durcheinander seines „Wissens“ das für die Forderung einer Stunde Passende herauszuholen, da ja sein geistiger Ballast nicht in den Linien des Lebens

geordnet liegt, sondern in einer Reihenfolge der Bücher, wie er sie las und wie ihr Inhalt ihm nun im Kopfe sitzt. Würde das Schicksal bei seinen Anforderungen des täglichen Lebens ihn immer an die richtige Anwendung des einst Gelesenen erinnern, so müßte es aber auch noch Buch und Seitenzahl erwähnen, da der arme Tropf sonst in aller Ewigkeit das Richtige nicht finden würde. Da es dies nun aber nicht tut, geraten diese Neunmalklugen bei jeder kritischen Stunde in die schrecklichste Verlegenheit, suchen krampfhaft nach analogen Fällen und erwischen mit tödlicher Sicherheit natürlich die falschen Rezepte.

Wäre es nicht so, könnte man die politischen Leistungen unserer gelehrten Regierungsheroen in höchsten Stellen nicht begreifen, außer man entschlösse sich, anstatt pathologischer Veranlagung schurkenhafte Niedertracht anzunehmen.

Wer aber die Kunst des richtigen Lesens innehat, den wird das Gefühl beim Studieren jedes Buches, jeder Zeitschrift oder Broschüre auf all das aufmerksam machen, was seiner Meinung nach für ihn zur dauernden Festhaltung geeignet ist, weil entweder zweckmäßig oder allgemein wissenswert. Sowie das auf solche Weise Gewonnene seine sinngemäße Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild, das sich die Vorstellung von dieser oder jener Sache geschaffen hat, findet, wird es entweder so korrigierend oder ergänzend wirken, also entweder die Richtigkeit oder Deutlichkeit desselben erhöhen. Legt nun das Leben plötzlich irgendeine Frage zur Prüfung oder Beantwortung vor, so wird bei einer solchen Art des Lesens das Gedächtnis augenblicklich zum Maßstabe des schon vorhandenen Anschauungsbildes greifen und aus ihm alle die in Jahrzehnten gesammelten einzelnen diese Frage betreffenden Beiträge herausholen, dem Verstande unterbreiten zur Prüfung und neuen Einsichtnahme, bis die Frage geklärt oder beantwortet ist.

Nur so hat das Lesen dann Sinn und Zweck.

Aus dem Buch des Führers „Mein Kampf“

**Der Nationalsozialismus gestaltete  
eine Volksgemeinschaft / die vom Kind  
an beginnt und beim Greise endet. Nie-  
mand kann diese gewaltige Sympho-  
nie des deutschen Lebens zum Schwei-  
gen bringen. Adolf Hitler**



## Freundschaft mit Büchern

Karl Heinrich Waggerl



aus meinem Kindesalter sind mir zwei Bücher in dauernder Erinnerung geblieben, ein geistliches und ein weltliches. Das eine war das Gebetbuch meiner Mutter. An Sonntagen, wenn ich neben ihr im Kirchenstuhl hockte und nach und nach alles versuchte, was sich mit bloßen Händen und Füßen gegen die Längeweile erfinden läßt, dann sah die Mutter plötzlich zürnend auf mich nieder und gab mir das heilige Buch.

Sie hätte sichtlich gern ein Kopfstück vorausgeschickt, aber das durfte sie hier nicht tun, die Kirchenbank war eine Freistatt aller Sünder. So saß ich also beglückt und warm zwischen weiten Frauenröcken eingebettet, hielt das Buch auf meinem Schoß und blätterte darin.

Schon der Druck war wunderbar genug, groß und verschnörkelt, Gottes oder Christi Namen standen immer rot dazwischen und füllten eine ganze Zeile aus. Ich buchstabierte die seltsamen Anrufungen und Litaneien, darin die Mutter Gottes ein elfenbeinerner Turm genannt wird, ein goldenes Haus oder eine Arche, und sie nimmt es nicht übel. Vor allem aber betrachtete ich immer wieder die vielen losen Bilder zwischen den Blättern. Da gab es Andenken an Wallfahrten, die sich meine gute Mutter für das Heil der Ihren auferlegt hatte, manche kostbar bemalt oder mit Goldstaub bestreut, und andere, die man auseinanderfalten konnte, und dann kam Unsere Liebe Frau zum Vorschein, schwarz von Angesicht und ein wenig einer gesprengelten Motte ähnlich. Auf etlichen Blättchen sah man Heilige abgebildet, die wurden einem nach der Beichte mitgegeben, damit der Büßende nicht ganz ohne Trost und Beistand blieb.

Am zahlreichsten aber waren die Sterbebilder. Ich fand unsere ganze jenseitige Verwandtschaft im Gebetbuch der Mutter versammelt. Einige hatte ich selber bei Lebzeiten gekannt, dann waren sie plötzlich verschwunden, und eine Weile später tauchten sie in diesem Buche wieder auf. Viele aber waren mir ganz fremd, die Mutter nannte mir ihre Namen, wenn ich sie auf dem Heimweg danach fragte, und manchmal knüpfte sie auch ein mahnendes Wort daran.

Der war liederlich, sagte sie, und deswegen ließ ihn Gott in den Wildbach fallen, merk dir das!

Noch schlimmer stand es mit anderen, etwa mit unserem Großvater, von dem die Sage ging, daß er als Bergführer eine Goldader entdeckt hatte, aber vorzeitig krank wurde und, als der düstere Mensch, der er war, mit seinem Geheimnis zu Grabe ging. Manchmal, wenn ich sommers um Beeren geschickt wurde, nahm ich heimlich sein Bild mit mir, des Glaubens, er werde es sich doch nicht versagen können, ein bißchen das Gesicht zu verziehen, wenn ich zufällig seinem Schatz auf die Spur käme. Aber das tat er nicht, er blieb verschlossen, ein unheimlicher Mann mit seinem schwarzen Wangenbart, Gott verzeihe ihm. Wir könnten alle in Freuden leben, wenn er nur rechtzeitig den Mund aufgetan hätte.

Das andere, das weltliche Buch aber war der Kalender. Den kaufte der Vater im Spätherbst auf dem großen Jahrmarkt, und wenn der dicke Band endlich erstanden war und sicher in meinen Armen lag, dann hatten alle Buden mit ihren Knallbüchsen und Kollschlangen, mit Lebkuchen und türkischem Honig keinen Reiz mehr für mich. Denn der Kalender barg unerschöpfliche Schätze an Kurzweil und Erbauung für ein ganzes Jahr. Die eigentlichen Kalenderseiten blieben freilich der Mutter vorbehalten. Sie merkte dort an, wenn nach Gestalt des Mondes und nach den Tierkreiszeichen unser Saar geschnitten oder Bohnen im Garten gelegt werden mußten. Das war eine geheime und weitläufige Wissenschaft, in der nur die Mutter Bescheid wußte, und selbst der Vater zweifelte offenbar nicht daran, daß sie es gewissermaßen in ihrer Macht hatte, uns alle mit krausem Saar vom Widder oder mit glattem vom Wassermann zu versehen.

Aber der übrige Teil des Kalenders gehörte mir. Wochen brachte ich allein damit zu, die Bilder alle farbig auszumalen oder nach meinem Gefallen zu ergänzen, und dann waren noch immer die Geschichten nicht gelesen, die Merkwürdigkeiten der Welt nicht bestaunt, kein Rätsel war gelöst und kein Spaß verstanden. Beiläufig gesagt, ich konnte mich an Scherzen überhaupt nicht belustigen, ich wollte jeden ergründen. War etwa von dem Gast die Rede, dem der Kellner die fliege in der Suppe als Fleischgericht anrechnet, so plagte ich den Vater tagelang mit dieser fliegengeschichte, sie war für mich kein Scherz, sondern eine bitter ernste Rechtsfrage.

Bitter ernst nahm ich auch alle anderen Erzählungen. Der Kalendermann hatte einen seherischen Blick für alles Rätselhafte und Künftige,

und wengleich die Mutter meinte, ein Mensch werde niemals fliegen lernen, es holte ihn denn der Teufel durch die Lüfte, wie es zuweilen vorgekommen sei, so glaubte ich doch an das Wunder, und mein Glaube hat recht behalten. Ich las die Berichte von den Abenteuern fromm-beherzter Missionare, die ergreifenden Beispiele vom Kampf der Tugend gegen die Mächte der Finsternis — ach, nie wieder im Leben ist mir das Gute so liebenswert, das Böse so verächtlich erschienen! Manche dieser Geschichten könnte ich noch heute nacherzählen, heute freilich nicht ohne ein Lächeln. Aber vielleicht macht es gar nicht sehr viel aus, daß ich zu allererst bei einem einfältigen Kalendermacher statt bei einem größeren Licht des Geistes in die Lehre ging. Und heimlich hole ich mir ja noch immer Rat aus der Erinnerung, wenn mein eigener Witz versagt und alle Weisheit, die auf Stelzen geht.

Um jene Zeit kamen auch andere Bücher in meine Hand, aber die meisten waren mir viel weniger lieb. Denn zwischen der ersten Fibel und dem Leitfaden der Naturgeschichte für die Oberstufe senkte sich immerfort Schulstaub und Mühsal auf meine Kinderwelt herab. Die Mutter hätte es für sündhaft gehalten, ein Buch zu kaufen, das nicht zum Lernen oder sonst für einen nützlichen Zweck taugte. Ich aber war um so eifriger hinter allem Gedruckten her, und besonders die Ruhebänke auf den Promenaden hielt ich im Auge, weil vergeßliche Kurgäste dort manchmal ihre Bücher liegenließen. Brachte ich so einen Fund nach Hause, so verschloß ihn Mutter gleich in der Nählade, damit ich nicht daran verdürbe. Aber ich hatte das Buch schon längst gelesen, weit schneller, als meine gute Mutter es für möglich hielt, und sie wunderte sich nicht wenig, daß ich ihr Fortgang und Ende gleichsam weisagen konnte, wenn ihre eigene Neugier noch kaum über die ersten Seiten hinaus war.

Eine dieser Geschichten ist mir schon damals vor allen lieb gewesen, nämlich die des Schiffbrüchigen Robinson. Das Buch gehörte dem Sohn des Doktors in der Nachbarschaft, und weil es ihm streng verboten war, mit uns Gassenkindern umzugehen, mußte ich meinen ganzen Scharfsinn daran wenden, bis ich diese Kostbarkeit endlich durch einen recht anrührenden Kunstgriff beim Rugspiel an mich bringen konnte.

Ich besaß den Band noch, als ich längst den Kinderstrümpfen entwachsen war und meine Jugend in den Schützenlöchern und Kavernen der Gebirgsfront begraben mußte. Irgendwo verlor ich dann das Buch, auf den endlosen Märschen oder in der traurigen Dämmerung der Gefangenschaft, ich weiß es nicht mehr, damals verlor ich viel.

Es gefellte sich in diesen Jahren ja auch manches andere Buch zu mir und wurde nicht eben wertgehalten, aber einige blieben mir doch dauernd, aus Zufall oder weil sie mir wahrhaft teuer waren.

Später, als ich in die Stille geriet und mein Leben im Dorf einzurichten begann, fügte es sich bei meinem Gang zum Handwerk ganz von selbst, daß ich mich mehr und mehr auch mit dem Äußeren des Buches befaßte, mit seiner dinglichen Gestalt. Viele vergilbte Schwarten habe ich mühsam zerlegt, um den alten Meistern hinter ihre Schliche zu kommen. Ich sah mit Bewunderung, wie sie den Vorsatz falzten oder das Kapital umstachen und noch den Gestfaden kunstvoll über die Bünde schlangen, obwohl das doch nie jemand zu Gesicht bekam. Schließlich lernte ich es auch, und daran habe ich noch immer meine Freude. Stehe am Schrank vor den schön gewandeten Büchern, besüßle das köstliche Leder, schlage eines und das andere auf und suche darin nach dem Wort, das mir lieb ist.

Und so wird es wohl auch bleiben: am liebsten binde ich Bücher, weniger gern lese ich welche, und am wenigsten mag ich sie selber schreiben.

## Heimat

E. G. Kolbenheyer

Heimat, du läßt dich nimmer zwingen,  
Untastbar wie im weiten Blau  
Das weiche, ferne Schwalbenschwingen!

Von deinem und von meinem Grau,  
Das unsre Scheitel leicht bereift,  
Sinkt unser Blick. Und leise streift,  
Gleich einem müden Glanz und Ton,  
Die Sehnsucht nach der Jugend schon.

So mancher bittren Stunde bar,  
Würden wir unsre Ernte sehn  
Und Hand in Hand gelassen stehn,  
Wenn sie — wo unsre Jugend war  
Und unsre junge Hoffnung war —  
Die Heimat, könnte mit uns gehn,  
Mit uns in unsre ferne gehn.

## Neujahrglocken

Conrad Ferdinand Meyer

In den Lüften schwellendes Gedröhne,  
Leicht wie Salme beugt der Wind die Töne:

Leis verhallen, die zum ersten riesen,  
Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.

Große Seere, nicht ein einzler Rufer!  
Wohllaut flutet ohne Stand und Ufer.

## Des Hirten Winterlied

Ludwig Uhland

O Winter, schlimmer Winter,  
Wie ist die Welt so klein!  
Du drängst uns all in die Täler,  
In die engen Gütten hinein.

Und geh' ich auch vorüber  
An meiner Liebsten Haus,  
Raum sieht sie mit dem Köpfchen  
Zum Kleinen Fenster heraus.

Und nehm' ich's Herz in die Hände  
Und geh' hinauf ins Haus:  
Sie sitzt zwischen Vater und Mutter,  
Schaut kaum zu den Äuglein heraus.

O Sommer, schöner Sommer,  
Wie wird die Welt so weit!  
Je höher man steigt auf die Berge,  
Je weiter sie sich verbreit't.

Und stehst du auf dem Felsen,  
Traut Liebchen, ich rufe dir zu;  
Die Halle sagen es weiter,  
Doch niemand hört es, als du.

Und halt' ich dich in den Armen  
Auf freien Bergeshöhn:  
Wir sehn in die weiten Lande  
Und werden doch nicht gesehn.

## Die Hasengeschichte

Friedrich Bischoff

Die Geschichte, die hier erzählt wird, hat nur den Anschein des Erfundenseins für sich; sie ist so wahr wie das Leben selbst, das uns manchmal mit absonderlichen Sprüngen narret, auch wenn es sich dazu, wie in unserem Falle, eines armseligen Hasen bedient.

Im Schlesiſchen, wo sich die Sache ereignete, lacht man noch heute darüber, und in einigen Dörfern läuft eine Art Sprichwort um: „Wenn de und du hoast woas Unrechts getoan, bind dei Geld ein'm Hoasen oan!“ — Ja, so ist es, und so hat es sich auch zugetragen. Die rundliche Bauersfrau, die da, ihr Wägeln hinter sich herziehend, vom Wochenmarkt der ländlichen Kleinstadt zurückkam, wird ihr Lebelang daran denken, obgleich sie in jener Stunde, da sie selbstzufrieden die Landstraße dahinstapfte, nichts anderes im Sinne trug, als den gewichtigen Markterlös durchzurechnen, den sie übersorglich, um ihn auch ganz nahe bei sich zu spüren, ins Umschlagetuch eingebunden trug. Es war kalt; der Januarwind ließ einzelne Flocken zwischen den Bäumen tanzen. Rot und frisch strahlte das Gesicht mit den winzigen Mäuseaugen, die ihren Vorteil zu erfassen verstanden, was es auch immer zu beobachten galt. Sie schien ein wenig sonderlich in diesem Betracht zu sein; wenn man im Dorfe herumhörte, erfuhr man darüber erstaunliche Dinge. Daß ihr Mann unterm Pantoffel stand, nun, das war ja eher alltäglich zu nennen, und es hatte vielleicht auch sein Gutes; daß sie ihn aus der Wirtsstube holte, wenn er sich schon einmal nach Feierabend zu einem Glase Bier hinzuschleichen traute, fand die Lacher auf ihrer Seite, aber daß sie dem Mann und den Kindern hin und wieder den Magengürtel enger schnallte, nur so aus reiner Rassucht, um die Pfennige in der Lade zu behalten, obendrein ehrbare Wandersleute mit Zunden hegte oder sie arbeiten ließ und dann ohne Entlohnung, weil sie gestohlen hätten, vom Hofe jagte — das klang nicht mehr gut für eine wohlhabende Bauersfrau und wurde verständlicherweise von den Nachbarn nicht gerade freundlich vorgebracht. Wer's erfährt, den schert's! Sie scherte sich nicht darum und führte weiter mit Maß und Unmaß das Regiment im Hause, und so kam es auch, daß sie jetzt und nicht der Bauer vom Markte heimkam, der inzwischen zu Hause angestellt war, die Wäsche zu mangeln.

Noch besser wäre es freilich gewesen, ihn heute als Treiber dem Gutsherrn verdingt zu haben, überlegte sie, als ein blaffendes Gefnall von Schrottschüssen hinter der Zügelände vernehmlich wurde, und

bald darauf die Kette der Treiber mit Hallo! und Ho! austauchte und rechtsab von der Straße sich wieder zwischen den schneekrustigen, hartgefrorenen Feldern verlor. Sie schaute ein wenig hinüber und ließ sich's wohlsein bei allerlei nahrhaften Gedanken, wie man am zweckmäßigsten, ohne zu bezahlen natürlich und ebenso ohne unrecht zu tun, für den Dreikönigstag zu einem Wildbraten gelangen könne. Dann ließ sie das Wägelchen wieder anrollen und erwog im Wandern weiter, wie es angestellt werden müßte, und bedachte es so lange, daß ihr plötzlich ganz warm wurde und darüber wieder hungrig. So ließ sie sich am Straßenrande auf dem Karren nieder, um einen Happen zu sich zu nehmen. Was da aus der Markttasche hervorkam, kannte ihr guter Mann sicher nur vom Hörensagen: Speckgetüpfelter Preßkopf und rosiges Rauchfleisch, auch Schweinsfülzernes verschwand zwischen den gesunden Zähnen, und, o Wunder, ein heller, wärmender Getreidekorn, den sie ihrem Manne aus der Hand geschlagen hätte, lief, wohligh auf der Zunge glücksend, hinterdrein den Schlund hinab.

Es hatte gut getan. Sie war zufrieden mit sich selbst und der Welt. Zur Plage der Tage gehört auch ein nahrhafter Trost. Die Weihnacht zwar hatte ihr diesen Spruch nicht beschert; da hatte es, ihrer Meinung nach, genug der Plagerei mit Mann und Kindern gegeben, weil sie hungern wollten und das Faulbett hüten, anstatt das Christkind mit tüchtiger Mannesarbeit zu erfreuen.

Piff-paff! machte es wieder vor ihr, ziemlich nahe, und sie blinzelte hinüber. Piff-paff! Und da war auch drüben wieder die Kette der Treiber, und nun sah sie auch die Jäger und dazwischen die todesängstlichen Hasen in rasendem, im Schusse sich überpurzelndem Lauf. Da — einer sprang durch die Kette, husch ins Gebüsch und den Hügel hinauf. Als gelte es, lebend in den Himmel zu kommen, so sprang er, sinnlos vor Angst, auf der Hügelhöhe in das dünne, rieselnde Winterblau hinein. Aber so sah es nur einen Augenblick aus, dann war er, mit einem Saken zu ihr hin, schon fort, und die Frau wollte gerade die Röcke glatt streichen und belustigt aufstehen, um weiterzuziehen, als plötzlich, so daß ihr die Sinne im ersten Schreck beinahe zu schwinden drohten, ein kugeliges, warmes Etwas gegen sie sprang und zuckend in ihren Schoß sich kuschelte und liegenblieb.

Als die Frau, die kaum sich zu rühren wagte, endlich das, was sich da in den Falten ihres Rockes verkrochen hatte, in Augenschein nahm, hatte sie längst erfaßt, was ihr da wie der Leibhaftige aufgehüpft war. Nur zu glauben vermochte sie es noch nicht, zu schwer schlug die Bier

ihr ins Herz wie ein unvorstellbares Glück. Für den armen Lampe konnte das nicht gut ausgehen, der sich da unversehens einen Mutter-schoß zur Zuflucht erkoren und mit blutendem Löffel darin verharrete, als sei er ein Kindlein, welches das Märchen verzaubert hatte.

Ein Märchen war es für beide — für die Frau im besonderen, aber für sie ein nüchternes, gleichsam entzaubertes Märchen, denn sie gedachte natürlich nicht, das Hasenkind zu bergen vor Not und Tod. Der arme Lampe, der in den Himmel gesprungen war, fiel jetzt lebendig, man kann es nicht anders sagen, in die Dreikönigsbratpfanne hinein. Da halfen ihm vor der Frau weder die dunklen anklagenden Augen noch der zitternde Schnurrbart, der auf und nieder stieg. Wer sieht im übrigen so etwas schon, wenn sich das Schlaraffenland mir nichts dir nichts am Wochentag aufzutut, und dazu noch einer Frau, die vom Feiertagsbraten geträumt hat.

Oh sich's der Gase versah, hatten ihn die harten Fäuste schon bei den wunden Löffeln gepackt. Zuckend suchte er sich zu entwinden, jedoch die Frau war schneller. Sie wickelte ihm, weil sie es gerade zur Hand hatte, das Umschlagetuch um den Hals und fesselte ihn dergestalt an das Geflecht des Wägelchens. Dann deckte sie eine Plane über den Kochtopfgefangenen, der sich anscheinend schon im Jenseits wähnte, denn er rührte sich nicht mehr.

Die Frau schaute zurück. Die Treibjagd war längst von dannen gezogen; niemand hatte den Vorfall bemerkt, und obendrein war ihr ja der Gase auf jenem, wie sie meinte, rechtmäßigen Wege aus dem Überfluß zugekommen, nach dem sie so sehr vorhin gesucht hatte. Nun galt nur noch eines, nach Hause zu kommen, so schnell es ging, und die Beute in Sicherheit zu bringen. Das Wägelchen begann über die Eisschrunden der Landstraße zu rattern, daß es nur so eine Art hatte, und die Frau selbst keuchte an dem Tragbände, als gelte es, der Hölle zu entfliehen, womit sie, wenn sie daran gedacht, recht gehabt hätte.

Vor dem Dorf angelangt, wollte sie noch einmal das Labsal ihres Magens lebendig unter der Plane betrachten; es mußte sein, es war ihr ins Gesicht geschrieben. Sie schmunzelte, lüpfte einen Zipfel zuerst und sah das weiße Hasenschwänzchen. Das Wasser lief ihr im Munde zusammen. Nun wollte sie sich natürlich auch an dem übrigen erlaben, an dem weichen Fell (das auch sein Teil erbrachte), an den Läufen und — sie sah ihn schon im Geiste gespickt — dem besonders erfreulichen Hasenrücken.

Sie zog die Plane zurück, da sah sie den Hasen hocken, die Löffel

abwärts, die Augen zu ihr hinauf, das karierte Umschlagetuch, als hätte er Zahnweh, zum Halse zurückgeschoben. In diesem Augenblick fiel es ihr ein, ach, du himmlische Gnade, im Tuch ist ja das Marktgeld drin! Sie wollte gerade zufassen, da gab es einen Sprung und Zusch vor ihrer jähen Bewegung, und der Hase flog, pardaus, mit einem Riesensatz über den Karrenrand und in das Feld hinein. Die Zipfel des karierten Tuches wehten hinter ihm her, und darin war das Geld, das gute, in die Lade einzubringende, nie mehr wiederzuerlangende Geld! Dort drüben sprang es mit Lampe, dem Hasen, auf und davon! Die Frau rannte schon. Wie der Hase vorhin lief sie, als gelte es nun ihr Leben.

Aber Gott, der die Menschen und Tiere nebeneinander leben läßt nach gnädigem Plan, fand für die Bauersfrau in seiner Welt keinen tröstlichen Schoß bereit, wohl aber fand sich ein Tümpel, dünn mit Eis überzogen, in den sie hineinfiel, die Röcke über den Kopf geschlagen, so lang sie war und so breit.

Der Hase lief und lief. Vielleicht haben sich die Heiligen Drei Könige seiner erbarmt und mit dem Lösegeld an seinem Hals seine Jäger für alle Ewigkeit ausgezahlt.



## Der Bäcker von Limburg

Wilhelm Schäfer

In Limburg kam ein Bäcker zur Franzosenzeit dazu, im Zorn der alten Griechen und nackten Leibes ein Geld zu werden. Er wohnte jenseits der Lahn bei seinem Backhaus und war ein stakiger Kerl mit schweren Knochen, der sich seit seiner Wanderschaft als Junggeselle bescheiden bei seinem Handwerk hielt. Wie der im Winter einmal die ersten Wecken aus dem Backofen holte, mochte ein frühes Licht den Marodeuren ein bequemes Frühstück verraten haben. Er hatte gerade den warmen Brötchen mit Kleisterwasser den Glanz auf ihren knusperigen Bauch gestrichen, als ihm ein halbes Duzend dieser Kerle ins Backhaus brach und sein Gebäck hohnlachend in die Leinensäcke scharrte. Weil sie mit Säbeln und geladenen Flinten besser bewaffnet waren als er mit seinem hölzernen Schieber, so dachte er zuletzt: Was hilft es viel? Sie schlagen und sie schießen dir die Knochen entzwei, und deine Wecken haben sie doch! Nur als sie ihm sein wollenes Kamisol wegnahmen, das an dem Backtrog hing, ward er doch wild. Da zogen sie ihm mit Gewalt die Bäckerschürze und die Hosen, selbst noch die Strümpfe aus und jagten ihn hinaus, barfuß mit Hemd und Zipfelmütze in den frostkalten Morgen.

Wie er dann ihrem Sohn entrann, verbleut und blutend, und über die steinerne Lahnbrücke hinauf nach Limburg lief, war da schon alles voll Geschrei und Schüssen. In alle Häuser drangen sie und plünderten und stachen mit Bajonetten tot, was sich noch wehrte. So schlich er sich im Hemd durchs dürre Gebüsch am Ufer hin und kroch zuletzt in einen Binsenverschlag, den sie da für das grüne Futter im Sommer hatten und der nun leer war. Da saß er bis zur Helligkeit, sah manches Feuer blutrot leuchten im kalten Nebel und wartete, ob sie ihm drüben das Seinige auch niederbrennen würden. Er war es zwar gewohnt, in dünner Kleidung zu hantieren, auch im Winter; doch so im Hemd auf einem kalten Brett zu sitzen, obwohl die Nebelnässe den frostigen Staub schon klebrig machte, bekam ihm schlecht.

So kam er, als die Schüsse und das Geschrei mit dem hellen Tag nachließen, verfroren und zähneklappernd an die Lahnbrücke zurück und wollte sich nach Hause schleichen. Darüber sahen ihn drei Kerle, die betrunken aus einer Wirtshaus fielen, und jagten mit ihren Waffen hinter ihm her, wie wenn sie einen Hasen aufgestöbert hätten. Er hätte sich noch über die Brücke retten können, trotzdem ihm eine Kugel unterm Arm durchs Hemd fuhr, wenn er den anderen Maro-

deuren nicht in die Flinten gelaufen wäre, die vordem in sein Backhaus eingebrochen waren. Die trieben ihn zurück bis mitten auf die Brücke und zogen ihm zum Lohn auch noch das Hemd aus. Er war auch ohne Kleider immer noch der Bäcker und hatte Furcht, sein Leben zu verlieren; doch wie der große Kerl mit seinen haarigen Gliedern splinternackt da stand, sah es aus, wie wenn ein großer Wolfshund unter Pinscher geraten wäre.

Und als ihm einer auch noch die weiße Zipfelmütze vom Kopf riß, die als sein Handwerkszeichen den Jörn in Demut niedergehalten hatte, so daß ihm nun der kalte Wind ins Haar fuhr, war es kein Bäcker mehr, der im Winter nackt und frierend auf einer Brücke stand, da war er nur noch ein großes Menschentier, dem die Verzweiflung die Körperkräfte in Wildheit löste. Das schlug dem Kerl, der sich die Zipfelmütze kläffend über sein Käppi gezogen hatte, so ins Genick, daß es abbrach; und wie ein anderer ihn von hinten anfallen wollte, packte er ihn beim Tornisterriemen und warf ihn über das gemauerte Geländer hinunter in die Lahn. Wie das den Plumps tat und nur noch das schwarze Winterwasser seine Kreise schlug, wo eben noch ein Kopf und ein Paar Stiefel durcheinandergezappelt hatten, bevor es weiter unten mit einem Arm heraufkam und wieder sank: da liefen einige, ihrem Kameraden zu helfen, während die anderen mit Setzgeschrei ihn selber hinterherbefördern wollten. Doch weil sie in der Wut vergaßen, daß sie nur mit den Waffen stärker waren und ihn nach Art balgender Buben angreifen wollten: da sah es wirklich aus, wie wenn ein gelber Wolfshund einen nach dem anderen von diesen kleinen, schwarzen, betrunkenen Kerlen zwischen die Zähne genommen hätte. Es ging nicht immer gleich beim ersten Griff, einer schlug erst mit dem Kopf hohl an die Mauer, daß nur sein Käppi im Trocknen blieb, und zwei andere verbissen sich so an ihm, daß sie ihn selber fast mitgezogen hätten, als er den Knäuel über den Rand hinunterwälzte. Einige fanden auch noch Zeit, nach ihm zu schlagen und zu stechen, auch waren alle mit ihren Ketten und Schnallen stachlig genug, sein bloßes Fell mit roten Striemen zu bekratzen, an denen das halbgefrorene Blut in Tropfen hing.

Und schließlich, als er ein halbes Dutzend dieser zappelnden schwarzen Brote in den kalten Backöfen hinuntergeworfen hatte und schon müde wurde, mußte ihm auch noch der Zufall helfen, indem eine Schar von Bürgern aus der Stadt heruntergelaufen kam. Die hatten sich mit Stangen, Sensen und alten Waffen wehren wollen und waren

doch vor einigen Franzosen davongelaufen, die nun schießend und mit Setzgeschrei dahinter herjagten. Wie die Bürger jetzt den nackten Bäcker bei seiner Arbeit sahen, und daß die Kerle mit den Tornistern schlecht schwimmen konnten und auch für die anderen noch Platz da unten war, und daß es schmähslich von so vielen wäre, vor einigen Flinten davonzulaufen, indessen der eine nackten Leibes wacker stand: da ließen sie die schreienden Franzosen bis auf die Brücke kommen und achteten dann die Schüsse und auch die Bajonette nicht. Und ehe noch der bucklige Ortsschreiber, der auch mit einem Säbel dabei war, den Tatbericht hätte aufnehmen können für die Ordnung der Obrigkeit, hatten alle Franzosen den Brückensprung getan, und nur weit unten krochen einige, die sich mit Schwimmen gerettet hatten, wie Katten aus dem schwarzen Wasser. Die ließen sie fürs erste kriechen; aber wo noch irgendwie die Weiber und die Mädchen schrien, weil einer von den Kerlen im Hause war, da brachten sie ihn rasch heraus ans kalte Tageslicht, und noch viel weiter in die Kälte, so daß in einer halben Stunde Limburg die unbequeme Einquartierung schon wieder losgeworden war.

Dem Wolfshund auf der Brücke war es so warm geworden, daß er die Kleider jetzt hin leicht entbehren konnte. Doch wie er sich das Käppi des Franzosen aus dem Dreck aufhob und seine Zipfelmütze davon abzog, sie als das Zeichen seines ehrsamten Handwerks wieder auf den struppigen Kopf zu setzen: da war er auch ohne Hemd und Kleider nur ein Bäcker aus Limburg. Weil der nicht so nackten Leibes auf der Straße bleiben durfte, auf die sich schon die Kinder, auch Frauen und selbst Mädchen wagten, mußten sie ihn da zu mehreren in einem dichten Hausen nach Hause bringen, daß nur darüber weg die nackten Schultern und die Zipfelmütze zu sehen waren, daran ein dünner Strich von Blut ihm mitten auf den Rücken hinunterlief.

Und handeln sollst du so, als hinge  
Von dir und deinem Tun allein  
Das Schicksal ab der deutschen Dinge  
Und die Verantwortung wär' dein.

*Sichte*

## Gebet um Kraft

Walter Flex, 1917

Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden,  
Alles Menschenleben ist Kranken und Wiedergesunden.

Doch in der schwächsten Stunde auch flehe ich nicht um mein Leben,  
Gott, du kannst es mir nehmen, du hast mir's gegeben.

Eines erfleh' ich im Stande der Schwachheit von dir allein:  
Laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein!

Gott, du hast mir noch immer die matten und schlaffen  
Stunden zum würdigen Leben umgeschaffen —

Laß mich vom Brot des Todes nicht unwürdig essen,  
Laß in der heiligen Wandlung mich alle durchlittene Schwachheit  
vergessen!

## Lied eines jungen Arbeiters

Josef Schneider

Nacht war dort, wo ich den Anfang nahm,  
Und lange blieb es Nacht.  
Selten war's, daß mir ein Liebes kam.  
Ich hab' als Kind erst spät und scheu gelacht.

Sterne doch verklärten meine Nacht.  
Des Weltalls kühles Licht  
Lag mild mir im Gesicht,  
Hat die Gottessehnsucht mir entfacht.

Ich riß die schweren Fesseln jäh entzwei.  
Aus der Dumpfheit bodenlosem Schacht  
Trug mich meiner Sehnsucht Übermacht.  
So ward mein Atem frei.

Nun verschwenden alle Tage ihre Fracht,  
Und trunken küsse ich ihr dunkles Rot.  
Gott, gepriesen sei der Erde wirre Pracht,  
Gebenedeit auch du, o Mutter Not!

## Friedrich der Große an seine Schwester Amalie,

Äbtissin von Quedlinburg

Loßwitz, 25. März 1757

Teuerste Schwester, Ich danke Ihnen tausendmal für die Nachrichten, die Sie mir durch Eller von der Krankheit unserer teuern Mutter verschafft haben. Das hat mich sehr beruhigt, und befestigt mich wieder einem Unglück gegenüber, das ich als ein sehr großes für mich hätte ansehen müssen.

Was uns betrifft, liebe Schwester, so hat sich weder in unserer politischen noch in unserer militärischen Lage bis zu diesem Augenblick etwas geändert; alles steht noch gleich, ausgenommen, daß wir die Kantonnierungsquartiere bezogen haben, und daß auch der Feind anfängt, sich zu sammeln und zu verstärken. Stellen Sie sich, ich beschwöre Sie, über alle Ereignisse; denken Sie an das Vaterland und erinnern Sie sich, daß seine Verteidigung unsere erste Pflicht ist. Wenn Sie erfahren, daß einem von uns ein Unglück zustößt, so fragen Sie, ob er kämpfend gestorben ist, und, wenn das der Fall ist, so danken Sie Gott dafür. Es gibt nur Tod oder Sieg für uns; eins von beiden ist notwendig. Jedermann denkt hier so. Wie, Sie wollten, daß jedermann sein Leben für den Staat opfere, aber nicht, daß Ihre Brüder das Beispiel dazu geben? O meine liebe Schwester, in diesem Augenblick gibt es nichts zu schonen. Entweder auf dem Gipfel des Ruhmes, oder vernichtet. Der bevorstehende Feldzug ist wie der von Pharsalus für die Römer, oder wie der von Leuktra für die Griechen, oder wie der von Denain für die Franzosen, oder wie die Belagerung von Wien für die Österreicher. Das sind Epochen, die über alles entscheiden, und die das Gesicht von Europa verändern. Vor ihrer Entscheidung muß man sich furchtbaren Zufällen aussetzen, aber nach ihrer Entwicklung klärt sich der Himmel auf und wird heiter. Das ist unsere Lage. Man darf an nichts verzweifeln, aber man muß jedes Ereignis voraussehen und das, was die Vorsehung uns zuweist, mit ruhigem Antlitz aufnehmen, ohne Stolz über gute Erfolge und ohne sich durch schlechte erniedrigen zu lassen ...

Friedrich der Große  
an seine Schwester Wilhelmine,

Markgräfin von Bayreuth

Leitmeritz, 13. Juli 1757

Ihr Brief ist richtig eingegangen. Sie geben darin Ihrem Schmerz über den unersetzlichen Verlust der achtbarsten und würdigsten Mutter auf Erden Ausdruck. Ich selbst bin von so vielen Schlägen getroffen worden, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

Die Franzosen haben sich Frieslands bemächtigt und werden über die Weser hinübergehen. Sie haben die Schweden dazu veranlaßt, sich gegen mich zu erklären. Siebzehntausend Mann schwedischer Truppen werden nach Pommern übergesetzt werden. Die Russen belagern Memel, Lehwaldt hat sie vor und hinter sich. Ebenso stehen die Reichstruppen im Begriffe, sich in Bewegung zu setzen.

Alles dies wird mich zwingen, Böhmen zu räumen, sobald die großen feindlichen Streitkräfte ihren Anmarsch beginnen. Ich bin fest dazu entschlossen, die äußersten Anstrengungen zur Rettung des Vaterlandes zu machen, und muß abwarten, ob das Glück sich wendet oder mir gänzlich den Rücken zukehrt.

Doch das sind künftige Möglichkeiten, auf die keine menschliche Voraussicht Einfluß hat. Ich segne den Augenblick, in dem ich mich mit der Philosophie vertraut gemacht habe. Nur sie kann die Seele in einer solchen Lage, wie die meinige ist, aufrechterhalten.

Ich lege Ihnen, teure Schwester, meine Sorgen dar. Hätte ich nur persönlich darunter zu leiden, so würde ich nicht bekümmert sein; aber ich muß für Rettung und Glück des mir anvertrauten Volkes sorgen. Das ist der Punkt, um den sich alles dreht. Der kleinste Fehler würde zum schwersten Vorwurfe für mich, wenn ich durch Langsamkeit oder Übereilung den geringsten Verlust herbeiführte, um so mehr, als im gegenwärtigen Augenblicke alle Fehler verhängnisvoll sind.

Die Freiheit Deutschlands und die Sache des Protestantismus, für die soviel Blut vergossen ist, stehen auf dem Spiele. Die Krisis ist so gefährlich, daß eine unglückliche Viertelstunde die tyrannische Herrschaft des Hauses Oesterreich für alle Zeiten im Reiche befestigen kann.

Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und im Begriffe sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich verteilen wollen. Seit der Liga von

Cambrai hat es kein Beispiel einer Verschwörung gegeben, wie sie dieses verruchte Triumvirat gegen mich geschmiedet hat. Die Sache ist nichtswürdig und eine Schande für die Menschheit und für die Sittlichkeit.

Hat die Welt jemals gesehen, wie drei mächtige Fürsten ein Komplott schmieden, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich noch mit Rußland und am allerwenigsten mit Schweden Differenzen gehabt. Wollten im bürgerlichen Leben drei Leute sich einfallen lassen, ihren lieben Nachbar auszuplündern, so würden sie von den Gerichten gehörig vernommen werden, und nun geben Monarchen, die ja gerade diese Gesetze in ihren Staaten beobachten lassen, ihren Untertanen ein so abscheuliches Beispiel! ...

Aber alle diese Betrachtungen sind überflüssig. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserem Eintritt in die Welt gemacht hat.

Ich bin König und habe gemeint, wie ein Monarch denken zu müssen. Mein Grundsatz ist stets gewesen, daß einem Fürsten sein guter Name mehr wert sein muß als das Leben. Es ist eine Verschwörung gegen mich angezettelt worden, und der Wiener Hof ließ es sich einfallen, mich zu beleidigen: das zu erdulden war gegen meine Ehre. Nun beginnt der Krieg, und die Schurkenbande fällt über mich her: das ist meine Geschichte.

Wie zu helfen wäre, ist nicht leicht zu sagen. Bei schlimmen Krankheitsfällen müssen verzweifelte Mittel angewandt werden ...

Friedrich der Große  
an seine Schwester Wilhelmine,

Markgräfin von Bayreuth, nach der Schlacht bei Rossbach

Bei Weisensfels, 5. November 1757

Teuerste Schwester, Endlich kann ich Ihnen eine gute Nachricht mitteilen. Sie wissen, daß die Franzosen mit ihren Verbündeten Leipzig erobern wollten. Ich eilte herbei und jagte sie über die Saale zurück. Der Herzog von Richelieu hatte Verstärkungen im Betrage von 20 Bataillonen und 14 Schwadronen zu ihnen stoßen lassen; sie selbst gaben ihre Stärke auf 63 000 Mann an.

Gestern rückte ich zu einer Rekognoszierung aus, konnte sie aber nicht in ihrer Stellung angreifen. Das machte sie verwegen, so daß sie heute zum Angriffe gegen mich vorgingen. Ich kam ihnen jedoch zuvor.

Die Schlacht war fast ein Spaß. Auf unserer Seite sind, Gott sei Dank, nicht hundert Mann gefallen. Der einzige schlimm verwundete General ist Meinecke. Mein Bruder Heinrich und der General von Seydlitz haben leichte Verletzungen am Arm.

Wir haben sämtliche feindliche Kanonen genommen. Die Niederlage ist vollständig. Ich bin in vollem Marsche, um sie über die Unstrut zurückzuwerfen.

Nach soviel Angst endlich einmal, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Ereignis! Nun wird es in der Welt heißen, daß 20 000 Preußen 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben.

Jetzt kann ich mich mit Frieden in mein Grab legen, denn Ruhm und Ehre meines Volkes ist gerettet. Wir können noch unglücklich, aber nicht mehr ehelos sein ...

### Heimkehr

Baldur von Schirach

Wie sind die heißen Herzen wund!  
Was flattern fahl die Fahnen!  
Es zuckt um müder Mutter Mund  
Ein Ahnen ...

Wir legen ihr das letzte Kind  
In ihres Hauses Halle  
Und sagen: deine Söhne sind  
Wir alle!

### Der Fahnenträger

Rolf Börnsen

Da wird nicht mehr gesungen,  
Spricht keiner einen Laut;  
Wir haben einem Jungen  
Die Fahne anvertraut.

Und als er seine Hände  
In unsre Hände legt,  
Ist's, als ob einer stände,  
Der unsre Ehre trägt.

### Sorst-Wessel-Lied

Sorst Wessel

Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen!  
SA. marschier mit ruhig festem Schritt.  
Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,  
Marschier'n im Geist in unsern Reihen mit.

Die Straße frei den braunen Bataillonen!  
Die Straße frei dem Sturmabteilungsmann!  
Es schau auf's Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen,  
Der Tag der Freiheit und für Brot bricht an.

Zum letztenmal wird zum Appell geblasen,  
Zum Kampfe stehn wir alle schon bereit.  
Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen,  
Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit.

### Canossa

Werner Jansen

Am vierten Tage seiner Buße zu Canossa war Heinrich zumute, als stürzten die Mauern der Burg über ihm zusammen. In der Dunkelheit des Nachmittags ließ er plötzlich sein Pferd satteln und ritt seinem Gefolge voraus gen Reggio. Jedermann achtete sein Bedürfnis nach Einsamkeit, alle edlen Herzen atmeten auf, daß der schöne, ritterliche, nun so jämmerlich gedemütigte König ihnen aus den beschämten Augen kam.

Der Schnee wirbelte in dichten Wolken, und der König hatte genug damit zu tun, auf den Weg zu achten. Aber schließlich überwältigten ihn die Eintönigkeit der Nacht, das rauschende Schweigen und die Erschöpfung der letzten Tage, er schlief im Sattel ein, und als er erwachte, waren ihm Weg und Richtung verloren. Er ärgerte sich, und dann wandelte ihn das Lachen an: was verschlug's auf dem dornenvollen Pfade seines Lebensstreites, wenn er einmal eine Meile nebenan traben mußte? Er glaubte, über den Schneewehen Feuerchein zu sehen, hielt darauf zu und fand ein Gehöft. Ein Greis öffnete das Tor, gedankenlos fragte Heinrich auf Deutsch nach dem Wege, und deutsche Laute schlugen ihm freudig entgegen. Ein prasselndes Feuer lockte in die Kammer. Heinrichs starre Glieder dürsteten nach

Wärme, er fand einen Stall für sein Pferd und für sich einen Platz auf der Holzbank neben dem offenen Herde, dazu einen Becher dunklen, herbsüßen Weines.

„Ein Ritter aus Deutschland!“ flüsterte der Alte strahlend und glitt mit seinen braunen Tazzen ehrfürchtig über das Schwert, das der König abgenestelt und quer über den Tisch gelegt hatte.

„Und du? Kaufest du als Einsiedler?“

„Allein mit meinen Ziegen und Hühnern. Ich war ein Dienstmann im Heere Herrn Heinrichs und bin hier vor einem Menschenalter hängengeblieben. Eine langweilige Geschichte, Herr! Erzählt lieber mir etwas von den Zeitläuften da droben jenseits der Berge. Aber sagt — Ihr schaut ehrlich drein —, wie steht Ihr zum Papst?“

Heinrich lächelte und verbarg sein Gesicht im Becher. „Er ist mein Freund nicht, Alter!“

„Dacht ich's! So ein Herr wie Ihr, jung, stark, schön! Wie könntet Ihr den Teufel lieben, der unseren gnädigen Herrn und König in den Bann getan hat! Sagt, Herr, ist der König wirklich über die Alpen gezogen? Steht er mit Heeresmacht in der Lombardei? Springt er dem hartherzigen Pfaffen an den Hals? — Herr, ich war dabei, als König Heinrich vor dreißig Jahren drei Päpste auf einmal absetzte, und niemand wagte, auch nur zu niesen. Das waren Zeiten! Jetzt sitze ich hier und warte auf die Toren von Königen, die der römischen Meze nachlaufen, statt den Unrat aus dem eigenen Haus zu fegen.“

Heinrich sah nachdenklich an die verräucherte Decke, ein Schinken mit frischrotem Schnitt und blütenweißem Speck leuchtete ihn an, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Die Stunde war ohnehin Goldes wert, er kramte ein Stück aus seinem Beutel und versetzte den Alten damit in geräuschvolle Tätigkeit. Beim Kauen und Schlürfen überdachte er, die Ansicht eines alten Kämpen und Ziegenhirten über die eigenen königlichen Dinge einmal auszukosten und sich an ihr zu reiben. Der Gegensatz begangener Tat zu ihrer geplanten Beredung belustigte ihn und machte ihn vollends munter. Er hieb das Dolchmesser in den Tisch zum Zeichen, daß er noch nicht willens sei, endgültig vom Schinken zu lassen, lehnte sich an die Wand und fragte, was denn der gastliche Wirt von dem Streit zwischen König und Papst im einzelnen wisse und halte.

„Was brauch' ich da zu wissen?“ scholl es dröhnenden Basses zurück. „Der König will oben sein, und der Papst desgleichen. Da ist es klar und verständig, daß der König das größere Recht hat.“

Canossa lag zwar erst eine gute Stunde hinter ihm, aber Heinrich mußte lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten. „Schade, alter Freund, ewig schade, daß die Dinge etwas verworrener liegen.“

„Ach Gott, Herr“, murrte jener dazwischen, „ich sitze hier über dreißig Jahre und habe manch verworren Ding bestaunt, das jetzt ganz dumm und einfältig ausschaut. Es ist eine königliche Kunst, verwickelte Sachen einfach zu machen.“

Heinrich lobte ihn mit freudigen Augen, und die Lust brannte in ihm, sich diesem verwandten Blute zu offenbaren wie Christus den Jüngern, und dann sein Urteil zu fordern. Aber er schlug einen anderen Weg ein. „Das hast du sehr schön gesagt, Alter, das von der königlichen Kunst. Jetzt werde ich einmal so tun, als sei ich der König Heinrich und müßte dir alle Not und allen Jammer klarmachen, und du darfst mich fragen, was du willst. Der König, will also sagen ich — ich habe eine herrliche Erbschaft angetreten, aber ich war ein Kind, ein Dreikäsehoch, hatte schlechte Freunde. Da fiel das Reich auseinander, denn jeder hing an seinem eigenen Nutzen, die Großen und Größten allen voran. Das war eine gute Nahrung für den Papst, der deutsche Zwist und Neid und Eigennutz ...“

„Wahr! Ach, wie wahr!“ rief der Berghirt und trank in tiefer Erregung aus Heinrichs Becher einen tiefen Schluck.

„Ja, mein Alter, es war nicht leicht, aber gottlob hatten meine gekrönten Vorgänger die geistlichen Herrschaften wohlausgestattet, so daß sie ein gutes Gegengewicht gegen den auffässigen landsitzenden Adel boten.“

„Und sie hielten zu Euch?“ schrie der Hörer voll fatten Sohnes.

„Das mußten sie, denn ich war es, der sie mit Ring und Stab belehnte, und so hingen sie ganz und gar von mir ab. Aber höre, als ich neun Jahre alt war, säte der Papst Nikolaus, was heute Gregor erntet: Er erließ ein Verbot, daß Laienhände einen Bischof oder Abt einsetzen dürften.“

„Ich seh' ihn noch, den französischen Zieraffen!“

„Nun, es hat ihm nichts geholfen. Ich wuchs heran, wurde stark und zügelte das Kößlein Deutschland ganz artig. Bis der Teufel selber aus einer faulen Wahl zum Stellvertreter Gottes auf Erden emporstieg und aus altem Unrecht neues Recht drehte. In meiner Lombardei, mußt du wissen, gibt es außer dem Adel und der Geistlichkeit noch eine Partei, nämlich die Städte. Diese Krämer sind mit ihrem Schacher so stark geworden, daß sich Adel und Geistlichkeit lieber auf

meine Seite stellten und mir heute noch anhängen. Kurzum, die Lombardei ist mir treuer als Deutschland, weil ihr die Not zu nahe am Pelze sitzt — die Krämer, Toskana, der Papst, dahinter die wilden Normannen von Sizilien bis Neapel. Aber das führt zu weit. Ein gutes Jährlein ist es her, da wollte ich den Bischof zu Mailand belehnen, denn an die alten, frechen Sätze des Franzosen dachte niemand mehr, da kam Gregor und verwies mir das in dünnen Worten, als sei ich ein Knecht. Ah, wie horchten meine deutschen Großen auf! Nun kriegt er Streit mit dem Papst, frohlockten sie, und sie spuckten sich schon in die Hände, um den Segen recht kräftig aufzufangen. Aber die deutschen Bischöfe standen mir bei, und ich setzte den Papst ab, wie weiland mein Vater es dreifach getan. Vier Wochen hatte ich in Deutschland gute Zeit, die Bischöfe waren obenauf, denn sie konnten Gregor und seine Knute ohnehin nicht leiden. Der Adel duckte sich wieder unter die Krone und zog die Raubkrallen ein. Dann kam der Bann.“

Heinrich verstummte und sah in seine gefalteten Hände. Sein schönes Gesicht verfiel und wurde alt und grau, seine Lippen zuckten, als stiegen ihm Tränen auf. „Sirt“, fuhr er fort, „du kannst nicht ermessen, was in Deutschland überlieferte Dinge bedeuten. Im Bann sein! Sirt, das heißt, unter dem rüdigsten aller Hunde stehen, von jedem gemieden, von allen verflucht. Und den Herbst hatten die großen Barone, Grafen und Fürsten die Geistlichkeit in die Knie gezwungen und mich abgesetzt, das heißt, sie gaben mir vier Monate Zeit, wenn ich bis dahin nicht vom Bann gelöst wäre, dann sollte der Satan, will sagen Gregor, nach Augsburg kommen und mir das Urteil sprechen. — Du weinst? Alter, besinne dich, wir spielen ja nur den armen König Heinrich.“

Der Greis erhob die großen, tränenfeuchten Augen und grollte: „Spiel oder nicht, aber es war doch so, Deutschland hat seinen Herrn verraten! Aber er ist den Narren entkommen, er ist in seiner getreuen Lombardei, er fängt den heiligen Satan und röstet ihn an seinem eigenen Höllenfeuer. Sagt es, Ritter, bestätigt es!“

„Mein guter Alter, die Lombardei ist treu, aber wie soll ich sie halten, wenn ich Deutschland nicht habe? Es ist ja nicht so, daß ein König ein Königreich braucht, sondern umgekehrt, und das meinige in Blut und Boden heißt Deutschland. Dort bin ich, wohlverstanden, immer noch rechtens König, und nur der Bann steht dawider. Ist der gelöst, so müssen sie mich anerkennen, ob sie es gern tun oder im Zorn.“

„Das weiß Gregor so gut wie Ihr und Eure deutschen Gernegroßen. Nimmer löst er den König!“ Der weiße Bart sträubte sich, die Augen wuchsen wie Feuer im Sturm, er hob den Becher abermals und trank ihn aus, stand verwirrt und lief in die Abseite und füllte ihn wieder. „Herr, denkt nicht, ich sei ein Säuser, das war einmal. Nun, glaubt mir's, reicht ein Becher für den ganzen Mond, aber Eure Geschichten machen mir warm.“

„Jetzt wird's Kühler“, scherzte Heinrich, „ich entwich meinen werten deutschen Schwertgesellen und stieg mit Frau und Kind über die Alpen in meine Lombardei und demütigte mich vor dem Papst. Er aber ließ mich stehen. Und da stand ich denn im Bußgewand, mit nackten Füßen, im Schnee und wartete auf seine priesterliche Gnade ...“

„Hört auf, Ritter! Treibt Euer Spiel nicht zu weit und laßt den König draus. Nie und nimmer glaube ich das von dem Sohn meines seligen Herrn! Mit nackten Füßen! Im Schnee vor diesem gelben Geziefer! Ihr kommt von Canossa, Herr, Ihr wißt, dortselbst sitzt der Teufel in seiner Angst vor dem König und seinen Lombarden, und Ihr habt mit seinen windigen Pfaffen dies Märchen zur Schande des Königs ausgeheckt. Schämt Euch! Das ist allzu dumm! Der König vor dem Papst im Schnee und sollte an die Gnade dieses Erzgrausamen glauben? — Mann, ich habe keinen Überfluß, und Fleisch und Brot und Wein sei Euch vergönnt, aber das behalt' ich nicht von Euch. Mit dem König beschimpft Ihr unser ganzes Volk.“ Und er hieb das dünne Goldstück auf den Tisch.

Heinrich ließ es liegen. Er löste den Beutel vom Gurt und spielte mit den Münzen über der Tafel. „Wie du willst, Sirt. Aber nimm noch einmal an, ich sei der König und hätte mich derartig gedemütigt, und es fände sich wirklich ein Priester der göttlichen Gnade, der mich dann noch so mit Füßen von sich stieße, was glaubst du, was dann Deutschland täte?“

„Es stünde auf wie ein Mann und zerrisse den Pfaffen.“

„Ganz recht gesehen, Alter, so seltsam kann unsere Heimat sein. Und um der Einigkeit seines Vaterlandes willen darf auch ein König sich tief in den Staub beugen. Gibst du das zu? — Du schweigst? Wohlan, Freund, wenn aber wirklich der Papst, bedrängt von seinen Freunden, ja von seiner Freundin, der Markgräfin, dies unkönigliche Schauspiel nicht länger mit ansehen konnte, wenn wirklich dieser Papst Gregor seinen Haß mit Klugheit überwand und mir verzieh

und den Bann von mir nahm und damit seinen Helfern in Deutschland die Waffen selber aus der Hand schlug — war dann meine Demütigung vergebens? Verdammst du mich, Alter?“ In seinem Herzen war dem armen König Spiel und Rede längst zu todesbitterem Ernst geworden. Es schien ihm, als stünde er entblößten Leibes vor seinem ganzen Volk und müsse seine Wunden aufweisen und verteidigen. Seine Tat war getan, aber in dieser Stunde stand er noch einmal vor ihr und wog mit neuer Waage ab, ob er sie tun oder lassen dürfe. Zum erstenmal sah er sich als winzige Figur in dem ungeheuren Kampf der Erde und ihres lebendigen Blutes gegen einen dunklen, kalten, unsichtbaren Feind, einen geisterhaften Vampir am Herzen der Menschheit, und es war ihm, als führe er allein mit sehenden Augen ein Heer von Blinden gegen die Zwingburg eisigen Verstandes. So hatte er die Kirche nie gesehen, ihn graute, und der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn.

Sein Wirt war an den Herd getreten und schürte die Flammen, daß der dämmerdunkle Raum taghell wurde. Mit seinen wilden Augen musterte er den König, als wolle er die letzten Falten seines Wesens erfassen, und mit einem Male überließ ihn ein zitterndes Erkennen. „Herr“, stammelte er, „wo ließ ich meinen Verstand? Ihr seht ihm ähnlich. Ihr seid es wirklich selber, Ihr spieltet mit mir und ließt mich gegen Euch murren. Ach, Herr, verzeiht! Wie anders als in der Ferne sehen doch in der Nähe Menschen und Dinge aus! Ich habe meine Ziegen und Zühner und halte den Stall sauber. Ihr habt Volk und Land und müßt für beide im Schlamm der Welt stehen und Euer eigen Herz begraben, damit das Volk lebe. König, verzeiht mir, und habt Dank für die Ehre, die Ihr Eurem Knecht getan.“ Seine Blicke irrten über den Tisch, er griff zum drittenmal den Krug, hob ihn und sprach: „Diesen Trunk bring’ ich dir und deinem Geschlecht! Möge unser Alter glücklich sein!“

Aber Heinrich nahm ihm den Becher mit Lachen und Weinen vom Munde und trank ihn aus wie ein Verdurstender, dem ein himmlischer Bote einen Goralstrunk in sengender Wüste reicht.

Mit wem man nicht schweigen kann, mit dem soll man auch nicht reden.

Georg Stammer

## Choral

Hans Baumann

Nun laßt die Fahnen fliegen  
In das große Morgenrot,  
Das uns zu neuen Siegen  
Leuchtet, oder brennt zum Tod.

Denn: mögen wir auch fallen —  
Wie ein Dom steht unser Staat.  
Ein Volk hat hundert Ernten  
Und geht hundertmal zur Saat.

Deutschland, sieh uns, wir weihen  
Dir den Tod als kleinste Tat.  
Grüßt er einst unsre Reihen,  
Werden wir die große Saat.

Drum laßt die Fahnen fliegen  
In das große Morgenrot,  
Das uns zu neuen Siegen  
Leuchtet, oder brennt zum Tod.

## Soldaten

Serybert Menzel

Soldaten sind immer Soldaten,  
Die kennt man am Blick und am Schritt,  
Die sind hinterm Pflug noch Soldaten,  
Mit denen geht Deutschland mit.

Ihr Wort ist Sprung schon zu Taten,  
Ihr Schweigen ist stolzer Verzicht.  
Sie sind nicht zum Schachern geraten,  
Sie kennen nur ihre Pflicht.

Soldaten kann niemand werben,  
Die spüren schon ihre Zeit.  
Die sind im Leben zum Sterben,  
Im Tode zum Leben bereit.

Bis einer sie ruft aus den Zeiten,  
Die Trommel der Ewigkeit schlägt,  
Dann finden sich all die Bereiten,  
Die Glaube zum Glauben trägt.

Oft mußt du dich allein und einsam fühlen,  
Wenn du der Sendung denkst, die dir obliegt.  
Weit über jedes Maß hast du gesiegt  
Und stehst als Seher noch vor großen Zielen.

Wir können deine Höhe nie erreichen,  
Nur wandern können wir auf deinem Pfad,  
Und unter deiner Führung, deinem Rat  
Lebt unser Banner mit dem Sonnenzeichen.

Und jedes Wort, das du an uns gerichtet,  
Und jeder Blick, den du an uns verschenkt,  
Hat uns geläutert und hat uns gelenkt  
Und unsere Lebensarbeit neu belichtet.

\*

Und solltest du einst nimmer sein,  
So wird dein Geist dich überragen —  
Wird unsrer Kinder Schaffen tragen  
In eine neue Zeit hinein!

Nicht nur an dein lebendig Wort  
Ist deine reine Kraft gebunden,  
Nun, da wir ihren Quell gefunden,  
Ist sie des deutschen Volkes Gott.

Ich möchte auf meinem Grabstein nichts anderes haben als meinen  
Namen.

Adolf Hitler

**Für was wir zu kämpfen haben, ist die  
Sicherung des Bestehens und der Ver-  
mehrung unserer Rasse und unseres  
Volkes, die Ernährung seiner Kinder  
und Reinhaltung des Blutes, die Frei-  
heit und Unabhängigkeit des Vater-  
landes, auf daß unser Volk zur Erfüll-  
ung der auch ihm vom Schöpfer des  
Universums zugewiesenen Mission  
heranzureifen vermag. Adolf Hitler**



## Gerdaunen ist schöner

August Winnig

Da kam ein kleines blondes Mädchen von weither in unsere Stadt. Es hieß Marie und war aus Gerdaunen. Da Marie aus solcher Ferne kam, war sie sogleich der Gegenstand unserer besonderen Teilnahme, und wir zogen sie alsbald in unseren Kreis. Wer von uns kannte Gerdaunen! Keiner hatte jemals auch nur den Namen gehört. In unserem Schulatlas suchten wir den Ort vergeblich. Aber wir hatten eine schöne große Landkarte „von der preussischen Monarchie“; sie stammte aus dem Jahre 1858 und hing an der Wand, und wir betrachteten sie gern in Abwesenheit des Lehrers aus der Nähe. Da fanden wir nach langem Suchen den Namen Gerdaunen. Herr Gott, wie war das weit! Wir mußten uns auf die Zehenspitzen stellen, wenn wir den kleinen Namen lesen wollten, und drückten dann die Spitze des Zeigefingers darauf: hier ist Gerdaunen! Da wurde die Stelle bald etwas dunkel, und wir konnten sie von unseren Plätzen aus erkennen. Da, wo der dunkle Fleck auf der rosafarbenen Landkarte war, da lag Gerdaunen, Mariens Heimat, das ferne, berühmte Gerdaunen.

Was für eine wunderbare Stadt war doch Gerdaunen! Wenn Marie davon erzählte, dann glänzten ihre Augen. Es gab dort unglaublich viel Zühner und Gänse, Schafe und Schweine, Rühne und Pferde. Jeder Mensch besaß dort solchen Reichtum. Und dann war da ein See, so gewaltig groß und schön, daß man es sich gar nicht vorstellen konnte, und Fische waren darin — das war überhaupt nicht zu beschreiben. Wie klein und armselig war dagegen unsere Stadt. Aber es war doch unsere Stadt, auf die wir stolz sein wollten. Sie war alt, das ließ sich nicht leugnen, und sie hatte lauter krumme Straßen. So ganz unter uns schämten wir uns dessen ein bißchen. Aber vor Fremden lobten und priesen wir unsere Stadt und ließen nichts auf sie kommen. Da strichen wir ihre Schönheiten heraus. Da war unsere Kirche: die lag in stolzer Höhe, und zu ihr hinauf führte eine breite Steintreppe mit einem festen Holzgeländer, und auf diesem Geländer konnten wir vom Kirchhofe bis zum Markt hinunterrutschen. Es sollte erst einmal eine zweite Stadt kommen, die dergleichen aufzuweisen hatte! Dann gab es einen geheimen unterirdischen Gang, der führte vom Schloß unter der Stadt hindurch zum Regenstein und noch

weiter bis zur alten Heimburg. Kein Mensch hatte diesen Gang jemals gesehen, und darum konnte man die schönsten, graulichsten Geschichten von ihm erzählen. Das und noch viel andere Schönheiten priesen wir vor Marie, und sie hörte es mit Teilnahme an. Aber nachher sagte sie immer: „Gerdaunen ist schöner!“

Das machte uns unzufrieden, fast ein bißchen traurig und verbittert, und wir glaubten es unserer Heimat schuldig zu sein, Gerdaunen zu besiegen.

„Wir müssen mit Marien in die Umgebung gehen“, sagten wir. Die hohen Berge, die großen Wälder, die Felsen, die so schauerlich tief abstürzten, das alles mußte sie sehen, und wenn sie das gesehen haben würde, dann würde sie nicht mehr sagen: Gerdaunen ist schöner!

Und nun zogen wir an jedem Sonntage, wenn Gott die Sonne scheinen ließ, mit Marien hinaus. Wir erkletterten die Teufelsmauer, diese lange, wilde Felsenreihe, von deren Grat man zu beiden Seiten das herrlichste Land sehen kann. O ja! Marie war sehr erfreut und ließ es an Bewunderung nicht fehlen. Aber als wir auf dem Heimwege waren, da strich sie die blonden Haare aus dem erhitzten Gesicht und sagte: „Es war ganz schön. Aber Gerdaunen ist schöner!“

Da gingen wir mit ihr zum Regenstein. Es ist da Unerhörtes zu sehen. Da ist eine Burg. Nicht etwa so eine gewöhnliche gemauerte Burg, wie man sie allenthalben sieht. Nein, eine Burg, die ganz in den schieren Felsen hineingehauen ist. Diese Burg ist ein Wunder, und es gibt nicht ihresgleichen. Marie sah sie mit staunenden Augen. Marie mußte auch in das dunkle Burgverlies, das eng wie ein Brunnen haustief in den Felsen eingegraben ist, und sie mußte im Scheine der hinabgelassenen Laterne die Schädel und Beinknochen da unten auf dem Boden sehen. Und nachher saßen wir auf einer bemoosten Mauer und ließen die Beine über der Tiefe schaukeln und sahen in die Ferne, bis zu den Domtürmen von Halberstadt. Und gerade da nahm Marie das Wort und sagte: „Oh, es ist sehr schön, ganz mächtig schön. Aber Gerdaunen ist doch schöner.“

Es war furchtbar. Wir machten ein paar schwächliche Versuche, Marie umzustimmen, und gingen nach anderen schönen Plätzen, nach der alten Heimburg, nach dem Kloster Michaelstein und der Mönchmühle, nach dem Bielstein — aber es war immer dasselbe: Gerdaunen war schöner. Da hatten wir eigentlich alle Hoffnung verloren und gaben uns keine Mühe mehr.

Aber dann meinte jemand, wir müßten einmal mit Marie nach dem

Bodetal und der Kofstrappe gehen. Ja, ja! Dann allerdings mußte Marie besiegt sein. Daran war ja gar nicht zu zweifeln. Denn die Kofstrappe und der Serentanzplatz und das Bodetal und überhaupt alles dort, das war das Allerschönste — dagegen konnte freilich nichts anderes aufkommen. Und so gingen wir denn eines Sonntags und gingen recht früh, denn der Weg war weit.

Es war ein schöner Sonntag. Der Wald hatte das erste gelbe Laub, und die Sonne schien, und die Luft war sehr klar. Auch waren wir frohen Muts und sangen unsere Lieder. Manchmal ruhten wir im weichen Moose unter den alten Bäumen und brachen unser Brot. Endlich waren wir dann am Ziel; doch stürzten wir nicht sogleich auf den Platz und an das Geländer, sondern verhielten eine kurze Weile, klopften auch erst den Staub von den Kleidern und putzten die Nasen, und die Mädchen zupften wieder zurecht, was etwa an ihren Saarbändern in Unordnung geraten war. Dann aber gingen wir an die Stelle, wo der Blick, eben noch an die grüne Dämmerung des Waldes gewöhnt, auf das sonnenübergossene Land und auf die schimmernden Gänge der gewaltigen Talöffnung fällt.

Oh, diese Pracht! Da ist das weite Land in seiner Fruchtbarkeit. Da liegen diese Städte und Dörfer mit ihren roten Dächern und weißen Kirchen, und alte Bäume stehen um sie herum. Und da zieht der Fluß — immer weiter, endlos weit, bis er in der letzten Ferne wie ein Silberfaden glitzert und zuallererst im feinen bläulichen Fernedunst verschwindet. Und zur Rechten — da ist der Serentanzplatz mit seinen schroffen Felsen — hoch, unendlich hoch, und dann der mächtige Wall des Gebirges in seiner bunten Laubpracht, und hier und da ein weißer Birkenbaum mitten in dem grüngoldenen Meer.

Aber es handelt sich um Marie. Ja, da stand sie nun im seligen Staunen, und die Hände hatten sich auf der Brust zusammengefunden. Sie blickte verwirrt lächelnd zu uns und sagte: „Oh, wie ist das schön, wie wunderschön!“

Da jubelte es wohl bei uns allen: Jetzt ist sie besiegt! Jetzt wird sie es nicht wagen, uns zu erzählen, daß Gerdauen doch schöner sei!

Doch siehe da: ihre Augen füllten sich mit Tränen bis zum Überlaufen, und ganz traurig sagte sie mit tiefem Seufzer: „Ach! Gerdauen ist doch schöner!“

\*

Viele Jahre vergingen, ehe ich Gerdauen sah. Auf einer Fahrt durch Ostpreußen während des Krieges trat ein Soldat in den Wagen und sagte, wir seien eben in Gerdauen. Da fiel mir ein, welche Bedeutung dieser Ort einst für uns gehabt hatte, ich dachte an Marie und ging hinaus in den Gang, um zu sehen, was von Gerdauen zu sehen war.

Ich werde nie etwas gegen Gerdauen sagen. Wohl sah ich keine weiße Kirche auf hohem Berge, sondern nur einen roten Turm auf ganz ebenem Lande, und statt der Wälder sah ich nur die kahlen Kronen einiger Bäume; auch sah ich keine altersgraue Stadtmauer mit eiseubewachsenen Wehrtürmen und hohen Dächern dahinter, sondern nur eine Zeile niedriger Häuser. Aber ich sage nichts gegen Gerdauen. Denn auch dort wohnen Menschen, die dort geboren und aufgewachsen sind und sich im Herzen mit diesem Boden und allem, was er trägt, verbunden fühlen. Sie lieben ihre Heimat und können nicht anders, und das ist gut. Ihnen allen mag es so gehen wie der Kleinen blonden Marie: man kann ihnen alle Schönheit der Fremde zeigen, daß ihre Augen trunken darob werden, so wird ihr Herz doch immer wieder sprechen: Gerdauen ist schöner!

## Vadder Sodbrink

August Hinrichs

Vadder Sodbrink sitzt an der Chaussee und klopft Steine, mit vielen anderen in einer Reihe. Ganz junge Burschen darunter, mit sehnigen Armen, das Hemd vor der Brust offen, die Mütze flott in den Nacken geschoben, die Zigarette im Mundwinkel baumelnd. Der lange, biegsame Hammerstiel pfeift, so heftig schlagen sie zu, und der Schweiß tropft ihnen von der Stirn. Ja — da kann Vadder Sodbrink nicht mit. Er macht auch gar nicht den Versuch, es diesen Jungen noch gleichzutun, sitzt gemächlich da mit seinen grauen Bartstoppeln, die kurzen, krummen Beine untergeschlagen, langt sich in aller Ruhe einen Stein nach dem anderen, ein kurzer Hieb — Klick — da springt er entzwei, und Vadder Sodbrink langt nach dem nächsten.

Trotzdem die Sonne glühheiß vom Himmel brennt, hat er nur die Jacke abgelegt, aber er trägt noch eine dicke Weste darunter, und das rot karierte wollene Hemd ist bis an den Hals geschlossen. Der junge Bursche zu seiner Linken sieht diesen kümmerlichen Alten ein wenig mitleidig an — junge Leute schlagen doch anders zu! Er hat gerade



einen kopfgroßen Steinbrocken vor sich liegen und läßt seinen Hammer mit weitausholendem Hieb darauf niedersausen — einmal, zweimal, ein volles dutzendmal mit immer größerer Wucht. Als der Brocken dann noch nicht springen will, wirft er ihn wütend beiseite — hol ihn der Teufel!

Der harte Stein kollert vor Vadder Sodbrinks Füße, der nimmt ihn, dreht ihn ein paarmal herum, bis er richtig liegt, ein kurzer Hieb — Klick — da springt er entzwei. Verdutzt wischt sich der Junge den Schweiß. „Er hat sicher schon einen Sprung gehabt“, meint er. „Möglich“, sagt Vadder Sodbrink freundlich, saugt an seiner kalten Stummelpfeife und zerschlägt gleichmütig die Trümmer in kleine Stücke.

Zu Mittag bringt ihm ein Junge einen Blechtopf mit heißem Essen, hinterher kippt Vadder Sodbrink ins Heidekraut und schläft eine halbe Stunde. Dann sucht er die letzten Tabakskrumen aus der Hosentasche, brennt sein Pfeifchen an und arbeitet gemächlich weiter. Am Abend hat er doppelt soviel geschafft als die jungen Kerle. Die stauen und wollen seinen „Kniff“ kenneulernen. Er zeigt ihnen gern,

wie er's macht, aber sie bringen es doch nicht so fertig — das läßt sich nicht lernen, man muß eben den richtigen Schlag dazu haben.

Und Vadder Sodbrink hat zu allem, was er anfängt, den richtigen Schlag. Er flicht Weidenkörbe, schnitzt Holzschuhe, repariert Mähmaschinen, gräbt Brunnen an Stellen, wo sonst niemand Wasser findet — da ist nichts, was Vadder Sodbrink nicht kann. Da ist aber auch nichts, was er nicht brauchen könnte — ein Ende Draht, eine Schraubenmutter, ein Brett, ein rostiges Fahrrad — alles hebt er sorgsam auf und wird es irgendwie einmal verwenden. Wenn er abends nach Haus kommt, muß er immer erst Rucksack und Taschen leeren, wenn er nicht gerade die Schiebkarre mit hatte.

Sein Haus, das ist eigentlich schon zuviel gesagt. Es ist eigentlich nur ein einziger Raum, aber es hat vorn, hinten und zu beiden Seiten lauter Anbauten, und daneben steht noch ein Schuppen mit allerhand Werkzeug. Ursprünglich war's nur ein bauwürdiger Stall, den Vadder Sodbrink, als er jung war, samt dem umliegenden Heideland für einen Pappenstiel kaufte — er wollte seine junge Frau doch in was Eigenes führen. Das ganze Dorf spöttelte damals über ihn; er ließ die Leute lachen und griff zu, schob ein Fuder Dünger aus seinem Haus, pflasterte den Boden mit kleinen Flintsteinen, setzte neue Türpfosten ein, verputzte die löcherigen Wände sauber mit Lehm, baute ein Fenster hinein, deckte das Strohdach neu und strich das Fachwerk mit grüner Farbe — alles nach Feierabend, denn tags ging er auf Arbeit. Seine Frau war ein paar Jahre älter als er und hatte Sommerprossen und rotes Haar, aber sie war von derselben Art und



griff herzhast mit zu. Die Leute vergaßen bald das Lachen, aber sie schüttelten doch den Kopf, als die beiden darangingen, das Heideland umzuwühlen und auf dem dürren Sande zu pflanzen. Anfangs gab's flägliche Ernten, aber Vadder Sodbrink schleppte unermüdlich jeden Pferdewist, den er fand, und manche Karre guter schwarzer Erde heran, zimmerte dazu ein kunstvolles Wasserrad über dem Ziehbrunnen, das seine Frau nur zu drehen braucht, um das Land zu beriefeln, bis endlich ein richtiger grüner Fleck in der braunen Öde entstand. Später half ihm dann der Kunstdünger, sein ganzes Heideland urbar zu machen, aber da war er eigentlich schon über den Berg.

Den ersten Anbau bekam das kleine Haus, als Vadder Sodbrink ein paar Ferkel anschaffte, den zweiten, als er sich eine Kuh leisten konnte, den dritten, als der fünfte Junge geboren wurde und ein Schlafraum vonnöten war. Und dann wurde so ein ums andere Jahr weitergebaut. Natürlich alles mit eigener Hand, denn wenn Vadder Sodbrink seinerzeit auch nur im Winter die Schule gesehen hatte, weil's für einen armen Gütejungen im Sommer was anderes zu tun gab, so hatte er seine kleinen grauen Augen doch immer scharf offen gehalten und jedem Handwerk soviel abgesehen, wie er brauchte.

Bei allen Neubauten blieb das Häuschen selbst aber doch eng und war im Winter immer so voller Rauch, daß man von der Wand nicht bis an die Tür sehen konnte. Da zog Vadder Sodbrink eines Tages drei Stunden weit in die Stadt und brachte auf der Schiebkarre einen richtigen eisernen Herd mit heim, zwar alt und rostig, aber immer noch brauchbar, wenn man ihn gut mit Lehm verschmierte. Es war hier, wo alle Häuser noch offene Feuerstellen hatten, der erste Herd, und er wurde viel bewundert. Das Ofenrohr mußte durch die Lehmwand ins Freie geführt werden, und so sitzt es noch heute dort und tut, vielfach geflickt und ummantelt, redlich seinen Dienst.

Acht Jungen und ein kleines Mädchen wuchsen in der Wärme dieses Herdes heran und wurden täglich satt; sobald aber einer die Schule durchlaufen hatte, mußte er wie ein flügger Vogel heraus aus dem warmen Nest und wurde irgendwo in die Lehre gesteckt. So wurde das Haus allmählich leerer, nur zu den Feiertagen kamen sie immer alle wieder heim, wunderten sich, daß sie in dieser Enge Raum gehabt hatten, füllten Haus und Neubauten einen ganzen Tag lang mit Lärm und Lachen und verschwanden wieder. Sie hatten alle hart arbeiten gelernt und schlugen sich redlich durch, jeder brachte mit den Jahren einmal ein Mädchen mit, das Mutter Sodbrink nach dem

Essen im Küchenanbau das Geschirr spülen half, dann ließ sich einer nach dem anderen als verheirateter Mann irgendwo nieder, wo er sein gutes Auskommen fand.

Nur die Jüngste, das Nesthäkchen, wollte ein wenig höher hinaus und ging in die Stadt. Nach ein paar Jahren kam sie mit einem Kind zurück, ohne Mann, und wurde gern wieder aufgenommen. Jetzt kann der Kleine schon seinem Großvater das Essen nachbringen. Vadder Sodbrink hat wieder jemand, für den er Zapfen und Windmühlen schnitzen kann, und Mutter Sodbrink hat eine Hilfe im Haus.

Neue Neubauten sind nicht mehr nötig, dafür baut Vadder Sodbrink andere Dinge. Er wohnt weitab vom Dorf, aber er hat es fertiggebracht, selbst eine Leitung zu ziehen, und jeder Winkel im Hause hat jetzt abends sein elektrisches Licht. Zwischen zwei hohen Kiefern draußen schaukelt ein dünner Draht, auf der Kommode im großen Anbau steht ein Kasten, den Mutter, Tochter und Enkel nie berühren dürfen, aber wenn Vadder Sodbrink abends an den geheimnisvollen Knöpfen dreht, ertönt hier in der tiefen Einsamkeit plötzlich die Stimme der großen Welt — nur der Pastor und der Wirt im Dorf haben Ähnliches aufzuweisen.

Ja, Vadder Sodbrink bringt alles fertig, und wenn es irgendwo eine besonders tüftelige Arbeit zu tun gibt, muß Vadder Sodbrink dazu heran, obwohl er jetzt älter wird und es eigentlich nicht mehr so nötig hätte. Dazu hat er ein Amt bekommen, er ist Wegewärter und trägt bei Frost und Hitze eine neue blaue Mütze mit silberner Kokarde, die er nur absetzt, wenn er sich schlafen legt. Doch es läßt sich nicht leugnen, daß er nicht mehr der Jüngste ist — Beine und Rücken sind krummer geworden, die weiten Wege jeden Tag fallen ihm sauer. Auch das Radfahren im tiefen Sand ist kein Vergnügen für alte Knochen.

Aber wozu hat er seinen Kopf? Eines Tages schleppt er eine rostige Maschine in seinen Werkzeugschuppen, und nun schraubt und bastelt und probiert er eine ganze Woche lang bei verschlossener Tür, bis an einem schönen Morgen draußen plötzlich ein Getöse und Geratter ertönt, daß die Frauen entsetzt aus dem Haus stürzen. Da fährt Vadder Sodbrink gerade mit Donnergeknatter auf seinem Motorrad davon, eine Wolke von Staub und blauem Stank hinter sich lassend.

Jetzt macht er keinen Weg mehr zu Fuß. Stillvergnügt rattert er über die Straßen, klein und zusammengedückt auf dem Sattel hockend,

mit blauer Schirmmütze und Autobrille, den unentbehrlichen Rucksack auf den Rücken geschnallt.

Das Anbauen kann er nicht lassen — er hat noch einen alten Fahrradsattel im Schuppen liegen; sein nächstes Ziel ist, einen Soziussitz für seinen Enkel zu bauen. Die nötigen Schrauben und Federn wird er, so hoffe ich, schon dazu finden.



## Das Aufstehen

Eberhard Wolfgang Möller

Wir falten unsre Hände,  
Die Sonne steht im Ost.  
Noch liegt auf dem Gelände  
Der Morgenfrost.

Der Tisch ist schon geschauert,  
Die Küche ausgekehrt.  
Die Mutter steht und feuert  
Mit Holz den Herd.

Die Kinder sind verschlafen  
Und rühren Flamm und stumm  
Die Milch in ihren Safen  
Mit den Löffeln um.

Der Vater streicht mit seinem  
Sandrücken übers Kinn  
Und sieht besorgt von einem  
Zum andern hin.

Er stopft die kurze Pfeife  
Mit schwarzem Krausen, dann  
Zieht er sich die steife  
Lederjacke an

Und tritt hinaus. Die Spatzen  
Zirpen unterm Dach.  
Die Zühner aber kratzen:  
Wir sind schon lange wach.

## Fastnacht

Des Knaben Wunderhorn

Die Fastnacht bringt uns Freuden zwar,  
Viel mehr denn sonst ein ganzes halbes Jahr.  
Ich mach' mich auf und tät spazierengehen,  
An einem Tanz,  
Mir ward ein Kranz  
Von Blümlein Glanz,  
Des erfreut ich mich gar sehr.

Ich bot der Jungfrau meinen Gruß,  
Ganz freundlich trat sie mir auf meinen Fuß,  
Wenn du nur wolltst,  
Sie sprach: „Gut Gesell, wenn ich dir sagen sollt',  
Ich wär' dir hold!  
Kein Silber und Gold  
Ist meiner Liebe Sold.

Hinter meines Vaters Hof steht ein' Tür,  
Da ist weder Schloß noch Kiegel dafür,  
Da geh hinein, daß man dich nicht seh' noch spür',  
Sie ist geschmiert,  
Daß sie nicht klistert,  
Kein Mensch dich irrt,  
Tritt fröhlich hinein zu mir."

Des Nachts hob sich ein Wetter groß,  
Das über Berg' und tiefe Tal her floß.  
Deselben Wegs mich nie keinmal verdroß;  
Ich stahl mich aus  
Still wie ein' Maus  
Und kam ins Haus  
Und lebt im Saus  
Mit der Lieben die ganze Nacht.

Wer nach den Sternen reisen will, der sehe sich nicht nach Gesellschaft um.

Sebbel

## Grabschrift des Prinzen Karneval

Wien, 18. Jahrhundert

Mein Leser, stehe still bei diesem Leichenstein:  
Hier liegt der Karneval samt seiner Pracht begraben.  
Der Narren Torheit muß in solche Schranken ein,  
Und hat kein andre Gruft als diese wollen haben.

Es ist die edle Zeit und alle Freud dahin,  
Und manches Kapital ist auch damit gestorben.  
Dies, was noch übrigblieb, ist Elend und Ruin.  
Derselbe weiß's am best, der jezund ist verdorben.

Dem tun die Füße weh, der ist ihr Magen kalt,  
Der dritte, der hat kaum ein'n Kreuzer mehr im Kasten.  
Drum wohl demjenigen, der also Fastnacht halt,  
Daß er mit gutem Mut kann leben in den Fasten.

## Bildnis der Mutter

Heinrich Lersch

Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgeschheiteltes Haar, ein wenig Sommerprossen unter den dunklen Augen und trug immer dunkle Kleider. Im Sommer band sie ein weißes Tuch um die Stirn; sobald die Sonne schien, litt sie unter heftigen Kopfschmerzen. Im Winter hustete sie viel. Wenn sie eine kleine Last trug, ging ihr Atem schnell und heftig.

Von dem vielen unterdrückten Husten muß sie wohl den schmalen, etwas zusammengekniffenen Mund bekommen haben, der um der Worte Wert und Gewalt wußte. Sie hatte sieben Kinder. Kesselschmiedsbrut kommt schon halbtaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so flang manchmal vom Waschfaß oder Kochherd leise und ruhig das Wort „Kinder!“ Solche durchtönende Kraft, Zauber und Macht ging von Mutters Sprache aus, daß wir nicht nur gebändig gehorsam, sondern in uns gestillt und beruhigt wurden. Mit dem einzigen Wort „Kinder!“ — in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild — hat Mutter uns erzogen. Nie fiel in dieser ärmlichen Umgebung ein rohes oder Schimpfwort; sie glaubte so stark an das Anständige und Gute in ihren Kindern,

daß Beifügungen wie böse oder schlimm in ihrer Sprache fehlten. Sie leitete uns mit der magischen Gewalt ihrer Augen. Wir fühlten ihre Blicke wie helle Sonnenkringel auf unserem Gesicht, wenn Mutters Augen auf uns sahen. Wir taten — und hier ist dieser Satz keine Phrase —, „was wir ihr von den Augen absehen konnten“. Wenn wir etwas Unrechtes getan hatten, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, daß sie nicht umsonst an den anständigen Kerl in uns geglaubt hatte.

Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne. Das Gesicht der Mutter stand über dem wildesten Spiel und ging so lebendig mit uns auf unseren Wegen, daß all unsere Taten und Unterlassungen von vornherein durch ihre Gegenwart gerichtet waren. „Was wird Mutter dazu sagen?“ Dies Wort kam uns nicht einmal mehr bewußt ins Gedächtnis, es stand über unserem Leben.

Zärtlichkeiten waren unbekannt. Nie werde ich den ersten Kuß vergessen, den sie einem ihrer Kinder gab. Als Achtjähriger erwachte ich eines Nachts, tastete mich voll Unruhe durchs dunkle Haus in die Küche, stieß im Finstern an die Bank, fühlte auf dem Bankbrett ein kleines, eiskaltes Gesicht, dann den nackten, kalten Säugling. Ich tastete über den Tisch hin, stieß auf die Mutter, die mit dem Kopf über den Armen eingeschlafen war. Vor Angst und Aufregung konnte ich nicht sprechen. Da erwachte die Mutter, machte Licht und frug: „Heini, was fehlt dir?“ Ich wies auf die Bank und sagte: „Leg ihm doch ein Kissen unters Köpfschen und decke ihn zu!“ Da beugte sie sich über das kalte Gesichtchen und sprach: „Sermann ist tot, er braucht kein Kissen mehr, er ist diese Nacht gestorben.“ Dann küßte sie das tote Kind auf den Mund, und da sah ich die ersten Tränen in der Mutter Augen. Wir erfuhren es erst später von der Nachbarin, daß sie fast jede Nacht mit dem wimmernden Kind in der Küche gewacht hatte, damit der Vater wenigstens schlafen konnte. Auch eine kleine Schwester starb nach langer Krankheit. Jedes Jahr wurde ein neues Kind geboren, und dann sahen wir Mutter drei Tage nicht; es waren die einzigen Tage, an denen sie krank feierte und ausruhte. Wenn am vierten Tage Kindtaufe war, tat sie, ein wenig blässer als vorher, ihre gewohnte Arbeit. Sie weigerte sich beharrlich, mit am Festtags-tisch zu sitzen. Sie bediente die Taufgäste, wie sie das ganze Jahr über diente. Keiner von uns hat Mutter je mit am Familientisch essen sehen. Dreißig Jahre lang stand sie, wenn wir, Vater und

Kinder, beim Essen saßen, zwischen Tisch und Kochherd; manchmal angelehnt in ausruhender Müdigkeit, aber immer gewärtig, einen Teller aufzufüllen oder eine Schüssel zu bringen. Zwischenbei richtete sie Vesperbrot für die Ausgehenden, ordnete oder säuberte still, daß sie niemand störte. Erst wenn wir alle gegessen hatten und zur Arbeit weg waren, aß sie für sich allein.

Jeden Morgen stand sie vor fünf Uhr auf. Wenn wir von der Schlafkammer kamen, stand der Morgenkaffee mit gestrichenen Broten für alle bereit, hing die Wäsche fertig an den Schnüren. Manches Mal war sie schon um halb sechs Uhr in die heilige Messe gegangen, trotzdem der Weg dahin fünfzehn Minuten weit war.

Unsere Mutter war die älteste Tochter einer Familie von vierzehn Kindern, die im Jahre 1888 nach Amerika auswanderte. Sie blieb allein hier, weil sie sich mit dem fast doppelt so alten Kesselschmied verheiratete. Im ersten Jahr verloren sie durch einen unglücklichen Prozeß ihre kleine, kaum errichtete Werkstatt. Sie wurden gleich im Anbeginn so mit Schulden belastet, daß sie nur noch für die Gläubiger zu schaffen hatten. Der Gerichtsvollzieher blieb einer der ständigen Gäste der Familie. Des Vaters Sinn verdüsterte sich durch dieses Unglück, er wurde auch körperlich krank. Nun hatte die Mutter auch noch die Last der Werkstatt zu tragen. Mit ihrer schönen Handschrift machte sie alle Schreibarbeiten, lernte das technische Rechnen und führte die vielen Prozesse durch, die der Vater wider ihren Willen anfang. Sie machte es so gut, daß die Werkstatt auf ihren Namen eingetragen wurde und ein Richter in einer Klageschrift wegen einer technischen Sache den Satz aufnehmen ließ: „Klägerin ist Fachmann!“ — Die Krankheit des Vaters führte zu solch einem Eheelend, daß die wenigen Bekannten ihr rieten, sich von ihm zu trennen. Auch wir Kinder konnten ihr nichts anderes raten. Doch dann lächelte die Mutter traurig und stolz; jedesmal sagte sie: „Ich hab’ es Gott am Altar geschworen, meine Pflicht zu tun — Kinder, ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde!“

Und so wuchsen wir heran; einer nach dem anderen kam in die Werkstatt. Als der Jüngste aus der Schule entlassen wurde, brach der Krieg aus. Am Morgen des ersten Mobilmachungstages gingen wir noch einmal in die Messe. In dieser Stunde schrieb ich ihr zum Trost mein Abschiedslied: „Laß mich gehen, laß mich gehen!“ in ihr Gebetbuch. Von ihrem Mutterschmerz fand das Lied den Weg ins Vaterland und wurde zum Trostlied so vieler Kameraden, auch das Ab-

schiedslied so vieler Kameraden, auch das Trostlied ihres Jüngsten, der am 12. September 1918 an der syrischen Front bei Bethlehem bei den Rückzugskämpfen vermißt blieb. Sie hoffte, er würde heimkehren, bis es keine Hoffnung mehr gab. Dann wurde sie Großmutter von acht Enkelkindern, pflegte den Mann in stiller Pflichttreue, bis er, vierundachtzigjährig, starb. Als sie diesen Mann, ihr Schicksal, in Gottes Händen wußte, da war ihr Leben und ihre Mission erfüllt: sie erkrankte gleich hinterher und starb, genau auf den Tag ein Jahr später als der Vater. Sie starb, wie sie gelebt hatte, unter unsagbaren Leiden, am Krebs.

Meine Mutter war nur von Gestalt und Körperkraft eine ganz kleine, schwache Frau. Ihre Seele jedoch war die einer großen Heldin. Sie war eine der Million stiller und schlichter Mütter des Volkes, die in christlicher Erkenntnis ihres Schicksals das Wort mit Blut und Leben zur Wahrheit machten: Besser Unrecht leiden als Unrecht tun!

Ich knie vor dem Bildnis meiner toten Mutter und erneuere den Schwur, den ich als kleiner Junge fest in mein Herz prägte: Stark und groß zu werden, um ein Kämpfer zu sein für das Recht der Mütter auf ihr mütterliches Glück!

Liebe Mutter, und du sollst tot sein?

\*

Den Müttern gilt mein Gruß. Nicht weil sie Weiber sind und Kinder bringen — sondern den tapferen und wahrhaften, denen, in denen die tiefste Ehre des Mutternamens lebt: Quelle des Gottlebens zu sein. Denen, die Ehrfurcht wirken und Liebe um sich verbreiten.

Mutter — das ist Gegenwart und Sorge und Fleiß und ewige stille, dienende Handreichung des Nächsten. Und doch tausendmal mehr als das, denn es ist das alles von Adel erfüllt und von Lieblichkeit durchgossen.

Mutter — so voll Güte, Soheit und unauslöschlichen Schenkens ist dies Wort! Es ist Speise und Trank und Aufatmen, ist die sichere, tragende Heimat der Seele.

Nein! Wo nur der Leib geboren hat, das nenne ich nicht Mutter. Nur die als Wirkerin in ihrem Volke steht, die die segnende Macht der Ewigkeit durch Hände und Leib und Herz leitet, nur die sei uns dieses Namens wert.

Georg Stämmle

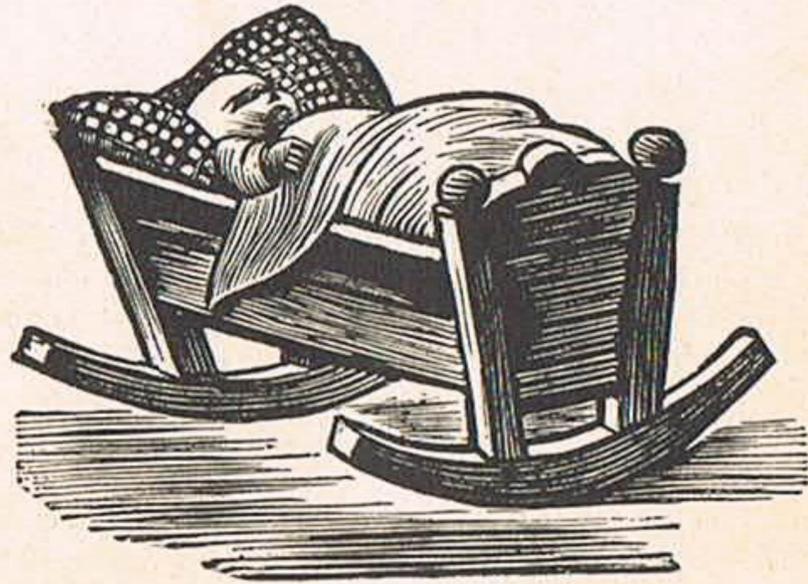
## Gode Nacht

Theodor Storm

Oever de stillen Straten  
Geit klar de Klokkenslag;  
God Nacht! Din Hart will slapen,  
Un morgen is of en Dag.

Din Kind liggt in de Weegen,  
Un ick bliin of bi di;  
Din Sorgen un din Leven  
Is alles um un bi.

Noch eenmal lat us spraken:  
Goden Abend, gode Nacht!  
De Maand schient ob de Baken,  
Unf' Herrgott hölt de Wacht.



Wir wollen in einer Zeit/da Millionen  
unter uns leben ohne Verständnis für  
die Bedeutung des Handarbeitertums,  
das deutsche Volk durch die Arbeits-  
dienstpflicht zu der Erkenntnis erzie-  
hen/ daß Handarbeit nicht schändet  
nicht entehrt/ sondern vielmehr wie  
jede andere Tätigkeit dem zur Ehre ge-  
reicht/ der sie treu und redlichen Sün-  
nes erfüllt. Adolf Hitler



## März

### Vorfrühling

Ina Seidel

Durch die frühe Dämmerung  
Geh' ich ganz in Träumen hin,  
Und ich weiß es nicht, warum  
Ich so still und selig bin,  
Daß mein Herz ganz hold und leicht  
Wie ein Veilchenstrauß sich trägt —

Plötzlich überkommt es mich:  
Sorch — die erste Amsel schlägt!

### März

Prinz Emil v. Schönau-Carolath

Es liegt ein Märztag trüb und weich  
Auf mitteldeutschen Hügeländen,  
Zur Küste geht des Winters Reich,  
Es bricht das Eis, die Schollen stranden.  
Im Tropfenfall steht windgeneigt  
Der Wald, des Winterschlafs entraten,  
Und auf den nassen Täckern zeigt  
Sich zarter Schimmer junger Saaten.

Wildgänse ziehn mit schnellem Flug  
Und hellgestimmter Wanderweise,  
Auch unser Herz erfaßt ein Zug,  
Daß es dem Lenz entgegenreise.  
Ein Wind aus Süden kommt mit Kraft  
Und löscht den Schnee von Furt und Brücke,  
Er treibt auch uns zur Wanderschaft  
Nach unbekanntem großem Glücke.

## Holzfaller

Johannes Linke

In den Wäldern, die zum Himmel brausen,  
Wenn der Märzsturm um die Berge weht,  
Unterm Wipfeldach der Bäume draußen,  
Über denen sich der Sternkreis dreht,  
Sind wir sesshaft, schaffen wir und hausen,  
Bis die Werkelwoche stille steht.

Unsre Eltern, Kinder, unsre Weiber  
Bieten uns nur sonntags kurze Rast.  
Bauern, Häusler und Gemeindefreiber  
Kennen uns im Dorfe nur als Gast,  
Denn wir betten unsre müden Leiber  
Nachts im Moos nach unsres Tagwerks Last.

Wenn am Montag mit verschlafnen Stimmen  
Turmgeläut das Dorf zum Frühmahl weckt,  
Sind wir schon am Berghang und erklimmen  
Unsre Gipfel, die der Wald bedeckt,  
Wo sich noch der Samstagbrand mit Glimmen  
Unter weißer Aschenschicht versteckt.

In der rauchgebeizten Kindenhütte  
Rasten wir ein wenig auf der Bank,  
Ziehn das Werkzeug aus der Laubstreuschütte,  
Prüfen an den Sägen Schliß und Schrank,  
Spähen, ob kein Rost den Stahl zerrütte,  
Ob der Arttschaft fest, die Schneide blank.

Wie die Stämme, die wir haun und schneiden,  
Wie des Staudenwerkes Vielgestalt,  
Wie die Kräuter, die uns Rast bereiten,  
Wenn die Nacht sich überm Berge ballt,  
Unbedürftig, zähe und bescheiden  
Wurzeln wir in unserm Heimatwald.

## Dem unbekanntem Soldaten

Rainer Schlösser

bei Ecoust St. Mein, 24. März 1918

Den Friedhof fand ich, wo der Bruder ruht,  
Doch konnt' ich keines Kreuzes Schrift mehr lesen,  
Die stille Statt war Kampfgefild gewesen,  
Auf dem das Schlachtgewitter sich entlud.

So birgt die Erde heimlich denn ihr Gut,  
Läßt nicht nur Leiber, Namen auch verwesen.  
Was tut's? Die sich der Kriegsgott auserlesen,  
Sind namenlos noch Blut von unserm Blut.

Drum senkt das Haupt vor diesen stummen Steinen,  
Um die die Mütter und die Bräute weinen.  
Vielleicht, daß euch die Helden Bruder nannten  
Wie mich der Tote, den ich nicht mehr finde  
Und dem ich Kränze um ein Grabmal winde;  
Nicht ihm allein, auch all den Unbekannten.

## Ja, wir sind Wiederhall ewigen Halls

Hans Carossa

Ja, wir sind Wiederhall ewigen Halls.  
Was man das Nichts nennt, ist Wurzel des Alls.  
Aber das wollen wir mutig vergessen,  
Wollen die Kreise des Da-Seins durchmessen!  
Was hier nicht gebunden wird, ist nirgends gebannt.  
Wie weit eine Liebe sich spannt  
In die Zeit, in die Tat, in das Glück ihrer Erde,  
So tief wird sie zeugen im ewigen Werde.

## Beweinung

Rudolf G. Binding

Es weinten Mütter,  
Daß starben die Söhne,  
Daß starben die Männer.

Einst trugen den Keim sie,  
Legten die Blüte —  
Nun müssen sie weinen  
Der fallenden Frucht.

Weint nicht, ihr Mütter!  
Früchte fallen im Wind  
Oder der Schnitter  
Tritt hinzu und schneidet sie ab.  
Nicht in der Kraft  
Des Baums liegt die Ernte.

Weint nicht, ihr Mütter  
fallender Söhne.  
Was wären Siege  
Ohne den Tod von Helden?

Da ihr sie unter dem Herzen getragen,  
Habt ihr nicht manche selber gebetet:  
„Laß mich, mein Schoß,  
Helden gebären.“  
Da standet ihr selber  
heimlich im Bund gegen sie mit dem Tod.

Weint nicht, ihr Mütter!  
Immer verliert ihr.  
Helden fallen,  
Und Söhne gehen von Müttern.  
Das sind alles  
Große Gesetze,  
Einfache Rechte,  
Atem und Lidschlag  
Ungeheuren Geschehens.

Wir wissen um die Stirn, die für uns denkt,  
Wir wissen um den Puls, der für uns schlägt —  
Doch seine Hand, die er uns frei entgegenträgt,  
Und die uns spruchlos in Gefolgschaft zwingt,  
Ist Hirn und Herz in eins.

Das ist die Hand, die unser junges Deutschland lenkt,  
An der das Schicksal ganzer Völker hängt,  
Die sich für dich und mich und alle ruhlos regt:  
Die Hand des Führers.

Sie ist die Hand des Bauern, wenn er sät,  
Wenn er das Mutterkorn dem Acker anvertraut  
Und gläubig vor der tiefen Urkraft steht,  
Die ihm aus deutschem Boden Brotsfrucht baut.

Sie ist die Hand des Werkmanns, der da schafft  
Und um den Hammerstiel sich wuchtig krampft,  
Den Eisenring, der schadhast auseinanderklast,  
Hämmernd in Form und Rundung stampft.

Sie ist die Hand des Kriegers, wenn sie jäh  
Dem Feind der Ehre sich entgegenballt.  
Sie ist die Hand des Kämpfers, der sie zäh  
Trotz Haß und Lüge um die Fahne krallt.

Sie ist die Hand des Führers, wenn sie stur  
Verleumder, Kriecher, Heuchler auf die Seite schiebt.  
Sie hält Gericht. Sie fordert Eid und Schwur  
Und hält ihn selbst dem, der ihn gibt.  
Sie schreibt Geschichte in des Reiches ew'ge Spur.  
Die Hand des Führers!

Herr, laß mich hungern dann und wann,  
Satt sein macht feig und träge,  
Und schick mir feinde Mann um Mann,  
Kampf hält die Kräfte rege.

Gustav Falke



Ach, das Leben ist schwer. Ich habe es nie geglaubt und habe einmal, als meine Mutter es sagte, darüber gelacht. Denn was ist schwer im Leben? Die Arbeit habe ich von meiner Kindheit an gelernt. Ob ich bei meinem Bauern nun auf dem Acker arbeiten muß oder im Hause oder im Garten, ist mir einerlei, ich werde mit allem fertig, was kommt. Ich kann auch schwere Mannesarbeit verrichten, wenn es darauf ankommt, mit den Pferden umgehen und pflügen. Nein, das alles ist nicht schwer, wenn man es will. Abends nach der Arbeit stehe ich bei den anderen Mädchen, und dann erzählen wir uns, was wir denken und uns wünschen; und dann lachen wir darüber, denn morgen denken wir vielleicht schon wieder ganz anders. Manchmal sitze ich abends auch allein in meiner Kammer bei einer Handarbeit. Dann erzähle ich mir allein, was ich denke und mir wünsche, viel mehr, als ich den anderen Mädchen erzähle. Und am Sonntagnachmittag gehe ich mit den anderen Mädchen durchs Dorf und nach dem Teiche und in den Wald. Manchmal treffen wir dann Klaus Ehlers. Und wo Klaus Ehlers ist, geht es immer hoch und lustig her. Er kann von allen im Dorf am besten tanzen, das sagen alle Mädchen. Und sie sagen auch, daß er leichtsinnig sei und das Geld nicht rechne. Aber das glaube ich nicht. Ich mag ihn gern leiden. Wenn ich abends allein bin, denke ich gern an ihn. Warum sollte ich nicht gern an ihn denken?

Er dient seit zwei Jahren bei Markus Tonner. Er ist groß und stark und kann tüchtig arbeiten. Einmal hörte ich, daß sein Bauer ihn bei meinem Bauern lobte. Darüber habe ich mich sehr gefreut, ich weiß selber nicht, warum. Aber er hat noch nie mit mir getanzt. Er tanzt mit allen anderen Mädchen, nur nicht mit mir. Und nun frage ich mich immer: Warum tanzt er nie mit mir? Ich bin doch auch da, und er kennt mich doch. Wenn er an mir vorbeigeht, nennt er mich immer bei meinem Namen. Selten sagt er mehr zu mir. Einmal sagte er: „Du wirst mit deinen großen Augen von Tag zu Tag schmucker, Lene.“ Darüber erschrak ich so sehr, daß ich ihm erwiderte: „Du kannst mir im Mondschein begegnen, Klaus Ehlers.“ Das flog so aus mir heraus. Nachher tat es mir leid, daß ich das zu ihm gesagt

hatte. Aber ich wußte ja auch nicht, was das bedeuten sollte, was er zu mir gesagt hatte. Er selber dachte sich wohl nichts dabei, er lachte mich aus. Seit dieser Zeit mochte ich ihm nicht mehr in die Augen sehen. Je weiter man kommt, fühlt man doch, daß das Leben nicht so leicht ist, wie man sich das vor zwei oder drei Jahren noch vorgestellt hat. Die Arbeit ist nicht schwer und wird nie schwerer werden. Aber das Leben ist etwas ganz anderes als die Arbeit.

Gestern abend ist mir Klaus Ehlers nun im Mondschein begegnet, ganz anders allerdings, als ich es gemeint hatte. Ich will alles genau so erzählen, wie es sich zutrug. Ich war bei der Schneiderin im Nachbardorf und kam spät am Abend zurück. Der Mond warf sein Licht hell über den Weg. Ich ging still für mich hin und dachte wie immer und überall: Warum tanzt Klaus Ehlers eigentlich nie mit mir? Da sah ich am Wege, gegen ein Secktor gelehnt, einen Mann stehen. Ich erschrak fürchterlich, sprang zur Seite und wollte fortlaufen. Da fragte der Mann: „Hast du denn Angst vor mir, Lene?“ — „Ja“, erwiderte ich standhaft. Dann erst besann ich mich darauf, daß es Klaus Ehlers war, der dort stand. Ich blieb nun wohl stehen, ging aber keinen Schritt näher auf ihn zu. Ich sagte zu ihm: „Was stehst du hier draußen eigentlich?“ Er fragte: „Kann ich hier nicht stehen?“ — „Ja“, sagte ich, „das kannst du natürlich, ich habe nichts dagegen.“ — „Du solltest mir ein wenig Gesellschaft leisten und zu mir kommen, Lene“, sagte er. „Oha“, lachte ich, „dann wäre ich schön dumm. Danach mußt du die Mädchen fragen, mit denen du so gern tanzt.“ — „Du hast recht“, erwiderte er, „warum haben wir eigentlich noch nie zusammen getanzt?“ — „Liegt es an mir?“ fragte ich. „Mir liegt auch nichts daran, Klaus Ehlers. Du kannst tanzen, mit wem du willst. Das steht dir alles frei.“ — „Ach was, Deern“, meinte er, „rede doch nicht so.“ Dann ging er mit mir den Weg weiter nach dem Dorfe.

„Du, Lene“, sagte er, „das mit dem Tanzen, das hat so seine Richtigkeit, das muß so sein.“ Da lachte ich ihn natürlich aus, denn wie sollte ich das verstehen? „Nein, Klaus Ehlers“, sagte ich, „es ist mir wirklich einerlei, ob du mit mir tanzt oder nicht.“ — „Es mag sein“, erwiderte er, „aber mir ist es nicht einerlei. Laß uns nun nur still sein darüber.“ — „Nein“, beharrte ich, „nun möchte ich gerade etwas darüber hören.“ Aber er schüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Ich kann es dir doch nicht so sagen. Und wenn du es nicht glauben willst, kann ich dir nicht helfen.“

Wir gingen nun eine Weile schweigend nebeneinander her, dann fing er an, aus seinem Leben zu erzählen. Seine Eltern lebten beide schon lange nicht mehr. Er hatte eine sehr schwere Jugend verlebt, war von fremden Leuten aufgezogen und immer hin und her gestossen worden. Am liebsten hätte er Gärtner werden wollen. Aber sein Vormund meinte, er müsse gleich anfangen, Geld zu verdienen, und schickte ihn darum nach dem Bauern. Er erzählte mir alles, was er erlebte in dieser Zeit. „Ach“, sagte er, „man geht von einem Tag in den anderen und arbeitet und kommt doch nicht weiter.“ — „Ja, und dann feiern und tanzen“, sagte ich, „das darfst du auch nicht vergessen.“ — „Das feiern und Tanzen?“ fragte er. „Ich glaube, ich habe mich schon satt getanzt, wenn es darauf ankommt. Nein, ich bin nicht mehr so hinter der Lust her, Lene, aber ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll.“ Auf einmal nahm er mich in seine Arme und küßte mich, bevor ich es verhindern konnte. „So“, sagte er dann, „hast du mich nun verstanden?“ Ich gab ihm keine Antwort, sondern schlug ihm lieber ins Gesicht. „Das hast du dafür“, sagte ich, „was willst du mich anfassen?“ — „Habe ich dich schon einmal angefaßt, Lene?“ fragte er. „Wenn ich dich hätte anfassen wollen, dann hätte ich auch mit dir getanzt wie mit den anderen Mädchen. Aber das wollte ich nicht, ich wollte dich nicht anfassen...“ Ich weiß nicht, was er sonst noch mehr sagte, ich lief ihm einfach weg. —

Als ich heute mittag zum Höfer ging, begegnete er mir auf der Dorfstraße. Er war nicht böse auf mich, er war freundlich zu mir und sagte: „Wann gehst du wieder einmal nach der Schneiderin, Lene?“ Ich antwortete ihm, daß ich heute abend schon wieder hin müßte, aber er solle sich nur nicht einbilden, daß ich auch nur einen Schritt mit ihm gehen würde. „Nein“, lachte er, „das sollst du auch nicht, du schlägst ja.“

Es tut mir noch immer leid, daß ich ihn geschlagen habe, denn er hat mir ja weiter nichts getan. Und ich glaube nicht, daß er den anderen Mädchen auch so aus seinem Leben erzählt hat wie mir gestern abend. Was sagte er eigentlich alles? Ich muß immer darüber nachdenken und kann es doch nicht wieder zusammenkriegen. Und möchte es doch so gern. Warum hat er nie mit mir getanzt? Ich bin nicht Flug daraus geworden. Ach, das Leben ist schwer.

So gehe ich denn heute abend den Weg allein nach der Schneiderin und gehe ihn auch wieder allein zurück nach Hause. Ich weiß bestimmt, daß er heute abend nicht am Secktor stehen wird; denn er hat auch

seine Ehre. Nun kommt das Gecktor gleich, wo er gestern abend stand. Sieh, dort ist es schon.

Oh, da steht wieder ein Mann!

„Bist du es wirklich, Klaus?“

„Ja, ich bin es wirklich, Lene.“

## Marschlied

Gerhard Schumann

Die müden Tage sind vorbei,  
Da wir um Gnade baten.  
Wir knien vor keinem, wer es sei.  
Das Reich bricht an. Das Reich wird frei.  
Und Deutschland braucht Soldaten.

Aus allen Städten strömt es her  
Mit Hacken und mit Spaten.  
Soll flirrt der Arbeit blanke Wehr.  
In zähem Trotz wächst Land ins Meer.  
Und Deutschland braucht Soldaten.

Die Nacht glüht von der Essen Brand.  
Die Sonne reißt die Saaten.  
Ein Pulsschlag springt von Hand zu Hand.  
Gott segne unser Mutterland.  
Und Deutschland braucht Soldaten.

## Säerspruch

Conrad Ferdinand Meyer

Bemeßt den Schritt! Bemeßt den Schwung!  
Die Erde bleibt noch lange jung!  
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht.  
Die Ruh ist süß. Es hat es gut.

Hier eins, das durch die Scholle bricht.  
Es hat es gut. Süß ist das Licht.  
Und keines fällt aus dieser Welt,  
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

## Die Sau

Ludwig Thoma

Eines Tages begab es sich, daß die Sau des Gütlers Peter Salvermoser auf die Wanderschaft ging und durch den Zaun in das benachbarte Anwesen des hochwürdigen Herrn Pfarrers gelangte.

Sie nahm ihren Weg über die Blumenbeete, wobei sie achtlos Hyazinthen und Krokus in die Erde trat und auch mehrere Zentifolien knickte.

Nicht weniger roh benahm sie sich auf den Gemüsebeeten. Sie zog solange Salatstauden aus dem Boden, bis sie den Geschmack derselben



als unzulänglich erkannte; hierauf fraß sie verschiedene Sorten Monatrettiche und wollte eben untersuchen, ob in der tiefer gelegenen Erdschicht noch etwas Genießbares gedeihe, als sie von Fräulein Cordelia Furtwengler bemerkt wurde.

Diese war Köchin und Vorsteherin der pfarrlichen Haushaltung. Eine robuste Person mit gut entwickelten Formen und von resolutem Gebaren. Sie griff ohne langes Besinnen nach einem handlichen Stecken und eilte zornig hinaus, um den frechen Eindringling zu treffen.

Da sie aber, wie alle Frauenzimmer, in den eigentlichen Kriegslisten wenig bewandert war, hub sie zu früh das Feldgeschrei an, so daß der Feind ihr Nahen von weitem bemerkte und rechtzeitig die Flucht ergreifen konnte.

Auf derselben richtete die Sau erhebliche Verwüstungen an, da sie das Loch im Zaune nicht allsogleich fand, sondern erst in mehreren Hinundherlaufen suchen mußte.



Während sie ärgerlich grunzend heimkehrte, befah Fräulein Cordelia den Schaden und jammerte in so lauten Tönen, daß der hochwürdige Herr seine Morgenandacht unterbrach und sich nach der Ursache der frühen Störung erkundigte.

Beim Anblick des Geschädigten wurde die Köchin von Kühlung übermannt, und sie konnte nur mühsam unter verhaltenem Schluchzen das Geschehnis berichten.

Der Pfarrer vernahm es mit sichtlichem Mißvergnügen. Zunächst, weil er selbst ein Freund der eßbaren Gartenfrüchte war, dann aber, weil die Missetäterin gerade dem Peter Salvermoser gehörte. Mit diesem hatte es seine eigene Bewandnis.

Er war im Pfarrhose übel angeschrieben als Freigeist und lauer Christ, der im Wirtshause nicht selten über kirchliche Einrichtungen böse Reden führte; ja, es war ruckbar geworden, daß er über die Corpulenz des hochwürdigen Herrn einige unflätige Witze gemacht hatte.

Auch als Nachbar benahm er sich gröblich und drohte in geringfügigen Dingen mit Gericht und Advokaten.

Darum beschloß der Pfarrer, in diesem Falle von der christlichen Langmut abzusehen und auf vollen Ersatz des Schadens zu dringen.

In dieser Absicht ließ er vom Bürgermeister einen Sühneversuch anstellen und erschien selbst, um seine Beschwerde vorzutragen. Er tat es mit vielem Nachdruck und hätte wohl auch die meisten Pfarrkinder überzeugt, allein auf Salvermoser machten seine Worte keinen Eindruck. Peter war ein Mann von rauhen Sitten, dem der Kampf des Lebens wenig Respekt vor der Obrigkeit belassen hatte; überdies las er täglich die Zeitung und wußte deshalb mehr als mancher andere.

„I zahl durchaus gar nix“, sagte er, „indem daß i meiner Sau des net ang'schafft hab'.“

„Auf diesen Einwurf war ich gefaßt“, erwiderte der Pfarrer, „allein man haftet auch für den Schaden, den eines Saustier betätiget. Also will es das Gesetz.“

„Wos?“ schrie Peter mit gehobener Stimme, „wo schteht denn dösz Des gibt's gor nit, daß so was g'schrieben is. Uba i kenn mi scho aus. Der Adel und die Geischtlichkeit ham's Gsetz allemol no so draht, wia f' as braucht ham.“

„Du muast net so reden“, mischte sich der Bürgermeister ein, „mir san net do zum Streiten, sondern zum Vergleiche.“

„I brauch foan Vergleich. I zahl durchaus gar nix. Wann der Herr Pfarrer was will, nacha soll er mei Sau verflag'n.“

„Salvermoser“, fiel hier der Diener Gottes ein, „deine Worte sind roh und verraten ein böses Gemüt.“

„Soo? Do war mi schlecht, bal mi net zahlt, was da Herr Pfarrern gern möcht! Des glaab i gar net, daß Sie dösz sagen derfa. I zahl meine Steuern so guat wia der Adel und die Geischtlichkeit! Des muast i wissen, ob Sie des sagen derfa, Herrschaft Sternsakrament!“

Jetzt bedeckte der Geistliche sein Haupt und sprach im Gehen zu dem Bürgermeister: „Es sei ferne von mir, hier noch länger zu weilen! Ihr seht selbst, daß gütige Worte an dem Frevler verschwendet wären.“

Dann begab er sich stehenden Fußes an die Bahn und fuhr nach München, woselbst er den Rechtsanwalt Johann Frasegger aufsuchte.

Derselbe war ein vortrefflicher Jurist und mit allen Geheimnissen der Streitkunst gar wohl vertraut. Er nahm sich des Prozesses mit Freuden an und begann ihn sofort durch eine spitzfindige Klage, worin er ausführlich darlegte, daß der beklagte Gütler für das Benehmen seiner Sau voll und ganz einzustehen habe.

Allein auch Peter Salvermoser fand den Advokaten, welchen er suchte, und dieser sagte in allem das Gegenteil von dem, was Samuel Rosenstock behauptete.

So kam es, daß sich der Prozeß in die Länge zog und die Gemüter der Streitenden sich immer mehr erhitzen.

Sie führten auch außerhalb der Gerichtsschranken einen erbitterten Krieg gegeneinander, und der Pfarrer sah sich gezwungen, des öfteren von der Kanzel herunter seine Pfarrkinder eindringlich zur Tugend und Frömmigkeit anzuhalten, auf daß sie nicht würden wie Peter Salvermoser.

Dieser hingegen tat seinem Feinde Abbruch, wo er nur konnte. Er verminderte heimlich die Anzahl der pfarrlichen Zühner und Enten, er streute vergifteten Weizen in den Taubenkobel des hochwürdigen Herrn und sorgte dafür, daß die Forellen in dem Fischkalter des Wassers entbehrten.

Auch die tugendsame Kordelia Furtwengler wurde in Mitleidenschaft gezogen. Ihre Lieblingskatze verschwand auf rätselhafte Weise, und niemand im Dorf glaubte an den natürlichen Tod des treuen Tieres. Sie selbst wurde gröblich beschimpft von Anna Maria Salvermoser, Ehefrau des mehrgenannten Gütlers, als sie mit derselben im Bäckerladen zusammentraf. Sie erfuhr hiebei, daß sie eine wampete Loas sei und noch mehreres andere aus dem Sprachschatz unseres Volkes.

So dauerte der Krieg in heftiger Weise fort, bis endlich das Gericht nach zwei Jahren genügendes Material gesammelt hatte, um zu einer Erkenntnis zu gelangen. Es verkündete nunmehr, daß die Sau nicht in den Garten gekommen wäre, es hätte denn der Zaun nicht ein Loch gehabt. Hierfür trafe niemanden das Verschulden als den Eigentümer des Zaunes.

Und damit hatte der Pfarrer den Prozeß verloren. Viele wunderten sich darüber, am meisten Johann Frasegger.

Als die Kunde von den Geschehnissen in das Dorf gelangte, überkam ein tiefer Ingrimme den hochwürdigen Herrn. Er begab sich in die Küche zu Kordelia Furtwengler und erklärte der Erstaunten die ganze bodenlose Schlechtigkeit unseres Staatswesens.

Nicht so Peter Salvermoser. Dieser gewann Vertrauen in die Einsicht der von Gott eingesetzten Obrigkeit und freute sich in seinem schlichten Gemüte.



## Der Bauer und der Teufel

Gustav Frenssen

Als ich in Schenefeld war, da erzählte die Frau: Da wäre mal ein Bauer gewesen, der hat mit dem Teufel zusammen einen Krug Land geheuert auf zwei Jahre. Da sagte der Teufel zu dem Bauern: „Du sollst das Land bestellen. Wir wollen aber darum würfeln, wer das haben soll, was über der Erde wächst, und wer das haben soll, was unter der Erde wächst.“ Na, das ging denn ja los. Und der Teufel hatte natürlich die meisten Augen und sollte nun alles haben, was oben wuchs. Da ging der Bauer hin und bestellte das Feld mit lauter Kunkelrüben. Und als der Herbst da war, bekam der Teufel die Blätter.

Na, im nächsten Jahre würfeln sie denn wieder. Und der Teufel wirft nun ja natürlich die wenigsten Augen und soll ja denn nun alles haben, was unter der Erde ist. Da ging der Bauer hin und bestellte das Feld mit Weizen. Und als der Herbst da war, bekam der Teufel die Wurzeln. Nun schimpfte er denn ja natürlich dem Bauern die

Saut voll. Und zuletzt sagte er: „Morgen komme ich wieder. Dann sollst du dich mit mir kratzen.“ Da wurde der Bauer denn ja bange. Aber seine Frau merkte, daß er immer mit der Hand hinterm Ohr faß und traurig war. Da fragte sie ihn: „Was ist dir in den Nacken geflogen?“ Da sagte er ihr: „So und so. Und morgen soll ich mich mit dem Teufel kratzen.“ Da sagte die Frau: „Sei man ganz ruhig. Ich will schon mit ihm fertig werden.“

Also, was zu tun? — Sie setzt sich hin und wartet und tut, als wenn sie giftig ist.

Richtig kommt der Teufel und sagt: „Was fehlt Ihr denn, Kleine Frau?“ — „Ach“, sagte sie, „sieh doch bloß mal diesen großen Riß in meinem schönen Eichentisch! Mein Mann sagt, er soll sich mit einem anderen Mann kratzen. Da hat er zur Probe mit dem Nagel von seinem Kleinen Finger diesen großen Riß gerissen.“

Der Teufel sah nach der Tür und fragte: „Wo ist er denn jetzt hin?“

„Wo soll er sein?“ sagte die Frau. „Er ist nach dem Schmied gegangen und läßt sich die Nägel schärfen.“

Da ging der Teufel sachte nach der Tür und machte, daß er fortkam.

## Der Bauer

Jakob Kneip

Sinterm Pflug, im gleichen Schritt,  
Hoch am Himmel schreitest du  
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.  
Und der dunkle Zug der Ahnen  
Schreitet in der Furche mit:  
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Alle Erd- und Himmelsgeister  
Fühlst du deinem Geist verwandt;  
Aller Geister Gott und Meister  
Spendet Wachstum deinem Land.  
Unter Sonne, Mond und Stern  
Schreitest du durch diese Zeit,  
Beugst das Haupt nur einem Herrn:  
Gott, dem Herrn der Ewigkeit.

## Grillparzers Rede am Grabe Beethovens

29. März 1827

Indem wir hier am Grabe dieses Verbliebenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrigblieb von dem dahingeshiedenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges noch in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händels und Bachs, von Haydns und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten ihn tief verwundet, und wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lag's noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemot die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebilde übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchgemessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! feier der Helden von Vittoria und des Messopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergetheilten Stimmen! Brausende Symphonie: „Freude, schöner Götterfunken“, du Schwanengesang! Muse des Lieds und des Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreut's mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn

feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar, für immer. Drum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt. Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfung übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien,  
Wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,  
Wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten  
Und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken  
Durch die Seele brausten,  
Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.  
Wo das erste Menschaug sich liebend über deine  
Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden  
Auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren  
Der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe,  
Da ist dein Vaterland.

Arndt

## Adolf Hitlers Rede vor dem Volksgericht

am 24. März 1924

Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre mißlungen dann, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte:

Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind am Gewissen.

Aber das darf ich versichern, es ist keine Mutter gekommen.

Im Gegenteil. Tausende anderer sind gekommen und haben sich in unsere Reihe gestellt.

Von den jungen Männern, die gefallen sind, wird es dereinst heißen, wie es am Obelisk zu lesen ist:

„Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung.“

Das ist das sichtbare Zeichen des Gelingens vom 8. November, daß in seiner Folge die Jugend sich wie eine Sturmflut erhebt und sich zusammenschließt.

Das ist der größte Gewinn des 8. November,

daß er nicht zur Depression geführt hat,

sondern dazu beitrug, das Volk aufs höchste zu begeistern.

Ich glaube, daß die Stunde kommen wird,

da die Massen, die heute mit unserer Kreuzfahne auf der Straße stehen, sich vereinen werden mit denen, die am 9. November auf uns geschossen haben.

Ich glaube daran, daß das Blut nicht ewig uns trennen wird.

Die Armee, die wir herangebildet haben,

die wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schneller.

Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt,

daß diese wilden Scharen zu Bataillonen,

die Bataillone zu Regimentern, die Regimente zu Divisionen werden,

daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird,

daß die alten Fahnen wieder voranflattern,

daß dann die Versöhnung kommt beim ewigen letzten Gottesgericht, zu dem anzutreten wir willens sind.

Dann wird aus unseren Knochen und aus unseren Gräbern

die Stimme des Gerichtshofes sprechen,

der allein berufen ist, über uns zu Gericht zu sitzen.

Denn nicht Sie, meine Herren, sprechen das Urteil über uns,

das Urtheil spricht das ewige Gericht der Geschichte,  
 das sich aussprechen wird über die Anklage, die gegen uns erhoben ist.  
 Ihr Urtheil, das Sie fällen werden, kenne ich.  
 Aber jenes Gericht wird uns nicht fragen:  
 Habt Ihr Hochverrat getrieben oder nicht?  
 Jenes Gericht wird über uns richten,  
 über den Generalquartiermeister der alten Armee, über seine Offiziere  
 und Soldaten,  
 die als Deutsche das Beste gewollt haben für ihr Volk und Vaterland,  
 die kämpfen und sterben wollten.  
 Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen,  
 die Göttin des ewigen Gerichtes der Geschichte wird lächelnd  
 den Antrag des Staatsanwaltes und das Urtheil des Gerichtes  
 zerreißen;  
 denn sie spricht uns frei.

## Deutschland erwache!

Dietrich Eckart

Sturm, Sturm, Sturm, Sturm, Sturm, Sturm!  
 Läutet die Glocken von Turm zu Turm!  
 Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen,  
 Judas erscheint, das Reich zu gewinnen,  
 Läutet, daß blutig die Seile sich röten,  
 Rings lauter Brennen und Martern und Töten,  
 Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt  
 Unter dem Donner der rettenden Rache!  
 Wehe dem Volk, das heute noch träumt!  
 Deutschland erwache!

Sturm, Sturm, Sturm, Sturm, Sturm, Sturm!  
 Läutet die Glocken von Turm zu Turm!  
 Läutet die Männer, die Greise, die Buben,  
 Läutet die Schläfer aus ihren Stuben,  
 Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,  
 Läutet die Mütter hinweg von den Wiegen,  
 Dröhnen soll sie und gellen die Luft,  
 Rasen, rasen im Donner der Rache,  
 Läutet die Toten aus ihrer Gruft!  
 Deutschland erwache!

## Wende

Moritz Jahn

Bei meinem letzten Aufenthalt in Norddageest überreichte mir der befreundete Schulrat S. einige Aktenblätter mit dem Bemerkten, er hätte sie nach reiflicher Überlegung für ungeeignet gehalten, in den amtlichen Geschäftsgang gegeben zu werden; die darin berührten Vorgänge hörten aber nicht auf, ihn sonderbar zu beunruhigen und zu bewegen, vielleicht verdienten sie eine andere Gestaltung. Ihm selbst sei an diesem Gegenstande deutlich geworden, wie sehr ein sagenhaftes Motiv darauf angewiesen wäre, von unbefangenen und sagenbereiten Gemüthern aufgenommen und weitergetragen zu werden, um zu der ihm angemessenen und endgültigen Form zu gelangen. Er besäße ein solches Gemüt zweifellos nicht, und offenbar aus diesem Grunde hätte er an einer entscheidenden Stelle dieser Aufzeichnungen — gemeint sind die Aussagen der Wittewarfer Schulkinder — ver-sagen müssen.

Ich bin nach Kenntnisaahme der Blätter zu der Überzeugung gekommen, daß sie nicht angetastet werden sollten, daß ein Mehr von Ineinandergreifen der beiden gegensätzlichen Welten darin die eigentümliche Wirkung des Geschehnisses nur stören würde. Ich gebe die Aufzeichnungen des Freundes daher unverändert und kürze sie nur zum Schlusse um einige Bemerkungen und Fragen abwägender Art, die der Verfasser einem amtlichen Schriftstücke dieses Charakters glaubte hinzufügen zu müssen.

Am 22. März dieses Jahres erreichte den unterzeichneten Schulrat des Kreises Norddageest ein Bericht des Gemeindevorstehers Uphusen in Wittewarf, demzufolge der dortige Lehrer Krompitz während der Schulfeier anlässlich des feierlichen Staatsaktes zu Potsdam unter geheimnisvollen Umständen verstorben ist. Ich begab mich bei günstiger Fahrgelegenheit unverzüglich nach Wittewarf, um die erforderlichen Feststellungen zu treffen.

Der Vorsteher wiederholte mit knappen Worten und in merklicher Zurückhaltung seinen Bericht und ließ auf meine Aufforderung hin die in Betracht kommenden Zeugen durch den Gemeindevorsteher nach dem Schulgebäude laden. Die Leiche des Lehrers lag, noch unaufgebahrt, im Schlafzimmer; als Todesursache ist durch den zuständigen Kreisarzt Herzschlag festgestellt worden; die Wohnung wird bis zum Eintreffen der nächsten Verwandten, die fernmündlich ihr Erscheinen

im Lauf der Abendstunden angemeldet haben, verschlossen gehalten, da die Haushälterin sich weigert, nach den ungeklärten Vorgängen des gestrigen Tages sich allein mit dem Toten im Schulgebäude aufzuhalten; sie brachte dort aber in der üblichen Gemeinschaft der nächsten Nachbarn und Nachbarinnen (Totenwache) die Nacht zu.

Als erster Zeuge erschien der Schmied Juilf Cordes — nach Angabe des Vorstehers bis heute Anhänger der Linken. Er erklärte auf Befragen, an dem in Betracht kommenden Morgen vor, während, wie nach dem Unterricht vor seiner dem Schulgebäude gegenüberliegenden Schmiedewerkstatt seiner Arbeit nachgegangen zu sein; er war in der Lage, genaue Angaben zu machen über alle Personen, die in der angegebenen Zeit die Dorfstraße entlang gekommen sind, und erklärte auf die dahingehende Frage des Vorstehers, einen Fremden weder die Schule betretend noch verlassend gesehen zu haben; auch nicht, kurz bevor die Kinder schreiend und mit allen Zeichen des Schreckens aus dem Schulgebäude herausgestürzt gekommen wären; die Schulkür könnte überhaupt nicht geöffnet oder geschlossen werden, ohne daß zugleich ein heftiges Klingeln der Türlocke erfolgte. Es wäre kein Erwachsener in der fraglichen Zeit vor der Schule zu sehen gewesen als Krompitz selbst; mit dem hätte er, Cordes, einige Worte gesprochen — man hätte ihm aber nichts (will sagen: keinerlei Aufregung) anmerken können.

Über den Inhalt seines Gesprächs mit dem Verstorbenen gibt Cordes folgendes zu Protokoll:

Ich kam darauf zu, wie Krompitz die alte Fahne und die neue aufzog; ich mag dabei gelächelt haben, denn ich hatte früher oft über Politik mit ihm gesprochen und mußte annehmen, daß er nicht viel anders über diese Dinge dächte wie ich auch. Er fragte mich: „Ihr wundert Euch wohl, Cordes?“ und ich antwortete: Nein, er könnte ja wohl nicht anders. Er sagte, es wäre gut, daß ich es so aufnehme, und es würde meiner Schmiede vielleicht noch besser tun, wenn ich es auch so mache wie er. Ich sagte, so eilig hätte ich es damit nicht, und es wäre ja auch wohl nicht nötig; wenn das Dummheit gewesen wäre, was ich gewollt hätte, wollte ich nun auch man dabei bleiben, ich stände dann wenigstens zu meinen Worten; das wäre gewiß auch was wert. Darauf sah er mich von der Seite her an; er mochte wohl merken, daß dies ihm gegolten hatte, er lachte: „Nehmt es mir nicht übel, Cordes, aber jetzt seid Ihr wirklich ein Narr. Wißt Ihr, was einmal ein alter Weiser gesagt hat? Nichts ist beständig als der Wechsel.“

Danach solltet Ihr Euch auch richten; aber wenn Ihr nicht wollt, dann seid wenigstens so gescheit und laßt andere aus Eurem Spiel. Es braucht keiner zu wissen, was wir zu anderer Zeit miteinander gesprochen haben; ich meine: Ihr schweigt, und ich werde auch schweigen ...“ Ja, das tut er nun ja wohl wirklich. Aber ich habe ihm damals noch nichts anmerken können, er war nicht anders wie immer.

Das letztere wurde auch bestätigt durch die Aussage der nunmehr vernommenen Haushälterin des Krompitz, Frau Silke Janssen. Hier ihre übrigen Angaben, die sie nach anfänglichem Zögern und Stocken mit einem Fluß der Rede hervorbrachte, dem die Feder kaum zu folgen vermochte; sie schien diese Dinge am vorigen und heutigen Tage bereits des öfteren vorgetragen und etwas wie eine feststehende Form für sie gefunden zu haben: „Er kam von draußen herein, ich begoß gerade die Pelargonien am Fenster und sagte: ‚Herr Krompitz‘, sagte ich, ‚nun frühstücken Sie doch man erst, die Kinder kommen ja schon an!‘ Nun, das tat er dann ja auch, und ich sagte: ‚Ist doch man gut, daß alles so gekommen ist; so wie es diese Jahre war, hätte es ja auch wirklich nicht weitergehen können; mein Schwager hat wohl hundertmal gesagt: Das Stempelgehen steht mir bis hier, und daß der Junge auch schon damit anfängt, ist reinweg ein Stück aus dem Tollhaus; ich glaube, der bildet sich wahrhaftig ein, das müßte so sein, daß er fürs Faulenzen bezahlt kriegt!‘ Ihm, Krompitz, war das ja wohl nicht so ganz nach der Mütze, er sagte: ‚Wir wollen es abwarten, Frau Janssen. Die Leute haben sich nun auf einmal alle, als ob ein Wunder vor der Tür stände; ich glaube nicht recht an Wunder; aber wenn einmal eins kommt, will ich es mir gern ansehen.‘ Ich sagte zu ihm: ‚Das mit dem Wunder, das werfen Sie man nicht so weit hinter sich, Herr Krompitz. Sie haben sich doch oft genug darüber geärgert, daß die Kinder ihre Verse und Psalmen nicht in den Kopf kriegen konnten, und nun hören Sie nur mal nach der Klasse hin: da sind sie in eins weg beim Singen, und alles Lieder, die ihnen keiner beigebracht hat in der Schule; ich meine, ein bißchen von Wunder ist da doch auch wohl bei!‘ Nun, dagegen konnte er ja nicht gut was sagen, und er schwieg auch, und ich redete ihm noch zu, er möchte die Kinder doch nicht solange allein und ins Dorf hinein schreien lassen; nachher hätten die Leute dann wieder ihr Gerede darüber. Aber er lachte: ‚Lassen wir die neue Zeit ruhig ein bißchen auf uns warten, Frau Janssen, dafür sind wir in Wittewarf; wir Wittewarfer haben doch sonst alle die Ruhe weg, und zu spät gekommen sind wir auch noch nie,

solange die Weltgeschichte im Gang ist; im Gegenteil, wir waren noch immer zur rechten Zeit da, besonders wenn es unseren Vorteil galt.' Ich sagte: 'Aber Sie sind ja gar kein Wittewarfer, und Claus Jabben und Hinrich Diekena waren hierherum die ersten beim Hakenkreuz; haben die etwa Vorteil davon gehabt?' Er antwortete: 'Nein, das gerade nicht. Aber warum müssen die sich denn, ausgerechnet hier in Wittewarf, dafür verantwortlich fühlen, was draußen in der Welt geschieht? Wir können hier doch nichts ändern! Wir sind nun einmal zum Zusehen bestimmt und allenfalls noch zum Geschobenwerden. Es hat übrigens viel für sich, gleichsam nur so mitzutreiben...' Ich wollte ihm auch darauf das Nötige antworten, aber ich konnte die Worte nicht so schnell finden, und dann waren auch mit einem Male die Kinder so merkwürdig still in der Klasse; ich horchte nach dem Gang hin: 'Um Gottes willen, Herr Krompitz!' rief ich, 'jetzt redet da ja wohl schon wer in der Schule! Nun gehn Sie doch, nun gehn Sie doch nur!' Er sagte ärgerlich: 'Warum holt mich denn keiner?' — und ging hin, und ich habe noch im Gang gestanden, und dann kamen die Kinder auch schon mit einem Male herausgeschrien, er wäre tot. — 'Sätt' ich ihm doch man nur nichts gesagt! Aber ich habe es doch nur gut mit ihm gemeint; er war ja auch anders kein schlechter Mensch ...!'

(Zwischenbemerkung des Berichtenden: Die Aussagen der Janssen, die ich im Konzeptentwurf zunächst als belanglos nur ganz knapp und summarisch wiedergab, sind von mir nachträglich in der obigen erweiterten Fassung beigelegt worden.)

Nachdem die Haushälterin Frau Janssen abgetreten war, konnte ich nicht unterlassen, dem Gemeindevorsteher meinen Zweifel auszusprechen, ob Vernehmungen mit solchen für die Sache selbst doch ziemlich gleichgültigen Ergebnissen uns überhaupt zu irgendeinem Ziele führen könnten. Er erwiderte darauf, es sei doch wohl so richtig, und so gleichgültig, wie ich meinte oder bis jetzt meinen müßte, wäre dies alles wohl nicht. Wir begaben uns darauf in die Schulklasse, und es kam zunächst nicht anders, als ich erwartet hatte: die Kinder standen noch sichtlich unter dem Eindruck ihres schrecklichen Erlebnisses und waren nur schwer zum Reden zu bewegen. Immerhin konnte an Tatsächlichem festgestellt werden: Es trifft zu, daß, während die Schüler ihre vaterländischen Lieder sangen, plötzlich ein Fremder die Klasse betrat und sogleich dem Pulte zuschritt; es handelte sich um einen jüngeren Menschen in soldatischer Tracht — einige wollen ge-

sehen haben, daß seine Uniform ziemlich alt und schmutzig gewesen wäre („an den Ellenbogen Erde“). Er begann sogleich zu ihnen zu sprechen; über die Zeitdauer seines Aufenthaltes in der Klasse hatte keines der Kinder irgendwelche Vorstellung, ebensowenig vermochten sie über den Gedankengang des von ihnen Gehörten klare Auskunft zu geben; nur so viel scheint sicher, daß es ihm nicht an Geschick gefehlt haben muß, zu Schülern zu reden; er knüpfte offenbar unmittelbar an das letzte von ihnen gesungene Lied, ja genau an die Zeile an, bei der sie durch sein unerwartetes Erscheinen zum Schweigen gebracht wurden:

Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,  
 Marschier'n im Geist in unsern Reihen mit ...

„Von Kameraden habt ihr gesungen, von der großen Kameradschaft wollen wir heute hören“, so etwa scheint er begonnen zu haben. Im weiteren Verlauf und gegen Schluß seiner Worte muß ein gewisser Jan Hinrich Eilers eine Rolle gespielt haben, der nach Angabe Uphufens im Kriege verschollen ist; ich versuche, nach den Angaben der Kinder die Erzählung des Fremden von seiner Kameradschaft mit diesem Eilers wiederzugeben:

„Ihr habt doch auf dem Denkmal an der Kirche alle den Namen gelesen: Johann Hinrich Eilers? Der war mein Kamerad. Er wollte mich nicht liegenlassen draußen vor dem Draht; nachher mußte er selbst da liegen. Ich sagte: 'Jan', sagte ich, 'warum mußt du bloß hierherkommen!' — 'Du bist ja auch hier!' gab er zur Antwort. 'Einer mußte hier ja her', sagte ich, 'und ich hatte mich gemeldet!' — 'Ich weiß', sagte er, 'ich melde mich ja auch.' Dann lagen wir lange da und schwiegen. Zuletzt fing ich wieder an: 'Schade ist es doch um uns, Jan, was waren wir doch schön grade gewachsen! Und nun liegen wir hier so grade beisammen. Weißt du, warum?' — 'Ja', sagte er, 'darum. Auf die Graden kommt es an. Die Krümmen, die sind niemals da ...!'

Dieser letzte Satz muß wörtlich so gesprochen sein; die kleine Keenste Wübbena aus der Mittelstufe hat sich daraufhin gemeldet: „Mien Moder hett seggt, gien een van mien Süsters weer so taff as ik!“ — „Keine meiner Schwestern wäre so baumschlank wie ich!“

Diese Worte und das durch sie veranlaßte Lachen der Kinder wurden von dem gerade eintretenden Lehrer Krompitz gehört; ich lasse es dahingestellt, ob er auch die den Krümmen geltende Bemerkung ver-

standen hat. Geschehen ist nur dies: Krompitz schritt auf den Fremden zu und fragte ihn ziemlich kurz, wer ihm Auftrag gegeben hätte, in seine Klasse zu gehen. Der Fremde sah einen Augenblick über die Kinder hin, „als wäre er gern dageblieben“, und antwortete dann mit gleicher Kürze: „Ich warte draußen.“ Krompitz schien ihn zunächst noch zurückhalten zu wollen, zuckte dann aber nur mit der Achsel und sagte zu der Kleinen, offenbar um mit einem Scherz über die Begegnung hinwegzukommen: „Da hat deine Mutter ganz recht gehabt, Keenste“, und, sich an die Klasse wendend: „Wer war denn das — kennt jemand von euch den Mann? Mir ist, als hätte ich ihn hierherum schon einmal gesehen!“ Die Kinder wußten keine Antwort auf die Frage; er lächelte: „Vielleicht hat er gern einmal wieder in die Schule gehen wollen; auch großen Leuten könnte das zuweilen nichts schaden.“

Fast im gleichen Augenblick ist dann das Unerklärliche geschehen. Ein Mädchen des letzten Jahrgangs, Gillrika Jabben — sie fehlte am heutigen Tage unter den Kindern, aber ich kenne sie: ein etwas bläuliches Kind, sie soll zuweilen Nervenanfalle haben — sprang plötzlich an ihrem Platze auf und zeigte laut schreiend nach der Wand: „Da! Da! Da!“ Krompitz blickte verwundert in die Richtung, die sie wies, sah wieder auf die Schüler, als verstünde er nicht, sah von neuem nach der Wand, seine Blicke schienen an einem Bilde zu haften — er verfärbte sich und sank lautlos zu Boden. Die Kinder stürzten alsbald, wie schon berichtet, unter lauten Schreckensrufen zur Klasse und Schule hinaus.

Soweit die feststellbaren Vorgänge. Uphusen nahm das Bild von der Wand: eine ziemlich vergilbte Photographie in Kabinettformat, die einen jüngeren Menschen in Felduniform darstellt. Ein kleines Messingschild auf der unteren, geschrägten Rahmenleiste trägt die Aufschrift:

Ommo Gerdes Ommen,  
Lehrer in Wittewarf,  
Gefallen in Frankreich 1914.  
Sein Lehren war gut.

## Wenn ich sag', daß ich dich liebe Wilhelm Pleyer

Ihre Frucht will jede Blüte,  
Zell von Bienen tönt der Baum;  
Ihre Frucht will jede Blüte,  
Seine Wahrheit will der Traum.  
Wenn ich sag', daß ich dich liebe,  
Ist's, als sei'n wir nicht allein;  
Wenn ich sag', daß ich dich liebe,  
Tönt ein zartes Singen drein.

Hältst du mich, dann glänzt ein Kleines,  
Fernes Bild im Blicke dir,  
Und mir ist, es sei nicht meines,  
Aber doch ein Bild von mir.  
Wenn ich sag', daß ich dich liebe,  
Tönt ein zartes Singen drein;  
Wenn ich sag', daß ich dich liebe,  
Will ein Kindlein unser sein.

## Ein gutes Wort Franz Vabl

Wenn sich ein gutes Wort zum Mund dir drängt,  
Geh nicht vorüber, ohne es zu sprechen;  
Ein Aug', das heut noch fragend an dir hängt,  
Bedenk es wohl, kann über Nacht schon brechen.  
Dein gutes Wort ist wie ein milder Hauch,  
Der leise weht aus sonnenhellem Süden,  
Es tröstet nicht allein den Wegesmüden,  
Es tröstet und beglückt dich selber auch.  
Versäumst du es, das gute Wort zu sagen,  
Dann wächst es an zur ungeheuren Last,  
Und lebenslange wirst du daran tragen,  
Daß du es einmal nicht gesprochen hast.

Wer schweigen kann und warten,  
Dem wachsen die Rosen im Garten.

Alfred Suggenberger

## So wollen wir dich einst begrüßen

Das Lied der Getreuen

So wollen wir dich einst begrüßen  
In unserm lieben Heimatland:  
Wohin du kommst, wird dir zu Füßen  
Ein Blument Teppich ausgespannt,  
Und an den Fenstern, an den Gängen  
Werden die bunten Kränze hängen.

Und höher oben auf den Türmen,  
Da sollst du deine Fahnen sehn.  
Ganz fleckenlos trotz allen Stürmen  
Werden sie hoch im Winde wehn  
Und werden weithin sieghaft leuchten  
Und manches blanke Auge feuchten.

Das ganze Land wird widerhallen  
Von unserm namenlosen Glück —  
Das Deutschlandlied wird froh erschallen,  
Und jede Miene, jeder Blick  
Wird dir die gleiche Botschaft geben:  
Kärnten ist dein mit Leib und Leben!

Ruhm ist: mitgedacht zu werden, wenn an ein ganzes Volk ge-  
dacht wird.

Wilhelm Raabe

Dem etwas müssen alle Volks-  
genossen verstehen: Ich kämpfe  
hier nicht für mich. Ich bin nur  
ein Kämpfer unseres Volkes für  
seine Zukunft, für unser liebes  
Vaterland, für unsere deutschen  
Menschen und besonders für un-  
sere Jugend, für unsere Kinder.

Adolf Hitler



Frühlingsglaube

Ludwig Uhland

Die linden Lüfte sind erwacht,  
 Sie säufeln und weben Tag und Nacht,  
 Sie schaffen an allen Enden.  
 O frischer Duft, o neuer Klang!  
 Nun, armes Herz, sei nicht bang!  
 Nun muß sich alles, alles wenden.  
 Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
 Man weiß nicht, was noch werden mag,  
 Das Blühen will nicht enden;  
 Es blüht das fernste, tiefste Tal:  
 Nun, armes Herz, vergiß der Qual!  
 Nun muß sich alles, alles wenden.

Wo Bismarck liegen soll

Theodor Fontane

Geschrieben am 31. Juli 1898

Nicht in Dom oder Fürstengruft,  
 Er ruh in Gottes freier Luft  
 Draußen auf Berg und Halde,  
 Noch besser: tief, tief im Walde;  
 Widukind läßt ihn zu sich ein:  
 „Ein Sachse war er, drum ist er mein,  
 Im Sachsenwald soll er begraben sein.“

Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt,  
 Aber der Sachsenwald, der hält;  
 Und kommen nach dreitausend Jahren  
 Fremde hier des Weges gefahren  
 Und sehen, geborgen vorm Licht der Sonnen,  
 Den Waldgrund in Efeu tief eingesponnen,  
 Und staunen der Schönheit und jauchzen froh,  
 So gebietet einer: „Lärmt nicht so! —  
 Hier unten liegt Bismarck irgendwo.“

Die Bäuerin geht heim

Gerhard Hauptmann

Das Sterben der alten Bäuerin war still und groß in seiner Sicherheit, so wie das Leben der Frau. Es war ein Spiel der inneren Kraft.

Morgens, ohne aufzufallen — es läutete das Sonntagsfrühglöckchen auf dem kleinen Zwiebelturm der Erlenmooskapelle — schritt Sixta hochfestlich gerüstet aus dem Haus, rief Magdalen in den Stall, sie wandle auf den Michelshof (den Hof ihres Geschlechts). Sebald, der Bauer, trat in weißen Hemdsärmeln unter die Haustür, als Sixta eben aus dem Hofe schritt. Er blickte ihr fast gedankenlos nach, dennoch fiel ihm auf, daß sie oft zurückschaute und zuweilen, während sie den sanft ansteigenden Weg zum vorderen Schiltebachtal nahm, stehenblieb, als falle ihr das Atemholen schwer.

Sixta, die Bäuerin, gab sich große Mühe, den Weg von zwanzig Minuten auf schier eine Stunde auszudehnen. Sie hatte einen ganz genau gezirkelten Plan, den sie zäh einhielt.

Sixta Götz summt wahrhaftig vor sich hin. Obschon ihr Herz rasend schlug und auf einmal aussetzte, daß sie stehenbleiben mußte und meinte, es sei fertig mit ihr. Angst würgte sie, doch ging das schnell vorüber. Sixta glaubte, sie träume vom Alpdrücken, wache auf und sähe den Himmel offen, frei und licht. Das Ziehen in der Herzgegend ließ zwar nicht nach, aber man vergaß das, vergaß alle Gebrechen.

„Ach hier, ja, die ersten Äcker vom Michelshof. Grün und weich wie Samt, das ist wohl Wintergerste. Ja, und dort, guck, guck, jetzt haben sie da auch Frucht hingemacht. Die gedeiht sicherlich, der Boden ist seit drei Jahren geschont und gedüngt mit Lupinen. Ja, der Urban versteht sein Sach.“ Sixta sprach über jeden Acker, den sie streifte, ein Segenswort.

Sie schlug, um nicht auf die belebte Buchenbronner Straße zu müssen, einen schmalen Weg durch Wiesen ein. Er war feucht und vielfach von Frühjahrsquellen überrieselt. Doch das focht sie nicht an. Sie setzte Schritt vor Schritt, ganz langsam, verhielt sich nicht mehr. Sie sah den Uhrenmichelshof im Sonnenglanz liegen, und die Augen gingen ihr über. Nun setzte der Herzschlag wieder aus. „O Gott, o Gott, o Gott“, stöhnte sie, „laß mich erst heim.“

Der Schmerz verzog sich wieder. So behend sie konnte, legte Sixta noch das Stückchen Weg zurück.

Nur ein Sütebub lungerte im Hof herum, als die alte Frau dort ankam und erfuhr, Urban und Flur und der Knecht seien in der Kirche, Martin auf der Jagd. Sie atmete auf. Nun konnte sie unbefragt und ungestört noch mal durch alle Stuben und Kammern, vor allem in der Ehrenstube still sitzen, wo es ihr immer besonders gefallen hatte.

Ach Gott, wie schön war es hier! Alles so sauber, wie geschleckt; das Weibswesen, die Sohnsfrau Flur, machte ihre Sache recht. Im Schopf betrachtete sie die Maschinen. Sie billigte Urbans Errungenschaften. Sie knipste mehrmals lächelnd wie ein Kind Licht an und aus. Im Stall koste sie die Kühe. Als sie dort war, hielt sie sich merkwürdig aufrecht. „Sterni“, sagte sie leise zur ältesten Kuh. Es lag ein zärtlicher Ton drin, als sie dem großen, hellen Tier über die schwere Halswampe strich. „Sterni, bist eine saubere Kalbin gewesen, als ich aus dem Hof zog; bist gleich mir ein abgestanden Geripp geworden.“ Sterni wandte den schwergehörnten Kopf und muhte weich und leise. Sixta schritt weiter, ihre faltenreiche Tuchhippe rauschte. Sie hob den Rock ein wenig auf, um ihn nicht mit Streu zu beschmutzen. „Neue Mode, Michelshoferin, auf die alten Tag mit dem besten Zeug im Stall umeinander zu schweifen“, schalt sie sich gutmütig spöttelnd.

Sernach saß sie eine Weile unter den Bildern der Eltern ihres Mannes Markus, Stoffel und Agathe, ließ all ihre Lieben an sich vorüberziehen, geriet ins Träumen und Grübeln.

Markus, ihr Bauer, stand auf einmal am Fenster wie früher und blickte still hinaus gegen den Wald. Der Himmel leuchtete blau herein.

Jetzt wandte Markus das Gesicht in die Stube, schmal und helläugig, jung wie damals in den ersten Ehejahren. Er konnte ganz selten so zart und fremd in seiner Liebe lächeln, wie er es jetzt tat. So trat er auf Sixta zu, legte ihr ein Paket in den Schoß. Ach, das war wohl jene schöne, schwarzseidene Schürze, die er ihr geschenkt an einer Weihnacht. Wie damals sagte er bloß: „Liebe Frau.“

Gott, wie schwer, wie schwer war das Paket nur, aber wie tröstlich warm das Wort: „Liebe Frau.“

Schwer, schwer — trotzdem mußte man lächeln. Sixta schlief ein.

## Sitler

Baldur von Schirach

Ihr seid viel tausend hinter mir,  
Und ihr seid ich und ich bin ihr.

Ich habe keinen Gedanken gelebt,  
Der nicht in euren Herzen gebebt.

Und forme ich Worte, so weiß ich Feins,  
Das nicht mit eurem Wollen eins.

Denn ich bin ihr und ihr seid ich,  
Und wir alle glauben, Deutschland, an dich!

## Jungbauernlied

Wolfram Brockmeier

Wir sind die junge Bauernschaft,  
Des Volkes Mark, des Landes Kraft,  
Wir dienen stumm, am Pflug die Faust.  
Ob Sonne dörrt, ob Sturm uns zaust:

Wir sind des Bodens Hüter.

Die Sand, die sät,

Die Faust, die mäht,

Sind unfre Adelsgüter!

Das Korn erkeimt, es steigt der Salm,  
Die Ähren rauschen großen Psalm.  
Aus unfres Tagwerks Müh und Not  
Erwächst dem Volke gutes Brot

Und wahret es vor Schaden.

Wer je es bricht,

Vergesse nicht:

Es wuchs aus Tat und Gnaden!

Und scheint die Gnade uns versagt,  
Wird doch zur Tat die Sand gewagt,  
Und weigert uns das Land den Sieg:  
Wir kämpfen doch den ew'gen Krieg  
Mit Sonne, Wind und Regen.

Wir halten stand,

Bebaum das Land,

Erzwingen uns den Segen!

So sei nur rüstig und erbebe nicht!  
 Dein Schlagen ist alleine mir dein Licht.  
 Du kannst mit Augen sehend nicht entscheiden  
 Der Leiden Glück und deines Glückes Leiden.

Und was dich schütteret, ist zur Hälfte dein.  
 Du bist durch deine Trauer nicht allein,  
 Und nicht, was du empfängst, stammt nur vom Leben,  
 Das zur Verwaltung dir allein gegeben.

Wie eine Glocke, die im Stuhle schwingt,  
 Bist du, doch was dich zur Bewegung zwingt,  
 Das bist nicht du, das ist vom Tanz der Sterne  
 Ein Hauch, der durch dich zittert aus der Ferne.

So ist es wahr, wie's alter Glaube weiß,  
 Daß, unruhvoll, du nur des Gotts Geheiß  
 Gehorchst, zu schlagen anhebst und dann stille  
 Im Tode wirst, ganz wie dich treibt sein Wille.

Ach, Herz, wenn ich in schlummerloser Nacht  
 Auf deines Ganges leise Laute acht',  
 Dann fühl' ich über meines Daseins Grenzen  
 Ein Lied oft wie aus Ewigkeiten glänzen.

Mein Glück ist tiefer, als es sich erfäßt,  
 Und über mich steigt meines Schmerzes Last,  
 Und lausch' ich tiefer, werd' ich los oft alles  
 Im Traumklang deines leibgefangnen Schalles.

Oh, Herzsschlag, dünne, hauchgewob'ne Schnur!  
 Du bist in mir das Echo der Natur,  
 Des Alls, durch das ich meines Daseins Tanz  
 Erlebe als des Weltalls Widerglanz.

Mein Führer, sieh, wir wissen um die Stunden,  
 In denen du hart an der Bürde trägst —  
 In denen du auf unsre tiefen Wunden  
 Die liebevollen Vaterhände legst  
 Und noch nicht weißt: wie wirst du uns gesunden!

In vielen Nächten mag dies so geschehn:  
 Wir schlafen, und du wachst mit bangen Sorgen,  
 Denn viele Nächte werden dir vergehn,  
 Die du durchgrübeln mußt, um dann am Morgen  
 Mit klaren Augen in das Licht zu sehn.

Mein Führer, sieh, wir kennen das Entsagen,  
 Das du als Mensch für uns zum Opfer bringst,  
 Die Last der Einsamkeit mußt du ertragen,  
 Damit du unsers Volkes Schicksal zwingst  
 In trüben und in freudvollen Tagen.

Darum ist unsre Liebe auch so groß,  
 Darum bist du der Anfang und das Ende —  
 Wir glauben dir, treu und bedingungslos,  
 Und unser Werk des Geistes und der Hände  
 Ist die Gestaltung unsers Dankes bloß.

Treu sein heißt nicht, stur und blind mitlaufen. Es heißt, einen  
 mit festem und wachem Schritt in sein Schicksal begleiten.

Georg Stammer

## Der Sämann

Heinrich Zillich

Ich stürz' mit silberheller Schar den brachen Acker um.  
Die Schultern beug' ich überm Sterz, bin wie das Zugvieh stumm.  
Der Atem weht mir ums Gesicht, der Schollendampf ums Bein.  
Ich pfeife nicht. Ich singe nicht. Ich drücke Furchen ein.

Und fahre ich durchs Krumensfeld die Egge hin und her,  
So hebe ich das Haupt empor und atme nicht mehr schwer.  
Und glätten meine Walzen dann den samengeilen Grund,  
Bricht unversehns ein Pfiff und Lied aus dem erlösten Mund.

Beim Säen aber schirme mich die tiefste Gottesscheu —  
Ich bete Wind und Wetter an: Seid gnädig mir und treu!  
Und wenn auf schwarzen Tafeln früh der grüne Schimmer steht,  
Geh' ich am Rande auf und ab, als hätt' nicht ich gesät.

Mein Sorgen steigt mit jedem Tag, mit Sturm und Keif und Glut,  
Solang die Ähre steigt und nicht in tausend Garben ruht.  
Erst wenn die Scheuer voll der Frucht wie Sonigwaben glänzt,  
Knüp' ich den Erntekranz und bin auch ohne ihn bekränzt.

So geht das alte Jahr vorbei, so wird das neue sein!  
Viel Züge aus dem Wasserkrug, und selten Ruh' und Wein.  
Viel Griffe nach der nassen Stirn und manchmal um mein Weib.  
So wächst aus Korn und Müß' und Angst der runde Weizenlaib.

## Des Landmanns Frühlingslied Joh. Ludw. Wilh. Gleim

Da sind ja meine lieben Störche / Schon wieder hier!  
Da singt ja meine liebe Lerche / Schon wieder mir!

Mir und dem Himmel, der so linde / Geworden ist,  
Daß, Winter, du vor ihm geschwinde / Geflohen bist!

Der Frühling hat das Eis gebrochen / Westwinde wehn!  
Nun soll's mit ausgeruhten Knochen / Zur Arbeit gehn!

Die Jungen sollen mit den Alten / Sich ihrer freun;  
Scharf Eisen soll die Erde spalten / Saat soll hinein!

Gott wird im Schoß der Erd' ihr Leben, / Uns aber Brot  
Und in dem Brote Leben geben / Durch ihren Tod!

# Die Arbeit ehret die Frau wie den Mann / Das Kind aber adelt die Mutter

Adolf Hittler



## Der kleine Maschinist

Heinrich Lersch

Ein berühmter Sänger, der mit Gastspielen die Opernhäuser füllte, beglückte mit seiner großen Stimme selbst die Theaterarbeiter, denen die Kunst bei ihrer Arbeit oder dem Ausruhen nicht mehr wie störende Geräusche geworden war. Heute aber mußte sogar der kleine Maschinist, der das Licht und die Motore zu beaufsichtigen hatte, sich mit Wurstigkeit und Watte Geist und Ohren zustopfen, um bei seiner Sache zu bleiben.

In der großen Pause, nach dem dritten Akt, kam der Regisseur zum Maschinisten herunter und erklärte ihm, daß im vierten Akt die ver-senk-bare Plattform gebraucht werde; die große Arie ende mit dem Tod des Helden. Der Sänger ließe sich auf die Plattform niederfallen, es würde ein Drahtgestell, mit einem Tuch bedeckt, über die Leiche geschoben, und sofort verlasse der Gast die Bühne, um auszuruhen. Beim Aktschluß, wenn der Gast gerufen werde, habe er ihn pünktlich wieder auf die Bühne zu befördern. Der Gast sei heute sehr nervös — die Sache müsse klappen, auch ohne Probe.

Der Maschinist ließ die Maschine anlaufen, beobachtete das Sinken der Plattform, ließ sie wieder steigen und hielt sich in Bereitschaft. Während der großen Arie hörte er, die Hand am Schalthebel, zu. Vertönende Orchesterklänge, die aufschwebende Stimme, Solo, ban-nende Spannung — Schrei, Fall — der Maschinist ruckte an, und der Motor summt. Nieder sank die Plattform, der Gast wurde vom Hilfsregisseur empfangen und verschwand.

Vierter Akt. Im Orchesterbraus und Stimmenklang ließ der Ma-schi-nist seine Gedanken hinter dem Gast hergehen. Warum konnte der Herr nicht die zwanzig Minuten stillliegen? Zu nervös zum Still-liegen? Das verdamnte Theaterspielen machte die besten Menschen kaputt, je größer, desto nervöser. Der Aktschluß kündigte sich mit vollem Orchester und tönendem Chor an, der Hilfsregisseur kam, hinter ihm der Sänger, der sich auf die Plattform legte. „Auf!“ Kommandierte der Regisseur.

Der Maschinist ging rund um die Plattform, drückte das Bein des Liegenden weiter zurück, legte die Hände auf die Brust des Sängers und beobachtete genau die Lage. Trotz der befehlenden Stimme zögerte

der Maschinist, drückte fast unmutig an den Körperteilen des Gastes, warnte noch einmal vor dem Verschieben der Gliedmaßen und ging, rückblickend, an den Schalthebel. Er ließ den Motor laufen. Oben, auf der Bühne, brauste der Zusammenklang aller Stimmen und In-stru-mente, der Maschinist starrte auf die Signallampe, drehte sich plötzlich um und lief an die steigende Plattform: da sah er den Kopf des Sängers über die Platte hinausragen. Der Maschinist sah schon, wie die zwangsläufig steigende Platte den Kopf zwischen den Bühnen-boden abquetschen mußte. Er hatte zwei Sekunden Zeit, eine zum Überlegen, die andere zum Handeln. Zum Motor war es zu weit — er sprang an die Schalttafel, schlug mit der Hand den großen Schalt-hebel heraus, die Flammen schossen ihm aus den Sicherungen ent-gegen, grünrot schwelte der Brand des Kupfers in schmorendem Kurzschluß. Alles Licht im Saale, auf und unter der Bühne erlosch — aus der jähen Stille brach der Schrei von zweitausend Menschen.

Der Regisseur riß die Taschenlampe hervor, und der Maschinist kam, er beleuchtete den Sänger und wies auf den Kopf, der über die Platte, auf den Arm gelegt, herausragte. Der Sänger habe das Bein zurück-gezogen, aber nicht auf seinen Kopf geachtet. Er ließ den herbeigeeilten Direktor stehen, löschte den Brand der Leitungen und gab sich daran, den entstandenen Schaden auszubessern. Inzwischen war der Gast von der Bühne weggeleitet und die Zuhörer beruhigt worden. Eine Viertel-stunde wartete die ganze Oper auf den Fortgang des Spiels, indessen die Monteure mit dem Maschinisten im Schein der Notlampen ar-beiteten.

Erst als der Sänger, ausgeruht, mit seinen Freunden und geladenen Gästen gegessen hatte und schon beim Kaffee saß, erkundigte er sich gelegentlich nach dem Grunde der Störung. Er hatte ja, weil er der Bühne näher war als dem Maschinenraum, von nichts erfahren. Der Direktor, etwas verlegen, erklärte, wie das teure Haupt des Gastes im letzten Augenblick vor dem Abschneiden gerettet werden mußte. Wie die Aufzugsmaschine ihn fast guillotiniert hätte, weil die körperliche Größe des Gastes nicht auf die Plattform, die für gewöhnliche Maße hergerichtet sei, gepaßt habe. Nun aber könne man mit Recht die glückliche Errettung feiern.

Der Sänger starrte den Redner an, wurde sich des Inhalts der Worte bewußt und erlitt jetzt erst das Schaudern — das Gefühl der Machtlosigkeit durchzog ihn wie lähmendes Gift. Entsetzen stieß ihn in die unsichtbaren Krallen des mechanischen Dämons, und erst die

beruhigenden Worte der Freunde belebten ihn. Dann aber triumphtierte das Leben und die Natur: Erst jetzt sang er, sich selbst zur Lust, feierte das gerettete Dasein wie eine Wiedergeburt und pries die Sekunden, die ihm ein neues Leben geschenkt hatten.

Wäre jemand unter den Geladenen gewesen, der das Leben in dieser Zeit unter Maschinen und dem elektrischen Strom bis auf den Grund erlitten hätte, er würde des kleinen Maschinisten gedacht haben; er hätte in wenig Worten zeigen können, daß in der unerbittlichen Zwangsläufigkeit der exakten Mechanik ein lebendiger Mensch eingeschaltet ist. Ein Arbeiter-Mensch, der bereit sein muß, sich zwischen die unbelebten Massen von Stahl und Eisen zu werfen, mit Hirn und Händen bewußt gegen den Dämon Maschine todverachtend zu kämpfen. Es ist doch nun einmal so: die letzte Vollkommenheit der Technik ist erst die Hingabe des Arbeiters, der sein menschliches Leben zur Seele der Maschine, zu ihrem fehlenden Geist transformiert, damit sie nicht vernichte, was sie bilde.

Der kleine Maschinist war die Seele des elektrischen Betriebes und hatte in dem Augenblick, als der Sänger in höchster Lebensgefahr schwebte, seinen Leib den tödlich verbrennenden Flammen hingehalten. Er hielt es für seine Pflicht, sich für den Sänger zu opfern. Er hätte es auch für einen einfachen Arbeitskameraden getan, wie überhaupt die Pflicht des Arbeiters immer mit dem Opfer unlösbar verbunden ist.

Als der Arbeiter am anderen Tage nach Hause kam, hatte seine Frau in der Zeitung vom Gastspiel des Sängers und seiner großen Leistung gelesen. Es war auch der Zwischenfall mit dem Licht erwähnt und die Sache mit der Plattform als große Sensation ausgemalt. Von dem selbstverständlichen Geldentum des kleinen Maschinisten war kein Wort gesagt. Weder die Frau noch der Mann wunderten sich darüber; denn es ist in unseren Kreisen nicht üblich, daß man aus seiner Pflicht Sensationen macht und seinen Namen als Geld gedruckt sieht. Weil nun niemand des namenlosen Mannes gedacht hat, und weil niemand von diesem Geldentum weiß, darum muß der Dichter unter den Arbeitern es nachholen, und darum setzte ich den Namen des Mannes auf die Ehrentafel des guten Kameraden: Josef Pörschel.

## Als hätte die Erde selber geschrien ...

Otto Wohlgemuth

Heute nachmittag, gegen siebeneinhalb Uhr, ist im Flöz Krefstenscheer, Ort drei, Ortsältester Klaas Uckmann, Lehrhauer Pitter Bender, das hangende Gestein hereingebrochen.

Klaas hat im Ort, im Schram, gelegen, als es losging. Sprang zurück, hat sich retten wollen, aber im Bahnbruch, grad in der Bucht beim verlorenen Gleisend, da hat ihn der Zusammensturz gepackt, der ganze überhangende Berg ist heruntergekommen, zerbrochenes Holz, Kohle, Brocken und Grus, Steine, Steine, Felsenkerle, meterdicke Kolosse.

Als der junge Pitter mit seinem leeren Wagen vom Bremsberg zurück vor Ort gefahren kam, hat er schon von weitem das Schreien gehört, ist hingelaufen, ach Gott, da bekam der Junge das Grusen — da hat er ihn gefunden, wie er da am Grunde lag unter einer Bergeswucht, auf dem Rücken. Ein dicker Sandsteintrog, solch ein Sargdeckel von drei bis vier Fuß Mächtigkeit, hatte ihn erwischt, seine Beine steckten darunter, fest eingeklemmt wie in einem Schraubstock, bis an die Hüften, alles lag sackezu, nur noch Brust, Kopf und Hände, die waren noch frei.

Als der Lehrhauer hinzukam, hörte der Verunglückte mit Schreien auf, rief: „Pitter, Pitter, komm, help mi!“

Der Junge sah gleich mit einem Blick, was los war, sagte: „Klaas, nimm die tosammen, ick hal de annern!“

„Pitter“, schrie es hinter ihm her, „lot dine Lampe hier, lot mi doch nich alleen im Düstern!“

Bald danach kamen wir angelaufen, sechs bis acht Mann, ich war mit dabei. Nach uns kam auch der Steiger.

Da war nicht mehr viel zu machen. Die Gesteinsmassen lagen wie eine Lawine hingebrochen, und unter einem der dicksten Bengel, da lag der Klaas.

„Jetzt aber los, Kerls, wegräumen“, sagte der Steiger. Aber das nutzte nichts, die Felsenkolosse waren viel zu schwer.

„Einen Acht- oder Zehnfüßer wie einen Hebebaum anhauen, unterschieben und versuchen, den Block damit hochkneifen, ran, wir müssen was machen!“

Nein, es ging nicht, das Loch war zu niedrig, wir konnten nicht zupacken, und der dicke Stein saß noch tief und schwer im Geröll, er regte und wegte sich nicht.

Und der Klaas, ah, der Kerl da, der heulte vor Schmerz, ließ uns keine Ruh, schrie, wir sollten doch barmherzig sein, ihn mit dem dicken Hammer doch totschiagen! Schrie nach seinem Weib, seinen Kindern.

Einer von uns mußte seinen Kopf festhalten, seine Hände, denn er versuchte, mit einem Steinbrocken in der Faust sich selber zu erlösen.

Was sollten wir machen. Es weinte in unseren Herzen vor ohnmächtiger Wut.

„Bohren“, sagte der Steiger, „los, wir wollen versuchen, mit einem kurzen Anäpper den Stein über ihm zu sprengen. Hier, Wilm, mit dem Spitz Eisen im Lösen den Ansatz eingemeißelt, schnell, Pitter, das Ventil eingeschraubt, Schlauch und Bohrhammer ran, drauf!“



Da ging's los, die Preßluft heulte, der Meißel sprang und dröhnte, da hörten wir wenigstens das erbärmliche Stöhnen und Jammern nicht mehr.

Der Steiger nahm mich auf die Seite: „Otto“, sagte er, „ich weiß wohl, erlaubt ist das nicht, was wir da machen. Aber hier geht es drum, auf jeden Fall und so schnell wie möglich zu helfen, vielleicht ist doch noch was zu retten. Ich nehme es auf meine Kappe, was können wir anders tun. Wie tief steckt der Felsensatan da noch mit den anderen Blöcken fest im Schutt. Eh wir den mit den dicken Berg-hämmern zerdämmert haben, schreit der Klaas sich bei jedem Schlag um Leib und Seele. Das hält kein Mensch aus, wir sprengen.“

„Es ist auch das beste“, erwiderte ich, „denn den hat es gepackt, den läßt Jänkel nicht mehr los. Vielleicht schaffen wir es auf diese Weise, daß wir ihn wenigstens noch lebend zutage bringen, damit er das Sonnenlicht noch einmal sieht.“

„Na“, der Steiger deutete mit dem Kopfe zu dem Verunglückten hin, zuckte mit seinem Gesicht: „Otto“, sagte er, „du kannst das am besten, hilf ihm. Das Bohrloch ist jetzt tief genug, wir besetzen gleich mit einer halben Patrone; wie es ausgeht, wissen wir nicht, anders war eben nichts zu machen. Frag ihn, du, ob er was auf dem Herzen oder sonst noch etwas zu bestellen hat; wenn es geht, sprich mit ihm ein Gebet.“

„Gut“, sagte ich.

Der Steiger sprang wieder zu den anderen Kameraden: „Tief genug“, rief er, „fertig, Bohrloch gereinigt, Schuß besetzt, Gezäh zurück! Und nun, jeder von uns zieht sein Hemd aus, alle Wämser und Wetterlaken rangeholt, wir müssen den Klaas damit schützen und zudecken. Dann ein paar Bretter und Bohlen quer darübergelegt, vielleicht, vielleicht geht es gut.“

Ich war derweil mit dem Verunglückten beschäftigt. Er bat um einen Trunk, er bekam einen Schluck Kaffee aus der Blechpulle.

Er sah und wußte genau, was wir machen wollten, war ruhig und versuchte fogar, mit bebenden Fingern im Geröll zu räumen.

Ich hielt seine Hand fest und sagte ihm, wenn was passieren sollte, würden wir seiner Frau beistehen und dafür sorgen, daß die beiden Jungen tüchtige Kerle würden.

Indessen waren die anderen Kameraden mit ihrer Arbeit fertig geworden und gingen nun zurück.

Der Steiger beugte sich über den Daliegenden, drückte ihm die Hand, sah ihm in die Augen: „Klaas“, sagte er, „jetzt müssen wir es wagen. Halt dich tapfer! Bist ja immer ein guter Bergmann gewesen. Bis gleich, Klaas.“ Damit ging er, stieß mich mit dem Finger an, ich sollte schnell machen.

Dann waren wir beide im Ort allein.

„Vielleicht geht alles gut, Klaas. Sag, du, glaubst du an Gott?“

Er nickte unmerklich mit seinen Augen.

„Dann will ich dir ein Gebet vorsprechen“, sagte ich: „Vater unser, der du bist im Himmel“, er murmelte die Worte nach und sah dabei in die Strecke hinein, wo die anderen Kameraden mit ihren Lampen sich jetzt zurückzogen, ein Zittern überflog seine Brust, „... und die Kraft, und die Herrlichkeit“ — ich war aufgestanden, hatte ihn ganz zugedeckt, noch ein paar Bretter quer gelegt, vielleicht würde das helfen — „in Ewigkeit, Amen“, sagte ich. „Klaas, jetzt mußt du stilliegen, ganz still, ich gehe jetzt auch zurück, und wir sprengen jetzt.“

Einen Augenblick zögerte ich noch, ich lauschte, ich hörte nichts. Nur das schwere Köcheln seines Atems in der Brust.

Nun ging auch ich. Leise. Dann — er hatte doch wohl meine Schritte gehört — vernahm ich noch einmal seine Stimme, daß es mir eiskalt durch Mark und Bein ging, so bang kam es von dort her, als hätte die Erde selber geschrien: „In Ewigkeit, es ist ja alles so dunkel, Otto, laß mich doch nicht allein!“

Da lief ich, am ganzen Körper zitternd, zu den anderen hin. Eine Sekunde darauf sprang der elektrische Funke in die Sprengladung, der Schuß dröhnte auf, Qualm wallte uns entgegen.

Wir drangen hinein. Der Felsen war zertrümmert.

Unter den Brocken, Brettern und braunen Semden fanden wir unseren Kameraden, er war tot.

Seine Hände waren noch gefaltet.

Es mag einem Manne noch anstehen, das Leben bei seiner Mühe und Arbeit köstlich zu nennen, denn Mannesarbeit hat Anfang und Ende, der Frauendienst hört niemals auf.

Gans Grimm

## Arbeiterlied

Max Barthel

Immer stehen wir zusammen  
Grau und voller Müh',  
Immer gehen wir zusammen  
Morgens in der Früh,  
Wenn die Räder schlagen,  
Wenn der Hammer kracht,  
Und nun laßt uns sagen,  
Was uns fröhlich macht:  
Einer für alle! Alle für einen!  
Stolzer den Nacken und höher den Blick!  
Immer gemeinsam und niemals einsam,  
Einer für alle! Alle für einen!  
Vorwärts und nicht mehr zurück!

Immer leben wir zusammen,  
Volk in Land und Stadt,  
Immer trifft es uns zusammen,  
Was zu treffen hat.  
Wenn die Kinder zittern,  
Wenn die Frau verzagt,  
Wenn die Pläne splintern,  
Wenn uns Elend jagt:  
Einer für alle! Alle für einen!  
Stolzer den Nacken und höher den Blick!  
Immer gemeinsam und niemals einsam,  
Einer für alle! Alle für einen!  
Vorwärts und nicht mehr zurück!

Seht, nun kämpfen wir zusammen,  
Und das Ziel ist klar,  
Seht, nun siegen wir zusammen,  
Wie's beschlossen war!  
Und die Fahnen schwingen,  
Und der Hornstoß gellt,  
Ja, nun laßt uns singen  
In die Arbeitswelt:  
Einer für alle! Alle für einen!  
Unser die Macht und unser das Glück!  
Immer gemeinsam und niemals einsam,  
Einer für alle! Alle für einen!  
Vorwärts und nicht mehr zurück!

## Meiner Mutter

Detlev v. Liliencron

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen,  
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!  
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen,  
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!  
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,  
Ein Schutz für mich — wie liebevoll du horchtest!  
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,  
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

## Spruch

Zum Muttertag

Vaterliebe baut das Haus,  
Mutterliebe schmückt es aus.  
Kindesliebe allezeit  
Leuchtet hell als Dankbarkeit.

## Unser Kind

Ferdinand Oppenberg

Du legtest mir in meinen Arm  
Mit frohen Blicken unser Kind.  
Nun fühle ich, wie eng und warm  
Wir ganz in ihm umschlossen sind.  
Nun muß ich immer wieder sehn  
Auf diese Händchen, zart und klein,  
Muß an der Kleinen Wiege stehn  
Und wage nicht mehr laut zu sein.  
Dann sehe ich in dein Gesicht  
Und gebe fest dir meine Hand.  
Sag, soviel Sonne, soviel Licht  
Lag wohl noch nie auf diesem Land!  
Du legtest mir in meinen Arm  
Mit frohen Blicken unser Kind,  
Und fühle nun, wie eng und warm  
Wir eins in ihm geworden sind.

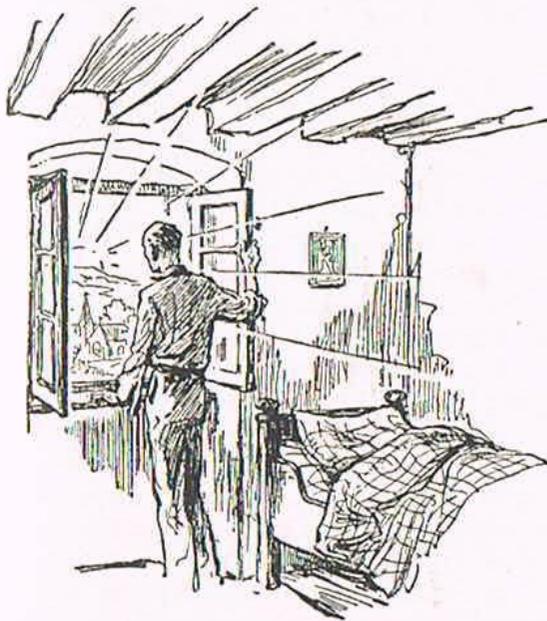
## Der Semmelkreuzer

Gottfried Kothacker

Eine Geschichte aus Schlesien

Der Schullehrer Ortwin Gartmichel aus Schatzdorf hat die folgende Geschichte erzählt:

Wie so oft schon, hatte mich eines Morgens in aller Herrgottsfrühe ein gütiger Sonnenstrahl geweckt. Ich setzte mich auf und sah zum Fenster hinaus. Mein Blick flog, meine Seele mächtig mitreisend,



durchs Fenster und ins Blau des ewigen Himmels, ein lichtiges Morgenbad nehmend. Ich freute mich ob des schönen Tages und saß und lauschte. Mir fehlte was. Ja, was denn? Ach, daß ich es vergessen konnte! Das Schatzdorfer Morgen glöckle hatte noch nicht gesprochen, das fehlte mir. Ich sah auf die Uhr: es war fünf durch, und das Glöckle schwieg noch immer. Soviel hundertmal hab' ich es gehört, im Sommer und Winter, daß diese Stille mir ganz bange

machte. Als ich ans Fenster trat und zum armseligen Kirchle hinübersah, da war das schmiedeeiserne Tor zum Gottesacker, auf dem das Kirchle stand, so seltsam fest verschlossen. Und mir fiel ein, wie ich einmal den Mesner, Gemeindefoten und Nachtwächter, denn das alles war der Nagler-Franz, trotz seinen sechsundachtzig Jahren, fragte, ob es ihm denn keine Beschwer mache, in Sturm und Regen und eisiger Kälte seinen Dienst zu versehen? Damals sagte er mir: „Wenn ich amol nie Morgenläuten tu, dann muß mech an anderer ausläuten.“ Und das heißt, ins unbeholfene Schriftdeutsch übertragen, daß er dann gestorben wäre, und ein anderer müßte den verwaisten Glockenstrang

ziehen, und das fröhlich andächtige Morgenglöckle würd zum traurigen Totenglöckle.

Es war soweit. Der alte Nagler, der keine Kinder hatte, den wir gleichwohl alle Großvater nannten, war über Nacht ins bessere Jenseits gewandert, still und ohne es zu vermelden, und er hinterließ uns nichts als seinen verwelkten und verbrauchten Leib, daß wir ihn der Mutter Erde übergäben. Das Fenster seines Stübchens hatte er offen gelassen, so daß seine Seele ungehindert in den Himmel entfliehen konnte. So haben wir denn den alten Diener Gottes und der Gemeinde der verdienten Ruhe übergeben. Und da der Großvater ein halber Gelehrter war, der wohl lesen und schreiben konnte und beides bis in seine letzten Tage tat, war auch ein umständliches Vermächtnis vorhanden, in dem auch die geringste Kleinigkeit nicht vergessen war. Soweit wäre alles in bester Ordnung gewesen, und wir hätten des Großvaters, wie das schon einmal ist, ruhig vergessen können. Eines Tages bald nachher aber kam der Erbe, selber ein betagtes Gemeindefind, bei dem der Großvater gewohnt und gegessen hatte, zu mir und legte mir ohne viel Worte einen derben, verschürzten Briefumschlag auf den Tisch. Der hätte sich unter des Verstorbenen Nachlaß gefunden. Und ich möchte so gut sein, das Ding einmal durchzulesen, weil er, der Erbe, nicht viel damit anzufangen wisse. Das wollte ich des Abends wohl besorgen, und ich beschied den Mann für den anderen Tag zu mir.

Am Abend, als ich das Päckchen öffnete, fand ich darin einige Blätter, mit grober, aber peinlicher Schrift beschrieben und, in ein winzig Stück Leinwand gehüllt, ein Geldstück. Kein Goldstück, obwohl es — so abgegriffen war es — funkelte wie rotes Gold. Es war nur ein Kreuzer, und man sah den Adler darauf und die Umschrift und auch die Jahreszahl 1850. Das beiliegende Geschrift aber handelte von diesem Kreuzer, der einem Menschen große Pein und Not gebracht hatte, bis die Abgeklärtheit des Alters sich Not und Pein von der Seele geschrieben hatte. Das stand auf den Blättern zu lesen, und ich lasse es Wort für Wort ungeändert hier folgen, kaum daß ich manchen Schreibfehler austilgte, weil er gar zu sehr in die Augen sprang:

„Ich, der Franz Nagler aus der Gemeind Schatzdorf, schreib dies auf im fünfundsiebzigsten Jahr meines Lebens und werd manch Stund derbei sitzen, bis daß ich alles geschrieben habe. Ich hab ein großes Unrecht tan als wie ich noch ein Kind gewesen. Doch ein lang Leben hab ich gebüßt dafür, und zu der Zeit weiß ich, daß mir der verziehen

hat, an dem ich Unrecht hab tan, mein lieb guter Bruder, wengleich er vor siebenzig Jahren verstorben ist als ein Kind. Und es hat mir auch der verziehen, vor dem ich das Unrecht hab tan, mein Gott und Herr in dem Himmel.

Ich bin eines Kuhhirten Kind und das Jüngst von zwölf Geschwistern. Hab aber die andern wenig gekannt, weil sie die Not und erbarmungswürdige Armut hat bald aus dem Haus trieben, das Brot zu suchen und einen Winkel zum Schlafen. Ich aber mitsamt meinem Bruder Loisla durst zu Haus bleiben, weil wir noch zu klein waren zum Fortwandern, und mit uns blieben noch drei Schwestern. Mein Loislabruder und ich haben als Armeutekinder recht zusammengehalten und Freud und Leid erlitten und geduldt, und haben einer für den andern den Kopf hergehalten als rechte Kameraden und Bübel. Trocken Brot hat uns gemundt wie Kirmeskuchen, weil wirs selten kriegt haben und dünn geschnitten; man hat den Himmel durchsehen können. Ein grüner Appel oder Birn, hinterm Gartenzaun gefunden, ward immer brüderlich geteilt und wollt jeder von uns immer das kleinere Stück für sich. Der Loisla war ein Jahr älter als ich, und war eins von uns beiden nicht gegenwärtig, so hat das andere sicher nicht gewußt, was tun, bis wir wieder beisammen waren.

Da kam einmal ein fremder Mann durchs Dorf und traf mich als allein auf der Strafe. Er fragte mich nachm Weg ins Nachbardorf und weil ich ihm aufm Feldweg vorauslief und zeigte, daß er nicht danebging, gab er mir was in die Hand. Als ichs besah, wars ein Kreuzer, frisch aus Münz gekommen, und mit dem Kreuzer, was konnt ich alles dafür kaufen, war ich ein reicher Bub. Der goldne Glanz machte mich besessen und der Hochmutsteufel zog in mein Herz. Ich legte ihn immer noch einmal in die Hand und hielt ihn vor Augen und besah den Schatz. Um nichts in der Welt hätt ich ihn hergeben. Sieben Jahre war ich damalen alt und mein junges Herz wurd zu Stein, wens um den Kreuzer ging. Zwischen Loisla und mich trat der Geiz, wenn der Bruder nur auf den Kreuzer sah. Ich versteckte ihn bald da und bald dort und schleppte ihn herum wie eine Katz ihr Junges, nirgends dachte ich mich seiner sicher.

Da kam der Winter übers Land und über Nacht war die Strafe vereist. Die Mutter mußte unsre Schuch hüten, die wir nur wie gern auf dem glatten Eise zerschundeten. Kam uns die Lust an auf die Strafe zu gehen, dann nahm die Mutter die Schuch und sperrte sie ein. Bei armen Leuten schmeckt das Liebste oft bitter genug. Giehts



nie ein Schunn, so giechts barbes, sagte Loisla und wir gingen ohne Schuch und Strümpf auf die Eisbahn, bis die Füß blau gefroren waren. So gings gut und es hat mir nichts nie geschadt. Dann wurde der Loisla doch einmal krank davon: ich aber wußte damalen vom Sterben nicht viel mehr als daß man als Toter aufn Kirchhof käm, und ein paar Blumen aufs Grab gesteckt. Als Loisla nimmer sprach und nur die Augen stumm zur Decke richtete, liefen der Mutter die Tränen übers Wang und der Vater kniete zum Heiligenbild hin und betete. Ich dachte nur, so arg wirds nicht sein, und wartete, bis Loisla wieder gesund würd. Die Eisbahn war so lang und glatt, die sollten wir nicht versäumen. Einmal fing Loisla zu reden an und die Mutter fragte ihn: Was willst, mein Kindle? Da sagte der Loisla und faltete die Händ: Essen möcht ich, Mutterle. Die Mutter nahm's Brot und schnitt ein Scheible herunter und sagte: Is, mein Loisla, mein Gutts, kriegst heut so viel Du magst. Dabei würgte sies im Galse und ihre Händ zitterten. Da sagte der Loisla: Weißt Mutterle, ein Semmele möcht ich essen, ein Semmele soviel gern. Da weinte die Mutter viel mehr und sagte: Ein Semmele, o Gott, wuhar soll echs nahmen, bir hon kan Kreitzer eim Haus. Jes a Schnittla Brut, mein Loisla, und morne kauf bir ein Semmele. Der Loisla nahm ein Bißle Brot in

Mund und war still. Dann redte er noch einmal und sagte: Der Franzla ... und kein Wort mehr.

Ich stand da wie vom Donner geschlagen. Ich wußte, was der Loisla meinte. Ich hatte den Kreuzer, den goldigen, meinen einzigen Schatz und jetzt sollt ich ihn hergeben, dem Loisla ein Semmele zu kaufen. Fort war der Kreuzer, alle Freud hin, ich war wieder ein armer Bub, der nichts hatte. Oweh, das konnte nicht sein. Da stand der Geiz zwischen Loisla und mir, mein Herz war Stein und hörte auf zu schlagen. Ich machte die Augen zu und sagte schnell: Oje, dan Kreitzer ho ech verluen! Ein schwerer Stein fiel in die Tiefe. Die Mutter sah mich an und ich las aus ihren Blicken, sie weiß, daß Du gelogen hast. Dem Loisla kamen die Tränen und seine Augen schwammen in Wasser. Aber er sagte: Laß och, Mutter, es wär schad em dan Kreizer. Etz schmeckt mers Brut a soviel gutt.

Das konnt ich nicht sehn und hören und lief hinaus. Der Loisla hat den Bißten Brot nimmer gessen, er blieb ihm im Mund auch in der Todstund. Als ich wieder ins Stübli trat, still als wie ein Dieb, da weinten alle sehr und der Loisla hielt in seinen schmalen Fingern die flackernde Totenkerz. Wir haben ihn begraben wie arme Leut ihr Kind begraben und nicht viel hergemacht. Nur an heißen und vielen Tränen hats nicht gemangelt. In der erst kam es mir nicht ganz zu Bewußtsein, wie schlecht ich an mein Bruder hab gehandelt. Aber schon nach wenig Tagen war mir sehr traurig zu Mut, weil ich nun-





mehr ganz allein war, und als ich eins Abends den Kreuzer aus dem Tüchel bunden hab, um mich dran zu freuen, da wollt keine Freud in mir aufkommen und es war, als hätt der Kreuzer zu mir geredt. Er sagte also: Sättst dein lieben Loislabruder können die letzte Freud machen und hast es nicht tan. Oweh, wie wird Dein toter Bruder Klagen, daß Du ihn hast hungriß sterben lassen. Wie haben seine Händ gezittert nachm Semmele und sein sterbenskranker Mund ge-

bitt. Und das letzt, was er hat hören müssen auf der Welt, war eine Lug aus Deinem Mund. — Also hat der Kreuzer zu mir geredt und mir ist heiß worden im Herzen und schmerzlich in der Seel. Wie so gern hätt ich den Kreuzer jetzt hergeben, aber es war zu spät und dann hab ich müssen bitterlich weinen. Ich bin auch nausgegangen zu Loislas Grab und hab laut geslennt und geruft: Ach wach doch ein einzigmal auf, mein lieb Brüderle, ich will Dir gewiß zwei Semmele kaufen und daß sie Dir schmecken sollen will ich Dir wünschen, wenn Du nur einmal zurückkommst. Aber der Loisla war tot und tief in der Erd und kam nicht wieder. Wie dann kann ein Toter aufstehen, damit ein Sünder kann gutmachen, was er in Unverstand und törichter Verblendung hat gefehlt! Ich hab es gar arg trieben und bin richtig krank worden davon. Und die Mutter saß bei mir wie damals beim Loisla und wieder liefen ihr die Tränen übers Wang und sie hielt meine Händ in ihren, als wollt sie mich halten, daß ich ihr nicht davonflieg. Ich wollt sterben, zum Loisla kommen und hielt den Kreuzer fest in den heißen Händ, daß ich ihn nur ja mithab, wenn ich zu meim Brüderle komm ins Totenreich. Der Himmel hat nicht wollen, daß ich stürb. Ich hab büßen müssen bis ganz auf die Weige. Wenn ich als Kind hab spielen wollen, fiel mirs nebenbei ein: Wenn der Loisla nur da wär, dem Du den



Kreuzer hast verlaugnet. Und gar wars mit Spiel und Freud. So hab ichs Spielen verlernt, und wenn mir die Mutter ein Scheible Brot gab, wie gut hat es ehender geschmeckt, da mußt ich ans Loisla denken und der Bissen blieb mir im Mund wie einstens dem sterbenden Bruder. Und so blieb manches Stück Brot ungegessen, weil ichs nicht konnt hinunterbringen. Je älter ich wurd, je mehr kam mir das Verständnis meiner bösen Tat und je größer wurd Schmerz und Reu. Was hätt ich geben, wenn ichs hätt können gutmachen! Aber es hat mir keine Beicht holfen und gegens Gewissen, wenn es sich rühret, kann kein Vaterunser an und kein Begrüßet feistu Maria. Ich weiß es als wie heut, als ich einmal beim Tanz war und hatt einen gutverdienten Gulden im Sack. Da kauffstu Dir und dem Mädle einen Wein. Wies zum Zahlen kommt, hab ich mit dem Gulden den Semmelkreuzer in der Hand da mußt ich Wein und Mädle lassen und davongehen und auf Blick und Spott konnt ich nichts erwidern als still bei mir: Was wißt Ihr davon! Nach meiner Auslehr bin ich in die Welt gewandert, wies damalen noch Brauch war bei Junggesellen und hab gut und böse Zeiten erlebt. Der böseste Tag der war als wie in Graz; keine Arbeit und kein Geld nicht und der Hunger quälte mich schwach und matt. Ich hatte den Kreuzer noch und hätt mir ein Schusterleibl kaufen können, aber es war dem Loisla sein Kreuzer und ich konnt es nicht tun.

Kein Geschriß und kein Geredt kan schildern die Not und die Pein, die die Tat des Kinds dem Mann gebracht hat und dem Greis. So sind viele Jahre vergangen und ich habs nicht vergessen können. Drei- undsechzig Jahre sind dreihundertmal soviel Tage und das ist eine lange Zeit. Ein neues Volk ist um mich aufgewachsen und ich allein und fremd worden. Nur das Schatzdorfer Glöckle ist mir gut Freund worden und ihm allein hab ich meine Not erzählt, früh, abends und am Mittag, so oft ich es hab geläutt. Beim Läuten hab ich jeweilen ein Vaterunser gebett, recht andächtlich und mit der Bitt um Vergebung. Einmal muß ich ja erhört werden und wens noch so lang sollt dauern.

Und ich bin erhört worden. Vor wenigen Tagen ist das Wunder geschehen. Es war ganz dunkel im Schatzdorfer Kirchle, wie ich hab zum Abend geläutt. Und eben war ich bei der Stell im Gebet: Und vergib uns unsere Schulden, da wurd es mit einemale so licht um mich her und neben mir stand gewiß und wahrhaftig mein totes

Brüderle, mein lieber Loisa und rührte mich an der Hand und sagte also: Es ist gut, Franzla, Deine Schuld ist Dir vergeben und nun leb in Frieden bis an Dein End! So sprach das Kind zu mir altem Mann, das Brüderle zum Bruder. Mir war so gut zu Mut, daß ich



sollt erlöst sein von aller Not und bin fröhlich hingekniet, um dem vielleicht Kind zu danken. Wie ich aber die Hand ausstreckt, um sein Kleidle zu fassen, war es verschwunden und nicht mehr zu sehen.

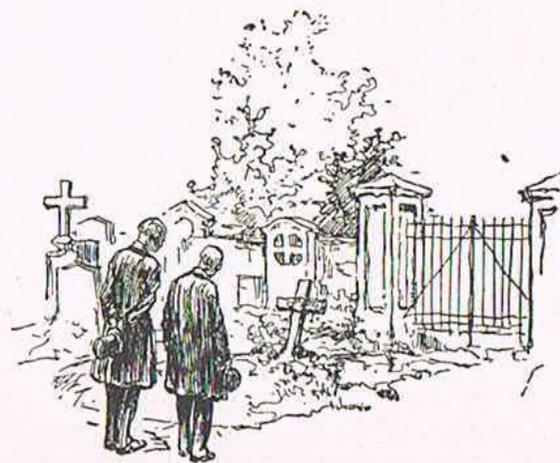
Ich hab keinem Menschen davon erzählt, weil mir doch keiner geglaubt hätt. Doch hab ich das alles aufgeschrieben, so gut ich unbeholfener Mann mit meinen alten Händen hab tun können, denn wenn ich tot sein werd, soll man davon lesen, was ich niemandem hab erzählt. Dem Toten wird man glauben und es wird manchem eine

Lehr sein und Warnigung. Der Herr hat mich büßen lassen auch für die anderen.

Den Kreuzer leg ich dem Geschrift bei und ich will und es ist meine letzte Bitt an die Menschen, sie sollen mir den Kreuzer aufs erloschene Aug legen für meine letzte Reif in den Himmel, darhin ich hoff zu Kommen, so mir der Herr Gnädig ist."

Das stand auf den Blättern zu lesen in der groben und peinlichen Schrift des Verstorbenen, und dabei lag der Semmelkreuzer, blank und wie rotes Gold funkelnd, mit der Jahreszahl 1850, durch zwei Menschenalter mit Leid und Liebe verbunden. Wenn wir auch zu spät kamen, um den letzten Willen des Großvaters zu erfüllen, und er den Kreuzer nicht mit in den Sarg bekommen konnte, so gingen wir doch, sein Erbe und ich, des anderen Tages auf den Schatzdorfer Kirchhof, gerade ums Abendläuten, und steckten den Kreuzer in die noch lockere Erde des frischen Grabhügels. Hat ihn der Tote auch nicht auf dem Auge, so wird es vor der Ewigkeit wohl auf das gleiche herauskommen. —

Das ist die Geschichte vom Semmelkreuzer, die mir der Schatzdorfer Schullehrer Ortwin Hartmichel erzählte und die ich mit fast seinen Worten niederschrieb, dabei das „Geschrift“ des alten Nagler benutzend, zum frommen aller, die sie lesen. Es wird sich mancher etwas daraus nehmen können, so schlicht und einfältig sie auch sein mag. Vor Gott wiegen die kleinen Dinge nicht weniger als die größten.



„Der Maie, der Maie,  
Der bringt uns Blümlein viel,  
Ich trag' ein freis Gemüte,  
Gott weiß wohl, wem ich's will.

Ich will's eim freien Gesellen,  
Der selb der wirbt um mich,  
Er trägt ein seiden Hemmat an,  
Darein so preist er sich.“

Er meint, es sünd ein Nachtigall,  
Da war's ein Jungfrau fein,  
Und kann sie ihm nicht werden,  
Trauret das Herze fein.

## Mondnacht

Joseph von Eichendorff

Es war, als hätt' der Himmel  
Die Erde still geküßt,  
Daß sie im Blütenschimmer  
Von ihm nur träumen müßt.

Die Luft ging durch die Felder,  
Die Ähren wogten sacht,  
Es rauschten leis die Wälder,  
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Flog durch die stillen Lande,  
Als flöge sie nach Haus.

## Warnung

Hermann Löns

Du hast gesagt, du willst nicht lieben,  
Willst dich um keinen Mann betrüben;  
Noch bist du jung, noch blüht der Mai,  
Bald ist die schönste Zeit vorbei.

Der Birnbaum blüht nicht nur zur Freude,  
Er blüht nicht nur zur Augenweide;  
Kommt seine Zeit, kommt seine Zeit,  
Dann ist er voller Süßigkeit.

Drum, schönes Mädchen, laß dich lieben,  
Sonst wird sich einst dein Herz betrüben;  
Dann bist du alt und bist allein,  
Und mußt die schönste Zeit bereuen.

## Die Kinder sprechen

Bruno Brehm

Die junge Frau erzählte: „Als ich heute mit meinen drei Kindern vor der Kirche auf dem Berge saß (dort oben hin scheint nämlich die Sonne am längsten), da lief mein Kleinstes immer wieder durch die offene Tür in die Kirche, kam dann wieder heraus und lärmte mit den beiden Größeren. Da traten ein paar alte böse Weiber auf mich zu und sagten, daß sich das nicht gehöre: hier sei eine Kirche, und vor einer Kirche müsse Ruhe herrschen.“

„Und was hast du darauf geantwortet?“ fragte jemand von den Leuten am Tisch.

Die junge Frau lachte. „Ich habe gesagt: Ja, glauben Sie denn nicht, daß sich der liebe Gott über ein paar lustige, gesunde Kinder mehr freut als über ein paar grantige alte Weiber?“

Die Leute um den Tisch herum lachten. „Das war eine gute Antwort!“ Und ein Mann, der viel im Osten herumgereist war, um dort bei den vergessenen deutschen Gemeinden Volkslieder zu sammeln, nahm nun das Wort und berichtete:

„Sie werden wohl auch schon einmal gehört haben, daß deutsche Siedler in Wolhynien hausten, in großen und in kleinen Dörfern, die von Ostpreußen aus einst dorthin gezogen waren, um zwischen den weiten Sümpfen und gewaltigen Wäldern ihre eigensinnigen, sich so ganz und gar nicht dem Lande anschießenden Dörfer zu bauen. Die polnischen Herren behaupten, diese Dörfer zerstören mit ihren geraden Häuserzeilen die weichwogende Landschaft, und auch ich, der sie alle durchwandert hat, muß zugeben, daß es die echten Siedlerdörfer sind, erstarrte Zeltgassen eines Volkes, das ausgezogen war, um Land zu nehmen und zu bebauen.“

Es gibt dort reiche und arme Dörfer; es gibt solche mit guten und solche mit schlechten Aekern. Es gibt welche, die auf gerodetem Grunde stehen, und welche, die über einem mit Tausenden von Erdsuhren zugeschütteten Sumpf errichtet sind. An einem aber sind alle diese Siedlungen reich: an Kindern.

Die Deutschen dort sind fleißig und arbeitsam, und von ihnen gilt das gleiche wie von den Schwaben im Banat. Fragst du dort einen Menschen, ob er diese oder jene Sache mit seinem Nachbar schriftlich festgelegt hat, so wird er dir antworten: 'Warum denn? Wozu einen Vertrag? Sein Wort gilt doch, es ist doch ein Deutscher.' Und der Jude sagt: 'Wenn ich dem Deutschen ein Geld borge, bekomme ich es zurück bis auf den letzten Groschen, er wird zahlen, wenn er kann.'

Der Staat hat ihnen keine Schulen gebaut im alten Rußland, und er baut sie ihnen im neuen Polen auch nicht. Den Unterricht leitet der Kantor, der ihnen am Sonntag in einer großen Scheune die Heilige Schrift vorliest. Viel Lesen und Schreiben können die Bauern nicht, und auch der Kantor, der ein Bauer ist, muß sich redlich mühen mit dem sonntäglichen Text.

Da sitzen also, während die bunten Slawen in ihre helleuchtenden Kirchen gehen, am Sonntag die schwarzen deutschen Bäuerinnen und ihre Kinder auf der einen Seite der Scheune, und die Bauern in 'deutscher Tracht', in unserer Kleidung, auf der anderen, die schweren Hände auf die Knie gestützt und den Kopf dem Kantor zugewandt. Und der Kantor liest, Wort für Wort, wie sie Luther aneinandergefügt hat, die Schrift vor. Mehr Gedrucktes als Heilige Schrift wird es in diesen Dörfern kaum geben. Weil aber die Bäuerinnen soviel Kinder haben (sechs Kinder sind dort wenig Kinder), und weil niemand da ist, der während des Gottesdienstes die Kleinen übernehmen könnte, so werden auch die Kleinsten, die Säuglinge, mitgenommen. Da sitzen dann also die schwarzgekleideten Frauen mit den Wickelkindern im Arm und lauschen den Worten der Schrift, und die größeren Kinder, die schon selbst laufen können, sitzen neben ihnen und lassen die Füße von den Bänken baumeln. Aber der Kantor liest nur langsam, mit dem Finger den Zeilen folgend, und der Gottesdienst dauert solcherart lange. Weil aber die Säuglinge das Wort der Schrift noch nicht hören und weil sie hungrig werden, beginnt bald einer zu krähen und zu plärren. Da hilft kein Zutschen und kein Klopfen, kein: sei doch still! und kein: wirst du wohl! Denn nach einer kleinen Pause folgt ein dritter, und schließlich ist die große Scheune



voll Geplärre. Da schaut dann der Kantor über seine Brille von der Heiligen Schrift auf und sagt zu den Frauen seiner Gemeinde: 'Nun wollen wir ein wenig warten, denn jetzt sprechen die Kinder!'

Die schwarzgekleideten Bäuerinnen legen die Kleinen Schreihälse an die weißen Brüste, man hört durch die Stille die Kleinen Mündlein schmatzen, den Bauern sinkt das Kinn auf die Brust, sie dösen dahin, und manch einer schnarcht auf. Die Schwalben schwirren über den Köpfen dahin durch das offene Tor hinaus in das weite grüne Land mit den goldenen Feldern; durch den Mittelgang, der die Männer von den Frauen trennt, stolziert ein Zahn und treibt einige Hennen vor sich her.

Und da es in der großen Scheune so still geworden ist, daß des Kantors große dicke Sau vermeint, der Gottesdienst sei bereits zu Ende und die Menschen wären nach Hause gegangen, da steckt auch sie ihren schnuppernden Rüssel durch das Tor und tut ein paar Zappelschritte in die schweigende Scheune.

Wenn die Kinder aber sich satt getrunken haben und von den Brüsten in die Arme der Mütter, voll wie angefogene Zecken, zurücksinken, wenn die Kleinen dann mit ihren rosigen, durchsichtigen

Fingerlein die nachschmatzenden Lippen suchen und die perlmutterfarbenen Näglein im Mündchen verschwinden lassen, wenn die blauen Äuglein zufallen, dann setzen sich die schwarzen Frauen mit stillen Gesichtern wieder aufrecht hin, Knöpfen die schweren Kleider zu, und der Kantor klopft laut an sein Pult, damit die dösenden Bauern erwachen. Sie wachen auf, sie lauschen, und die Worte der Schrift ertönen nun, da die Kinder gesprochen haben, wieder durch die Stille."

Das erzählte der Mann, der durch die verstreuten Dörfer der Deutschen in Wolhynien gereist war, um dort alte Lieder und Sagen zu suchen. Und die junge Frau, deren Kinder vor der Kirche geläutet hatten, beugte sich über den Tisch und sagte mit leuchtenden Augen: „So ist es! So soll es sein!“

Ja, so soll es sein! So soll es sein! Das werden brave Kinder und ehrliche Deutsche werden, die so gestillt und genährt worden sind und deretwegen, wenn sie schrien, auch das Wort Gottes verstummte und wartete, bis sie gesäugt waren.

## Der Brunnen

Thilo von Trotha

Wie ich dich im Herzen trage,  
Das weiß niemand außer mir.  
Stellst du mir des Zweifels Frage,  
Geb' ich keine Antwort dir.

Meiner Liebe Brunnentiefe  
Mißt nicht Leine und nicht Lot.  
Fragst du, was am Grunde schlief,  
Bringst du dir nur selber Not.

Alles fühlen, alles Denken,  
Alles Dunkel, alles Licht  
Kann ich deiner Schönheit schenken,  
Aber messen kann ich nicht.

Wie ich dich im Herzen trage,  
Das weiß niemand außer mir.  
Stellst du mir des Zweifels Frage,  
Geb' ich keine Antwort dir.

## Im Frühling

Eduard Mörike

Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel:  
Die Wolke wird mein Flügel,  
Ein Vogel fliegt mir voraus.  
Ach, sag mir, all-einzige Liebe,  
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!  
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.  
Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,  
Sehnend,  
Sich dehnend  
In Lieben und Goffen,  
Frühling, was bist du gewillt?  
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,  
Es dringt der Sonne goldner Ruß  
Mir tief bis ins Geblüt hinein;  
Die Augen, wunderbar berauschet,  
Tun, als schliefen sie ein,  
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.  
Ich denke dies und denke das,  
Ich sehne mich und weiß nicht recht nach was:  
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;  
Mein Herz, o sage,  
Was webst du für Erinnerung  
In golden grüner Zweige Dämmerung?  
— Alte unnennbare Tage!

Was wir sind, ist nichts, was wir suchen, ist alles.  
Gölderlin

Admiral Zipper sieht sich von Minute zu Minute von neuen Gegnern beschossen. Noch ist Scheer nicht ganz heran.

Es ist unmöglich, mit den Kräften der Vorhut allein gegen den Feind aufzukommen. Das schwere Feuer, das bisher aus Nordosten gedrungen, dehnt sich rasch nach Norden und nach Nordwesten aus. Die Rauchwolken der britischen Armada verfinstern den Horizont.

Zipper gibt den Befehl zur Kehrtwendung nach Süden. Er tut es schweren Herzens, weil er damit die todwunde „Wiesbaden“ im Stich lassen muß. Aber die Rücksicht auf die Gesamtheit seiner Schiffe muß überwiegen. Er muß unter allen Umständen aus dem tödlichen Halbkreis hinaus.

Die Kehrtwendung wird vollzogen.

Sie ist kaum ausgeführt, als endlich, endlich das deutsche Gros heran ist. Dicht untereinander aufgeschlossen, dampft es mit äußerster Kraft heran, Schiff auf Schiff in Reihenkolonnen. Admiral Zipper setzt sich mit seinen Panzerkreuzern an die Spitze.

Scheer befiehlt, entsprechend den Bewegungen des Gegners, Kurs nach Osten. Beide Flotten laufen einander fast parallel. Die Engländer drehen ihren Kurs immer mehr nach Südosten und Süden. Jellicoe will den Feind, auf die größere Geschwindigkeit seiner Schiffe gestützt, überholen und von seiner Küstenbasis abschneiden. Langsam nimmt so der ungeheure Bogen der britischen Armada, ursprünglich nach Süden geöffnet, seine Öffnung jetzt gegen Südwesten und Westen. Wie auf einer ungeheuren Drehscheibe verschiebt sich das Bild. Die furchtbarste Seekanonade der Weltgeschichte hebt zu brüllen an. Der verfinsterte Horizont glitzert von den Leuchtpunkten der Abschüsse, die sich wie zuckende Perlschnüre aneinanderreihen, von einem Ende bis zum anderen.

Schnell erreicht die Schlacht ihren Höhepunkt.

Auf elftausend Meter sind die schwarzen Panzerschiffe aneinander. Das Tageslicht liegt im Nordwesten dicht über dem Horizont in Pulverdunst und Qualm vergraben, ein gelbliches Gemisch. Es erschwert das Erkennen der Engländer, es zeigt den Engländern die Deutschen als scharfe Schattenrisse.

Die „Wiesbaden“ feuert immer noch. Die englischen Großkampfschiffe überschütten sie mit ihren schweren Kalibern. Die deutschen Panzerkreuzer decken den sterbenden Kleinen Bruder. Im mörderischen

Feuer der Panzerkreuzer „Lützow“, „Großer Kurfürst“, „Markgraf“, „Kronprinz“ und „Kaiser“ verläßt das englische Schlachtschiff „Defence“ nach wenigen Minuten die Meeresfläche und sucht die Tiefe auf. Unmittelbar darauf flammt auf dem „Warrior“ ein gewaltiger Brand auf. Er muß die Schlachtfront brennend verlassen und sinkt in der kommenden Nacht auf dem Wege zum Firth of Forth. Der Schlachtkreuzer „Warspite“ erhält eine Serie von schweren Treffern, die ihn außer Gefecht setzen.

Auf dem östlichen Teil des Schlachtfeldes erreicht die Vergeltung den englischen Panzerkreuzer „Invincible“, der vor anderthalb Jahren vor den Falklandinseln das Schicksal des Speeschen Kreuzergeschwaders besiegelt. Wie ein Sieb durchlöchert, legt er sich auf die Seite und geht in die Tiefe hinab. „Lützow“ ist der Bezwingener.

Immer noch wird um die „Wiesbaden“ gekämpft. Die großen Brüder lassen sie nicht im Stich. Der englische Zerstörer „Shark“ wird vernichtet, der Zerstörer „Acosta“ zum Wrack geschossen. Das deutsche Torpedoboot V 48 sinkt in die Tiefe. Die „Wiesbaden“ feuert immer noch, obgleich nur noch mit äußerster Not über Wasser gehalten. Erst in der kommenden Nacht gegen zwei Uhr morgens nimmt die Tiefe sie gnädig auf.

Unter dem Donner der schweren englischen Artillerie empfängt das Flaggschiff des deutschen Vorhutkommandanten, der wackere „Lützow“, schwere Wunden. „Derfflinger“ ist zerzaust wie ein eisengepanzertes Kiesel nach schwerer Schlacht. Er feuert aus allen Panzertürmen, während das Wasser zu Tausenden von Tonnen durch mächtige Einschußlöcher in seinen Leib eindringt. Todwund geschossen, sieht er später die Heimat doch wieder.

Scheer erkennt, daß die Fortsetzung dieses mörderischen Parallelgefechtes den Engländern die volle Anwendung ihrer großen Überlegenheit gestattet. Mitten im Brüllen der Schlacht vollzieht die deutsche Flotte ein erstaunliches Manöver.

Die deutschen Schlachtschiffe, jedes an seiner Stelle, wenden gegen Westen. Die ganze Flotte nimmt größeren Abstand vom Feind, um aus der Umfassung hinauszugelangen.

„Lützow“ ist so mitgenommen, daß er die Kehrtwendung kaum ausführen kann. Vier Torpedoboote stehen ihm bei. Sie versuchen, ihn durch besondere Vorrichtungen in Rauch einzuhüllen, um ihm das Entkommen in südwestlicher Richtung zu ermöglichen. Die Engländer konzentrieren ihr schweres Feuer auf den tödlich Verwundeten.

Mitten im Geschosshagel steigt Admiral Zipper auf das Torpedoboot G 39 um. Der Befehl über die Schlachtkreuzer geht auf den Kommandanten des „Derfflinger“ über. Gegen zehn Uhr abends erreicht Admiral Zipper den „Moltke“ und kann das Kommando wieder übernehmen.

Mühsam gelingt es unterdessen dem „Lützow“, sich des Gegners zu erwehren und der übrigen Flotte zu folgen.

Jellicoe folgt den Deutschen nicht nach Westen. Er nimmt an, daß Scheer versuchen wird, in weitem Bogen über West und Südwest seine Rückzugslinie nach Deutschland zu gewinnen. Das will er unter allen Umständen verhindern, indem er südlichen Kurs beibehält, um am nächsten Morgen zwischen der deutschen Flotte und ihrer Basis zu stehen. Dort will er sie stellen. Er legt keinen Wert darauf, die Schlacht am Abend noch oder in der Nacht fortzusetzen. Der Vorteil der zahlenmäßigen Überlegenheit und der größeren Geschwindigkeit würde in der Nacht verlorengehen. Ihn aber braucht er, um über die bessere deutsche Artillerie, die bessere Panzerung der deutschen Schiffe und die verteilte Angriffslust der leichten Kräfte Herr zu werden.

Schon nach einer halben Stunde offenbart sich diese Rechnung als falsch. Scheer denkt nicht daran, sich von Jellicoe den Weg nach seiner Basis verlegen zu lassen. Nachdem er sich über den Zustand seiner Schiffe vergewissert und eine andere Formation eingenommen hat, gibt er den Befehl zur zweiten Kehrtwendung, diesmal gegen Osten und zum neuen Angriff auf den Feind.

Die vier deutschen Panzerkreuzer der „Lützow“-Klasse bilden die Spitze des keilförmigen Angriffs. Ihnen folgt dichtauf das dritte Geschwader. Seitwärts dampft die Masse der deutschen Torpedoboote.

Das Feuer der Engländer deckt die wackeren Panzerkreuzer furchtbar zu. „Derfflinger“, dem das Wasser im eigenen Leib unaufhörlich anschwillt, ist wieder mitten darin. Er empfängt Treffer auf Treffer. Ein Teil seiner Munitionskammern brennt. Die Hälfte seiner Panzertürme ist zersplittert. Eine einzige Granate tötet fünfundsiebzig Mann der Besatzung. Dennoch kämpft der Riese weiter.

Dann brechen die Torpedoboote zum Angriff vor, gedeckt von dem Feuer der Panzerkreuzer und der herankommenden Linienschiffe.

Sofort müssen die feindlichen Schlachtschiffe von den deutschen Panzerkreuzern ablassen. Durch Manövrieren versuchen sie den Torpedos zu enttrinnen. Im konzentrischen Feuer wird das deutsche Boot S 35 zum Sinken gebracht. Neue Flottillen dampfen auf den Feind

zu. Nach beendetem Angriff nebeln sie den Raum zwischen den Deutschen und den Engländern vollkommen ein. Dann kehren sie zu ihrem Gros zurück.

Die Loslösung vom Feinde ist gelungen. Admiral Scheer weiß, daß es sich jetzt darum handelt, sich von den Engländern nicht abschneiden zu lassen. Er läßt die ganze deutsche Flotte auf südsüdöstlichen, später südöstlichen Kurs gehen, um Horns Riff zu erreichen. Dabei ist sein Bestreben keineswegs darauf gerichtet, den Engländern zu entgehen, sondern er will sie zum drittenmal angreifen und durchbrechen. Er scheut dabei auch nicht vor einem Nachtgefecht zurück.

Noch ist eine schwache Zelligkeit auf dem Meer. Einige englische Schiffsdivisionen stoßen noch einmal mit südwestlichem Kurs gegen die Deutschen vor. Zwischen neun und zehn Uhr abends kommt es zu einem Gefecht, in dessen Verlauf die angegriffenen deutschen Schiffe auf ihr Gros nach Westen ausweichen.

Um zehn Uhr ist es endlich dunkel. Jellicoe setzt seinen südlichen Kurs fort. Dabei ist er des Glaubens, die deutsche Flotte folge ihm mit dem gleichen Kurs. Am kommenden Morgen will er sich umwenden, um, seine Geschütze nach Norden gerichtet, die Deutschen zu empfangen.

Die Engländer machen siebzehn Knoten Fahrt, die Deutschen sechzehn. Scheer vermutet das Gros der Gegner immer noch östlich von sich selbst und erwartet die nächtliche Durchbruchschlacht, die ihm den Weg nach Horns Riff freigeben soll. Jellicoe sucht seinen Gegner, wie gesagt, nördlich von sich selbst.

Von zehn Uhr abends an haben also die Engländer Kurs fast südlich, die Deutschen südöstlich. Da die englischen Schiffe größere Fahrt machen als die deutschen, schiebt sich zunächst die englische Spitze, später auch das Gros über die deutsche Spitze hinaus, während gleichzeitig, dem verschiedenen Kurs entsprechend, die Flotten einander wieder näher kommen.

Kurz nach elf Uhr, bei völliger Dunkelheit, flammt das Geschützfeuer wieder auf. Englische Kreuzer und Torpedoboote, die den Anschluß an ihr eigenes Gros suchen, geraten mit deutschen Kreuzern zusammen, die an der Spitze der Vorhut stehen. Der kleine Kreuzer „Frauenlob“ sinkt nach tapferem Kampf. Mehrere Engländer werden schwer beschädigt.

Aber das ist nur ein Auftakt. Kurze Zeit später greifen beiderseits Panzerkreuzer in das schaurige Nachtgefecht ein. Die Torpedoboote

finden reichlich Arbeit. Der englische Panzerkreuzer „Blackprince“ muß auf den Grund. Das Flottillenführerschiff „Tipperary“ folgt ihm. Drei Torpedobootszerstörer schließen sich an. Mehrere andere Boote verlassen schwer beschädigt den Kampfplatz.

Fast drei Stunden lang ziehen die nächtlichen Gefechte sich hin, ohne daß beide Flotten in der Lage sind, sich ein Bild über die Situation zu machen. Scheer glaubt, daß er sich im Durchbruch durch die mit gleichem Kurs östlich von ihm fahrende englische Flotte befindet. Jellicoe ist der Ansicht, daß er es nur mit untergeordneten deutschen Kräften zu tun hat, während er das deutsche Gros immer noch nördlich mit Kurs nach Süden vermutet.

In Wahrheit ist es so, daß die deutsche Flotte zwischen elf und zwei Uhr den Kurs der englischen Flotte hinter deren Gros und vor der Nachhut kreuzt.

Der kleine Kreuzer „Rostock“ wird von einem englischen Torpedoboot torpediert. Im Dunkel der Nacht rammt das Linienschiff „Posen“ den kleinen Kreuzer „Elbing“ und verletzt ihn tödlich. „Rostock“ und „Elbing“ können mit langsamer Fahrt der Flotte nachfolgen, müssen aber im späteren Verlaufe der Nacht beim Herannahen feindlicher Kräfte versenkt werden.

Nach zwei Uhr nachts flaut die Schlacht ab. Am westlichen Horizont leuchten Pechfackeln gleich brennende englische Schiffe. Einzelne Schiffe krachen über die Fläche.

Gegen drei Uhr spielt sich weit im Norden eine besondere Tragödie ab. Seit zehn Uhr abends ist der todwunde „Lützow“, auf dessen Schultern die Hauptlast der Abendschlacht gelegen, zurückgeblieben. Vier Torpedoboote stehen ihm zur Seite. Noch versucht er, das Schlachtfeld zu verlassen und die Heimat zu erreichen. Aber es geht nicht mehr. Von zwei Uhr an droht der Riese, in jedem Augenblick zu kentern. Er kann sich kaum noch bewegen. Die Mannschaft wird von Torpedobootten übernommen. Ein, zwei Torpedos, Flammgarben, Knirschen und Bersten — dann sinkt er stöhnend in die Tiefe. Die Torpedoboote eilen der Flotte nach.

Noch einmal krachen die Geschosssalven. Kurz nach drei Uhr nachts stößt eine englische Torpedoflottille gegen die deutsche Nachhut vor. Das Linienschiff „Pommern“ muß in die Tiefe. Das Torpedoboot V 4 folgt ihm. Die Engländer ziehen sich zurück. Ruhe tritt ein. Die deutsche Flotte behält ihren Kurs auf Horns Riff bei. Schiff hinter Schiff knirscht durch die Dunkelheit.

Im Osten füllt sich der Himmel mählich mit den blassen Farben des Morgenrots. Langsam treten die grauen Panzerkolosse aus dem Schatten der Nacht.

\*

Am frühen Morgen steigen in der Heimat die Luftschiffe auf. Sie suchen das Meer nach dem Gegner ab. Seit vier Uhr morgens steht Scheer mit seinen Schiffen bei Horns Riff.

Die Nacht ist wie ein glühender Traum vorübergegangen.

Jellicoes Gros wird nicht gesichtet. Später stellt sich heraus, daß der Admiral noch am Morgen der Ansicht war, das deutsche Gros befinde sich immer noch nördlich von ihm selbst. Nachts um drei Uhr hat er seine ganze Flotte kehrtmachen lassen, um bei Morgengrauen den Deutschen zu begegnen, während um diese Zeit die deutsche Flotte schon südöstlich von ihm auf Horns Riff zu dampfte. Gegen Mittag des 1. Juli stand Jellicoe mit seinem Gros wieder hart südlich des Schlachtfeldes vom vergangenen Abend.

Dann ist er westlich gedampft, ohne den Versuch zu machen, Scheer noch einmal zu stellen. Er hatte genug.

Um drei Uhr nachmittags läuft die deutsche Flotte, von Ruhm und Wunden bedeckt, in Wilhelmshaven ein und geht vor Anker.

Ein Schlachtkreuzer, der „Lützow“, vier kleine Kreuzer, „Wiesbaden“, „Frauenlob“, „Rostock“ und „Elbing“, ein Linienschiff, die „Pommern“, und fünf Torpedoboote sind nicht mehr dabei. Über zweitausendfünfhundert tapfere Seeleute deckt die Tiefe. Drei Großkampfschiffe, drei Panzerkreuzer und acht Torpedoboote mit insgesamt sechstausend Mann haben die Engländer eingebüßt.

Die große Probe ist bestanden.

Die große, die einzige, die letzte.

Es stirbt das Vieh, es stirbt die Freundschaft,  
Man selbst stirbt ebenso,  
Der Nachruhm aber stirbt nimmermehr,  
Den sich ein Wackerer gewinnt.

Eda

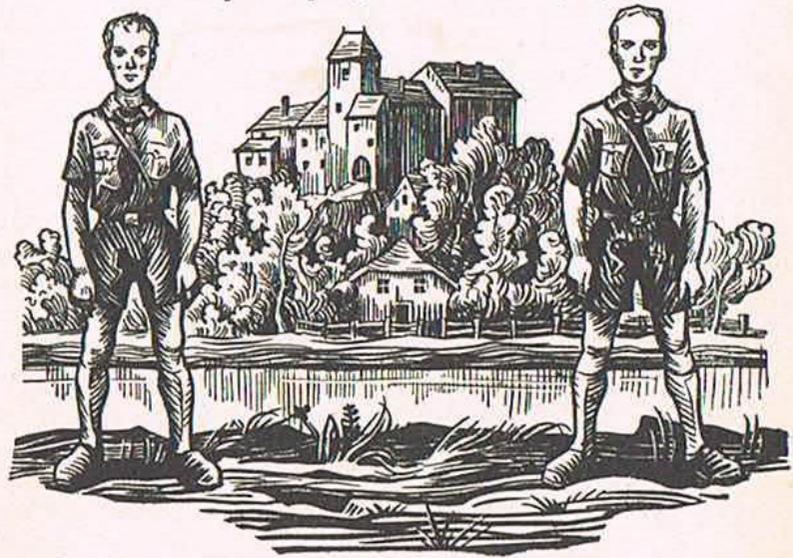
Er ist so schön! — sein liches Haar  
Das möcht' ich mit keinem vertauschen,  
Wie seidene Fäden so weich und klar,  
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;  
Oft streichl' ich es, dann lacht er traum,  
Nennt mich „seine alberne Barbe“;  
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,  
Nun ratet, wie nennt sich die Farbe!

Und seine Gebärde ist königlich,  
Geht majestätisch zu Herzen,  
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich  
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;  
Und wieder, seh' ich sein Lächeln blühen,  
So klar wie das reine Gewissen,  
Da möchte ich gleich auf den Schemel knien  
Und die guten Hände ihm küssen.

Zeit bin ich in aller Frühe erwacht,  
Beim ersten Glitzern der Sonnen,  
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht  
Zum Hügel drüben am Bronnen;  
Erdbeeren fand ich, glüh' wie Rubin,  
Schau, wie im Korbe sie lachen!  
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,  
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:  
Das tat meine alberne Barbe!  
Und freundlich streicht er das Haar zurück  
Von seiner rühmlichen Barbe,  
Ruft mich bei Namen, und zieht mich nah,  
Daß Tränen die Augen mir trüben;  
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,  
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben?

**Meine deutsche Jugend! Was wir vom tom-  
menden Deutschland ersehnen und erwar-  
ten / das müßt ihr / meine Jungens und  
Mädchen erfüllen. Wenn wir ein Deutsch-  
land der Stärke wünschen / so müßt ihr  
einst stark sein. Wenn wir ein Deutschland  
der Kraft wollen / so müßt ihr einst kraft-  
voll sein. Wenn wir ein Deutschland der  
Ehre wiedergestatten wollen / so müßt  
ihr einst Träger dieser Ehre sein. Wenn  
wir ein Deutschland der Ordnung vor  
uns sehen wollen / müßt ihr die Träger  
dieser Ordnung sein. Wenn wir wieder  
ein Deutschland der Treue gewinnen wol-  
len / müßt ihr selbst lernen / treu zu sein.**



**Ihr seid das Deutschland der Zukunft und  
wir wollen daher / daß ihr so seid / wie dieses  
Deutschland der Zukunft einst sein soll und  
sein muß.**  
**Adolf Hitler**

Liebesreim

Werner von Tegernsee

Ich bin dein,  
Du bist mein,  
Des sollst du gewiß sein.  
Du bist beschloffen  
In meinem Herzen;  
Verloren ist das Schlüßlein:  
Nun mußt du immer  
Darinnen sein.

Die verschwiegene Nachtigall

Walther von der Vogelweide (1170—1230)

Unter der Linden  
Bei der Heide,  
Wo unser zweier Bett gemacht,  
Da mögt ihr finden,  
Wie wir beide  
Pflückten im Grase der Blumen Pracht.  
Vor dem Wald in einem Tal,  
Tandaradei!  
Lieblich sang die Nachtigall.

Ich kam gegangen  
Sin zur Aue —  
Mein Trauter harrete schon am Ort.  
Wie ward ich empfangen,  
O Simmelsfraue!  
Des bin ich selig immerfort.  
Ob er mich küßte? Wohl manche Stund,  
Tandaradei!  
Seht, wie ist so rot mein Mund.

Da tät er machen  
Uns ein Bette  
Aus Blumen mannigfalt und bunt.  
Darob wird lachen,

Wer an der Stätte  
Vorüberkommt, aus Herzensgrund:  
Er wird sehn im Rosenhag,  
Tandaradei!  
Sehen, wo das Haupt mir lag!

Wie ich da ruhte,  
Wenn man es wüßte,  
Barmherziger Gott — ich schämte mich.  
Wie mich der Gute  
Herzte und küßte,  
Keiner erfuhr es als er und ich,  
Und ein kleines Vögelein —  
Tandaradei!  
Das wird wohl verschwiegen sein!

Meine ersten Verse

Agnes Miegel

Es war vor mehr als vierzig Jahren, in der Schulwoche vor Simmelfahrt. Da nahm unsere Deutschlehrerin, selbst begeistert von einem frühen, überschwenglich blühenden Mai, in einer Stunde einen kleinen Goldschnittband vor und las uns Frühlingsgedichte vor. Es war etwas ganz Neues, etwas Unverstanden-Bezauberndes, wir hörten ein bißchen verschlafen, ein bißchen betäubt darauf wie auf den Finkenschlag im Schulhof. Und dann sagte sie, als Aufgabe: „Bis zur nächsten Stunde schreibt jede von euch ein Gedicht!“

Ich sehe sie noch in ihrem puritanisch-schlichten dunklen Kleid, das schwarze Tuch mit den Franzen um die schmalen Schultern, das Notizbuch in der schönen, schlanken Hand, aufgestützt auf der gelben Klassenbank, wie ihre dunkelklaren ruhigen Augen von einer zur anderen gingen. Sie war sehr streng und trotz der Strenge sehr verehrt. Aber in diesem Augenblick lächelte sie doch ganz leise. Und ehe wir fragen konnten, war sie lautlos gegangen.

Ich ging ganz versunken den weiten Schulweg nach Hause. Nichts sah ich: nicht die alte Fliederhecke vor der Kunstakademie, nicht die roten Kastanien am Schloß, nicht den funkelnden Pregel. Ich war bei Tisch ganz still. „Fehlt dir was?“ fragte die Mutter. Was sollte ich sagen? Schularbeitsgespräche waren bei Tisch verboten („ich rede

ja auch nicht vom Konto", sagte der Vater), verboten war alles Selben dabei. Aber man kann ja doch anderes fragen, z. B.:

„Muttchen — hast du mal ein Gedicht gemacht?“

„Wie kannst du so was fragen!“ meinte unser Hausgast.

Es war eine Base von Mutter, und sie fühlte die Zumutung für die ganze Spindelseite. Aber die Mutter lachte. Sie tat es selten, aber das war gerade wie Sonne auf einem Teich, alles zitterte wie in hellen Ringeln, und da war ein kleines lustiges Grübchen links am Mund, das lachte mit, und es schmetterte so recht aus der weißen Kehle, die dabei rosig anlief über der weißen Halsrüsche. Und dann sagte die Mutter: „Ja, einmal — Tante Elise bestand darauf, daß Andreas und ich ihr zum Geburtstag ein selbstverfaßtes Gedicht aussagen mußten! Drei Tage brauchten wir — Mamsellchen half uns —, wir kamen gar nicht in den Garten! Meins war furchtbar.“

„Und Andreas' Gedicht?“ Noch nie hatte Mutter beim Namen des Verstorbenen gelacht. Aber heute schüttelte sie sich. „Oh! Das war ein Tausendfüßler! Meins reimte sich wenigstens — reim dich, oder ich freß dich! Aber seins — oh, oh! Das war wie der Vers des Meisters Sildebrand!“

„Wie war der?“

„Der — der sagte: Ich bin der Meister Sildebrand und lehne meinen Spieß an die — Mauer ...“

Der Vater wollte mich trösten: „Tutte, hast du Schildburg vergessen?“ Ach, das gute Schildburg wurde mir oft genug vorgestellt, denn ich bin nach meiner Geburt vom linken Pregelufer ein Natanger — und da liegt unser Schildburg.

„Aber der Papa macht doch auch Gedichte, ich weiß es doch!“ meinte ich. Da lachten alle. Der gute Vater sagte: „Blos zu Geburtstagen und Geschäftsjubiläum! Und nur zum Singen — nie zum Lesen!“

Aber so leicht ließ ich mich nicht von meinem Weg locken, ich wollte nun doch wissen, was man zu einem „richtigen“ Gedicht braucht. Und da bekam ich von den vier Großen — denn unser Fräulein Gustchen war mit dabei und sah mich die ganze Zeit etwas verängstigt an, wo das hinaus wollte — den merkwürdig übereinstimmenden Rat: „Man muß was erlebt haben!“

Fräulein Gustchen fragte ich am Abend, als wir auf der Veranda die Bohnen und Kressen gossen, was „Erleben“ eigentlich sei. Und bekam sehr rasch und sehr genau die Antwort, daß es „immer was Trauriges“ bedeute!

Von zwei Klassenkameradinnen, die eine Weile mit mir den Heimweg teilten, wußte ich, daß jede „ihr“ Gedicht nach einer „bekannten Melodie“ schreiben wollte — wie im Gesangbuch. Aber Choral schien zu heilig und alles was ich an Volksliedern kannte, zu fröhlich. Was sollte ich nur machen? Die Tage vergingen, es war soviel am Nachmittag, was einen allenfalls noch zu einer Rechenaufgabe, aber nicht zum Dichten kommen ließ. Nein, noch nie war solcher Frühling gewesen. Bis Himmelfahrt war der Flieder fast verblüht.

Es war der letzte, der allerletzte Tag für das Gedicht. Ich war nicht schwimmen gegangen, ich wollte nicht mit Gustchen auf Besorgungen, ich saß vor dem Tintenfaß und einem neuen Zett und ließ alle in dem Glauben an einen „viel zu schweren Aufsatz“.

Hatte ich was Trauriges erlebt? Ja — das war Andreas' Tod — ich sah den Sarg vor mir über dem grandgelben Kirchhofsweg. Der Weißdorn blühte an der alten Leichenhalle. Nein, das ging nicht — oh, das nicht! Aber da, wie die Abendsonne draußen auf den leeren Marktplatz und die rote Backsteinwand drüben schien, stand auf einmal das blasse Gesicht einer verstorbenen Spielgefährtin vor mir, so wie ich sie zuletzt an einem Frühlingsabend im Fenster gesehen hatte: vor dem hohen schwarzen Zimmer im roten Kleid, ganz in dem flammenden Glühen. Sie sah uns unten nicht, hörte nicht unser Rufen. Aber ich sah deutlich ihre bernsteinhellen großen Augen, das lockige offene Haar, die staunend andächtig erhobenen Hände.

Die zarte Anmut, die Drolligkeit, das phantasievolle Spiel des elfenhaften Nachbarkindes, halb vergessen über all dem bunten Alltag der „richtigen“ Schule, standen auf einmal deutlich wieder vor mir. Quälende Sehnsucht nach dieser spielerischen Goldheit überfiel mich.

Draußen auf dem Platz, neben dem Seiler der an der Mauer des Georgenhospitals sein Seil drehte, begann ein Leiermann zu spielen:

„Es ist der Blumen schönste, dieses Reis,  
Die Alpenkönigin heißt Edelweiß —  
Die Alpenkönigin heißt Edelweiß.“

Oh, wie die Feder über das Papier lief! Wie sie tanzte zwischen blauem Tintenfaß und blauen Linien! Es war wie ein Zauber. Man war immer noch voll Trauer und Sehnsucht, gewiß, aber da war eine Freude, eine Freude, strahlender als Sonne, glühend in der eigenen kleinen Brust, wie Wort auf Wort sich formte, diese Sehnsucht zu sagen. Und die letzte Zeile — „heißt Edelweiß ...“ quierte der Leier-

Kasten, die Schwalben schossen schon abendlich schrillend und spielend über den Platz — ja, die letzte Zeile, die mußte man wiederholen.

Und nun war es fertig. Drei, drei Verse! Ganz richtige Verse, man konnte sie laut lesen in der stillen Stube, es hob und senkte sich wie die Wellen am Seesteg, es klang in den Reihen — einmal ganz stark und einmal verschwebend mit einer nachhallenden zweiten Silbe. Und die letzte Zeile jedes Verses kam wie Widerhall im Wald noch einmal zurück.

Ein Gedicht! Ein richtiges Gedicht! Wie ein Wunder stand es da, so ordentlich wie abgeschrieben. Es trocknete in dem Wind der durchs offene Fenster kam und die weiße Gardine bauschte. Nach Weißdorn duftete die Luft und frischem Laub! Sollte ich in die Küche laufen und mein Gedicht vorlesen? Gustchen machte das Abendbrot zurecht — nein, neben einem Brett mit Elbinger Käse konnte man keine Verse vorlesen. Oder sollte ich auf die Veranda gehen? Mutter topfte die Geraniensetzlinge um. Ach, sie war so eifrig dabei — nein, und hier mußte man genau zuhören. Ich beschloß, das Gedicht für mich zu behalten, bis die Deutschlehrerin es zurückgab. Ich sah im Geist unter den Versen ihr Zeichen in roter Tinte — und darüber eine 1. Eine 1 — bestimmt einmal eine 1.

Ich behielt mein Geheimnis für mich. Nur abends vorm Einschlafen, wenn die Eltern nach dem Amen meines Gebets mit „Schlaf mit Liebes-Gottchen und wach morgen gesund auf ...!“ die Tür hinter sich zuzogen, ich durch den Türspalt nur noch den Streifen Lampenlicht auf der Schwelle sah — dann sagte ich mir das Gedicht auf. Und früh beim Aufstehen. Ganz leise, flüsternd — ach, es war immer noch da. Jetzt fast fremd, immer unbegreiflicher werdend. Aber nie auszusagen beglückend.

Ja, und dann, am letzten Schultag vor den Pfingstferien, verteilte unsere Lehrerin die Heftchen. Es war ein hoher Stoß. Wir waren eine große Klasse.

Ein paar Gedichte wurden vorgelesen. Unsere blonde Klassenerste hatte eine 1. Es war ein langes und beschauliches Gedicht über den Frühling, voll edelster Gedanken, die einem Siebzigjährigen Ehre gemacht hätten. Meine beiden Weggefährtinnen hatten sehr hübsche kleine Lieder geschrieben. Ein paar waren recht verunglückt, auch sie wurden vorgelesen, und alle lachten. Bloß mir wurde es schwer. Meine Backen brannten, ich konnte die Hände nicht mehr ruhig gefaltet halten, sie wurden so naß, daß die Finger sich feucht auf dem

Lesebuchdeckel abzeichneten, als ich's weiterschob. Dies waren ja schon die Heftchen mit der Zensur 2 und 3. Hatte ich solch eine schlechte Zensur bekommen?

Die anderen wurden rasch verteilt, so viele es auch noch waren. Fehler in der Zeichensetzung, Fehler in der Rechtschreibung, ein Ausdruck — alles besprach die Lehrerin. Aber nur noch ganz eilig. Ob sie mein Heft nicht bekommen hatte? Aber ich hatte es doch beim Einsammeln richtig abgegeben ...

Da lag es, lang und neu und dunkelblau mit dem weißen, neuen gezackten Schild. Ganz zuunterst, ganz allein.

Hat man ein Herz? Ist es das, was da so gegen die schwarze Schulschürze hämmert und springt und sich zusammenduckt wie ein gejagtes, erschrockenes, verängstigtes kleines Tier?

Was wird sie sagen?

Sie sagte nichts. Sie reichte mir das aufgeschlagene Heft hin. Drei Verse. Keine Unterschrift. Keine rote Tinte darunter. Nichts.

Sie war sehr blaß, sehr streng sah sie aus. Sehr traurig. Ja, traurig.

Sie sagte ganz leise: „Agnes — wer hat dir dabei geholfen ...?“

Ich antwortete nicht. Es war nicht möglich, auch nur das erbärmlichste kleine Wort zu sagen. Dann ging die Schulklocke. Die Bänke klapperten, unsere dicksohligen Schuhe scharreten auf den Dielen; wir schrien im Chor: „Wir wünschen frohe, gesunde Pfingstfeiertage!“ — Auch ich sagte es mit. Ich fühlte, daß ich ganz blaß und kalt war. Da rieb ich schnell meine Backen. Und dann kramte ich die Bücher ein und ging nach Hause.

Erst lief ich in die Küche. Gustchen füllte gerade die heiße Obstsuppe in die Teller. Es duftete nach Äpfeln, nach Zimt, nach dem heißen Fett in der Flinsenspfanne. Und da warf ich die ausgerissene Seite mit dem Gedicht unter der Pfanne ins flackernde Herdfeuer. Es war ja das erste Blatt — das erste und das letzte. Das war nie zu merken.

Bei Tisch wunderten sie sich wie still ich war. Die Großen waren froh, es stand schon ein Eimer mit Maien im Flur, das ganze Haus duftete danach, es dufteten sommerlich Suppe und Flinsen, der Vater sagte: „Jetzt muß ich's euch sagen: Wir fahren für beide Feiertage nach Kaufchen! Da könnt ihr in der Forst Maiglöckchen suchen!“

Es war überwältigend. Ich stand auf und gab ihm einen Kuß und bedankte mich. Aber es war nicht wie sonst. „Freust du dich denn nicht?“ Doch, ich freute mich.

Als wir nachher die Maien verteilten, ganz leise, denn der Vater und Mohrchen waren in der Ecke des kleinen braunen Ripssofas, betäubt von Maihitze und Birken Duft, eingeschlafen, fragte Mutter es flüsternd aus mir heraus. Nicht alles. Aber das meiste. Sie schob die Bilder so gerade wie möglich auf die grünen Zweige. „Ein Gedicht? Erbarmung. Und das solltest du machen?“ Sie lachte verstimmt: „War's der Meister Silberbrand? Legte er den Spieß an die Mauer?“ Sie kletterte, behend wie sie war, grad auf die Trittleiter vor dem Spiegel und sah herunter zu mir, die Zweige in der Hand. Die grünen Blätterherzchen bebten wie lebendig. Ich schluckte. Der Duft war herb und pfingstlich.

„Nein — ins Feuer!“

Mutters Augen blickten mich nachdenklich an. Dann betrachtete sie wohlgefällig ihr Werk. Schön standen die grünen Zweige in den weißen hauchigen Gardinen. Sie stieg herunter, nickte, ihre Hand, feucht von den Zweigen, duftend noch, streifte meinen Scheitel.

„Vergiß es, Kind!“

Und ich vergaß es.

## Das Märchen von der schönen Mete

Agnes Miegel

Wer ist so schön wie das schöne Metelein?  
Es neigen sich vor ihr alle Blumen am Rain.

Alle Mädchen im Land haben Haare wie reifes Stroh,  
Doch der schönen Mete Haupt brennt wie Flammen lichterloh.

Es sprach des Schulzen Sohn: „Wer lacht den ganzen Tag  
Viel süßer als die weißen Tauben im Schlag?

Ich hab' manch Garn gelegt heimlich im Frührotschein,  
Zeit will ich fangen das schönste Vögelein!

Ich fang' es nicht mit Schlingen und nicht mit Ruten ein,  
Ich fang' es mit einem goldroten Ringlein.“ —

Und als die schöne Mete zur Bleiche ging,  
Auf ihren weißen Finger streift er den goldenen Ring.

Er herzte und er hielt sie in seinem Arm.  
Da sprach die schöne Mete: „Daß Gott erbarm!

Als euer Tor gebaut, beim letzten Zammerschlag  
Ein klein nack't Kind auf des Schulzen Diele lag.

Du bist sein Sohn und Erbe, ich bin ein Findelkind —  
Nimm du dein goldnes Ringlein zurück geschwind!“

„Ich wiegte dich und trug dich, als ich ein Junge war,  
Strahlte mit ungefügen Fingern dein wirres Haar.

Und würdest deine Mutter eine Hexe sein,  
Du wunderschöne Mete, dich nur will ich frein!“

\*

Als die schöne Mete ihr Kind zur Taufe trug,  
Der Grobknecht am Tore die Maien anschlug.

Da flogen die Späne, vom Astloch flog der Keil,  
Da schrie die schöne Mete, als träte sie ein Pfeil.

Sie sank in die Knie, sie raufte ihr Haar.  
Man nahm ihr das Kind, sie ward es kaum gewahr.

Sie hielt am Ohre lauschend die weiße Hand,  
Sie sprach: „Wie läuten die Glocken süß im Elfenland!

Und wenn ich jetzt noch eine Jungfrau wär,  
So käme ein schneeweißes Roß daher.

Und trüg' ich keinen Ring, und hätt' ich keinen Mann,  
So spräng' ich in den Sattel und ritte von dann?;

Und hätt' ich kein Kind, das nächstens nach mir weint,  
Dann jagt' ich mit den Wolken, wenn der Vollmond scheint!

O weh mir, daß ich eines Menschen Liebste war,  
O weh mir, daß ich ihm ein Kind gebar!

Der Bann ist gebrochen, nun kommen sie all,  
Schon hör' ich der silbernen Hörner Schall.

Sie reiten und sie singen in ew'ger Fröhlichkeit,  
Sie kennen keine Liebe, sie kennen kein Leid.

Ich arme Mete, was soll ich tun?  
Nun kann ich nirgends mehr rasten noch ruhn.

Es ist mein Tod, muß ich von euch gehn —  
Und hab doch meiner Schwestern grünfunkeln Augen gesehn!"

Sie hob sich von den Knien, sie schritt zum Tor,  
Da schob ihr Mann den Kiegel davor.

Er hielt sie in den Armen, sie wehrte sich und schrie,  
Zu einer brennenden Garbe wurde sie.

Er sprach: „Ich laß dich nimmer, wie schrecklich du auch bist,  
Nur lerne, weiße Elfin, was Liebe ist!"

Er hielt das wilde Feuer, das brannte ihn heiß,  
Das Feuer ward zu Wasser, das Wasser ward zu Eis.

Er hielt die Todeskalte, er ließ sie nicht los.  
Da ward sie zur Schlange, bunt und riesengroß.

Und als er sie zwang, die sich um ihn wand,  
Die wunderschöne Mete wieder vor ihm stand.

Da huben die Glocken im Dorf zu läuten an,  
Die schöne Mete sprach: „Wo ist mein liebster Mann?"

Wo ist mein kleines Kindlein? Mir träumte wirr und schwer,  
Daß ich ferne von euch im Elend wär." —

Sie traten vor das Tor, sie schritten Hand in Hand.  
Sprach Mete: „Wie läuten die Glocken lieblich im Heimatland!"

## Versäumnis

Ina Seidel

Viel zu wenig kennen wir die Bäume,  
Die vor unsern Fenstern stehn und rauschen.  
Viel zu selten bau'n sich unsre Träume  
Nester, um die Winde zu belauschen.  
Und des Himmels Silberwolkenspiele  
Gehn vorüber, ohne uns zu trösten —

Ganz vergessen haben wir so viele  
Wunder, die uns einst das Herz erlösten. —

## Verbotene Liebe

Sermann Löns

Weißt du wohl, als wie wir sind,  
Wie das Kornfeld und der Wind,  
Wie der Sturm und das wilde Meer,  
Das da waltet hin und her;  
Aug' zu Auge zärtlich spricht,  
Aber uns lieben, das dürfen wir nicht.

Wenn die Sonne geht zur Ruh,  
Denk' ich dein und mein denkst du,  
Und bei Mond und Sternenschein  
Denk' ich dein und du denkst mein;  
Herz zu Herzen zärtlich spricht,  
Aber uns lieben, das dürfen wir nicht.

Gestern um die Mitternacht  
Bin ich weinend aufgewacht,  
Denn mein allerschönster Traum  
War dahin wie Wellenschaum;  
Mund zu Mund im Traume spricht,  
Aber uns lieben, das dürfen wir nicht.

## Der alte Brunnen

Gans Carossa

Lösch aus dein Licht und schlaf! Das immer wache  
Geplätscher nur vom alten Brunnen tönt.  
Wer aber Gast war unter meinem Dache,  
Hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.

Zwar kann es einmal sein, wenn du schon mitten  
Im Traume bist, daß Unruh geht ums Haus,  
Der Kies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,  
Das helle Plätschern setzt auf einmal aus,

Und du erwachst — dann mußt du nicht erschrecken!  
Die Sterne stehn vollzählig überm Land,  
Und nur ein Wandrer trat ans Marmorbecken,  
Der schöpft vom Brunnen mit der hohlen Hand.

Er geht gleich weiter. Und es rauscht wie immer.  
O freue dich, du bleibst nicht einsam hier.  
Viel Wanderer gehen fern im Sternenschimmer,  
Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.

## Stille der Nacht

Gottfried Keller

Willkommen, klare Sommernacht,  
Die auf betauten Fluren liegt!  
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,  
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her  
Ist schweigend, wie mein Nachtgebet;  
Weit hinter ihm hör' ich das Meer,  
Im Geist, und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,  
Den mir die Luft von Westen bringt,  
Indes herauf im Osten schon  
Des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt  
Jetzt sterben mag ein Menschenkind —  
Und ob vielleicht den Einzug hält  
Das viel ersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental  
Ein unergründlich Schweigen ruht,  
Ich fühle mich so leicht zumal  
Und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott  
Verschwindet aus des Herzens Grund;  
Es ist, als tät der alte Gott  
Mir endlich seinen Namen kund.

## Flamme empor!

Christian Toune, 1814

Flamme empor!  
Steige mit loderndem Scheine  
Von den Gebirgen am Rheine  
Glühend empor!

Siehe, wir stehn  
Treu im geweihten Kreise,  
Dich zu des Vaterlands Preise,  
Flamme, zu sehn.

Seilige Glut!  
Rufe die Jugend zusammen,  
Daß bei den lodernden Flammen  
Wachse der Mut.

Auf allen Höhen  
Leuchte, du flammendes Zeichen,  
Daß alle Feinde erbleichen,  
Wenn sie dich sehn!

Leuchtender Schein!  
Siehe, wir singenden Paare  
Schwören am Flammenaltare,  
Deutsche zu sein!

Höre das Wort!  
Vater, auf Leben und Sterben,  
Hilf uns die Freiheit erwerben!  
Sei unser Hort!

## Der Führer spricht

Richard Euringer

Was zerstücke, das war Spreu.      Und was treu geliebt,  
Und was bliebe, das bleibt treu.      Könnt ihr sechsmal sieben,

Das bleibt Weizen und nicht Spreu.  
Damit sä' ich Deutschland neu.

## Liebe

Georg Schmückle

Keine Stunde, da ich nicht  
Liebend dein gedenke,  
In dein schönes Angesicht  
Selig mich versenke.  
Und kein Tag ist, den ich nicht  
Mit dir flüsternd ende.  
Wenn einmal das Aug' mir bricht,  
Küss' ich noch deine Hände.

## Der Dengler

Sermann Burte

Der Dengler schlägt, die Sense klingt,  
Von jedem Schläge wund, und singt.  
Wie klagt der Hammer? Jammer!  
Wie weint die Schneide? Leide!  
Wie klang's im Dangel? Mangel!  
Wie sagt der Dengler? Still ihr drei!  
Ich dengle und mähe und schaffe mich frei!

## Der Hauspruch

Joseph Georg Oberkofler

Ein Schelm ist, wer die Sippe schmächt.  
Denn er zerstört, was Gott gesät.  
Ein Schelm ist, wer den Ahn vergift.  
Kein Bauer für sich selber ist.  
Ein Schelm, wer Gold sucht anstatt Brot.  
Denn unser Reichthum ist die Not.  
Ein Schelm ist, wer das Land verrät,  
Darin er stirbt und aufersteht.  
Ein Schelm ist, wer an Gott nicht glaubt,  
Weil er dem Hof den Atem raubt.

**Ich weiß es / wenn ich heute durch Deutsch-  
land fahre und überall die Kinder sehe / diese  
Kleine blond gelockte Jugend / dann erkenne  
ich den Sinn unserer Bewegung : aus der  
Gegenwart hineingreifend in die deutsche  
Zukunft.**

**Adolf Hitler**



## Unser Leben

E. G. Kolbenheyer

Wer kann unsre Seele töten,  
 Wer das junge Blut verderben!  
 Ringt der Baum in Sturmesnöten,  
 Rinnt der Stamm aus offenen Kerben:  
 Tief im Boden — tausend Streben,  
 Eng geschlungen,  
 In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —  
 Gält die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,  
 Wer die hellen Augen blenden!  
 Not lehrt deine Pulse singen,  
 Not wird deine Blicke wenden  
 Tief in dich, wo — tausend Streben,  
 Eng geschlungen,  
 In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —  
 Deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsre Hände binden,  
 Wer den Flammengeist vernichten!  
 Unser Werk wird Freiheit finden,  
 Wird die bange Nacht durchlichten:  
 Bodentreu, durch tausend Streben,  
 Eng geschlungen,  
 In die schwere deutsche Erde hart gedrungen,  
 Quillt uns Leben, unser Leben.

## Juli

Theodor Storm

Klingt im Wind ein Wiegenlied,  
 Sonne warm herniederzieht,  
 Seine Ähren senkt das Korn,  
 Rote Beere schwillt am Dorn,  
 Schwer vom Segen ist die Flur —  
 Junge Frau, was sinnst du nur? —

Gottfried Keller

... Doch jetzt begann erst die Herrschaft der alten Katherine, welche unten in der Stube einen ungeheuren Vorrat von Bohnen aufgetürmt hatte, welche heute nacht noch sämtlich bearbeitet werden sollten. Denn da sie nachts nicht schlafen konnte, beharrte sie hartnäckig auf der ländlichen Sitte, dergleichen Dinge bis tief in die Nacht hinein vorzunehmen. So saßen wir bis um ein Uhr um den grünen Bohnenberg herum und trugen ihn allmählich ab, indem jedes einen tiefen Schacht vor sich hineingrub, und die Alte den ganzen Vorrat ihrer Sagen und Schwänke heraufbeschwor und uns beide in wacher Munterkeit erhielt. Anna, welche mir gegenüber saß, baute ihren Hohlweg in die Bohnen hinein mit vieler Kunst, eine Bohne nach der anderen herausnehmend, und grub unvermerkt einen unterirdischen Stollen, so daß plötzlich ihre kleine Sand in meiner Höhle zutage trat als ein Bergmännchen und von meinen Bohnen wegschleppte in die grauliche Finsternis hinein. Katherine belehrte mich, daß Anna der Sitte gemäß verpflichtet sei, mich zu küssen, wenn ich ihre Finger erwischen könne, jedoch dürfe der Berg darüber nicht zusammenfallen, und ich legte mich deshalb auf die Lauer. Nun grub sie sich noch verschiedene Wege und begann mich auf die listigste Weise zu necken; die Sand in der Tiefe des Bohnengebirges versteckt, sah sie mich über daselbe her mit ihren blauen Augen neckisch an, indessen sie hier eine Fingerspitze hervorgucken ließ, dort die Bohnen bewegte wie ein unsichtbarer Maulwurf, dann plötzlich mit der ganzen Sand hervor schloß und wieder zurückschlüpfte wie ein Mäuschen ins Loch, ohne daß es mir je gelang, sie zu haschen. Sie trieb es so weit, mir immer auf die Augen sehend, daß sie plötzlich eine Bohne, die ich eben ergreifen wollte, meinen Fingern entzog, ohne daß ich wußte, wo dieselbe hingekommen. Katherine bog sich zu mir herüber und flüsterte mir ins Ohr: „Laßt sie nur machen, wenn ihr der Bau endlich zusammenbricht über den vielen Löchern, so muß sie Euch auf jeden Fall küssen!“ Anna wußte jedoch sogleich, was die Alte zu mir sagte; sie sprang auf, tanzte dreimal um sich selbst herum, klatschte in die Hände und rief: „Er bricht nicht, er bricht nicht!“ Beim dritten Male gab Katherine mit ihrem Fuße dem Tisch schnell einen Stoß, und der unterhöhlte Berg stürzte jammervoll zusammen. „Gilt nicht, gilt nicht!“ rief Anna so laut und sprang so ausgelassen im Zimmer umher, wie man es gar

nicht hinter ihr vermutet hätte. „Ihr habt an den Tisch gestossen, ich hab' es wohl gesehen!“

„Es ist nicht wahr“, behauptete Katherine, „Heinrich bekommt einen Kuß von dir, du Geze!“

„Ei, schäme dich doch, so zu lügen, Katherine“, sagte das verlegene Kind, und die unerbittliche Magd erwiderte: „Sei dem wie ihm wolle, der Berg ist gefallen, ehe du dich dreimal gedreht hast, und du bist dem Herrn Heinrich einen Kuß schuldig!“

„Den will ich auch schuldig bleiben“, rief sie lachend, und ich, selbst froh, der feierlichen Zeremonie entflohen zu sein und doch die Sache zu meinem Vorteile lenkend, sagte: „Gut, so versprich mir, daß du mir immer und jederzeit einen Kuß schuldig sein willst!“

„Ja, das will ich!“ rief sie und schlug leichtsinnig und mutwillig auf meine dargebotene Hand, daß es schallte. Sie war jetzt überhaupt so lebendig laut und beweglich wie Quecksilber und schien ein ganz anderes Wesen zu sein als am Tage. Die Mitternacht schien sie zu verwandeln, ihr Gesichtchen war ganz gerötet, und ihre Augen glänzten vor Freude. Sie tanzte um die unbehilfliche Katherine herum, neckte sie und wurde von ihr verfolgt, es entstand eine Jagd in der Stube umher, in welche ich auch verwickelt wurde. Die alte Katherine verlor einen Schuh und zog sich keuchend zurück, aber Anna ward immer wilder und behender. Endlich haschte ich sie und hielt sie fest, sie legte ohne weiteres ihre Arme um meinen Hals, näherte ihren Mund dem meinigen und sagte leise, vom hastigen Atem unterbrochen:

„Es wohnt ein weißes Mäuschen      Der Berg, der will zerfallen,  
Im grünen Bergeshaus;              Das Mäuslein flieht daraus.“

Worauf ich in gleicher Weise fortfuhr:

„Man hat es noch gefangen,      Und um die Vordertätzchen  
Am Füßchen angebunden          Ein rotes Band gewunden.“

Dann sagten wir beide im gleichen Rhythmus und indem wir uns geruhig hin und her wiegten:

„Es zappelte und schrie:              Da hat man ihm ins Herzelein  
Was hab' ich denn verbrochen?      Ein' goldnen Pfeil gestochen.“

Und als das Liedchen zu Ende war, lagen unsere Lippen dicht aufeinander, aber ohne sich zu regen; wir küßten uns nicht und dachten gar nicht daran, nur unser Sauch vermischte sich auf der neuen, noch ungebrauchten Brücke, und das Herz blieb froh und ruhig.

## Wenn unsre Spaten in der Sonne blinken . . .

Aus dem Arbeitsdienst

Wenn unsre Spaten in der Sonne blinken,  
Sind sie die Waffen, die wir heute tragen,  
Sind sie die Siege, die uns morgen winken  
Nach Kampf und Opfer und nach Niederlagen.

Wir brauchen keine Treppen und Schabracken,  
Und unser Silber ist der graue Stahl,  
Wir haben Unterkünfte und Baracken,  
Doch keine „Essalons“ und keinen Saal.

Der Stahl paßt nur zu Männern, die ihn härten,  
Und wir sind keine Knaben mehr, die träumen,  
Wir kennen keine lächelnden Gebärden  
Der Lauen, die den klaren Tag versäumen.

So schultern wir den blankgeputzten Spaten  
Und tragen ihn in unser neues Reich,  
Und die ihn führen, sind sich Kameraden  
Und sind im Graben und im Geiste gleich.

## Die Schulbank wird Geburtstagstisch

Max Jungnickel

Die Morgenstunde in der Kleinstadt geht auf acht. Bald wird die Schule beginnen. Der Lehrer ist schon in der Klasse und wirft eine Zeichnung an die Wandtafel: Die Mühle im Tal. Er hat nämlich vor, heute das Gedicht von der Wassermühle zu behandeln. Ein junger Lehrer, der in seiner ganzen Art etwas Erdenfrohes hat. Er steckt immer noch in der Knabenhaut, obgleich sein dunkles Haar an der Seite weiß durchzogen ist. Und wie er so zeichnet, wird sein Gesicht von einer einsamen Seligkeit erfüllt.

Nach und nach kommen einzeln die Jungen herein, darunter auch Zellmuth, ein Bauernsohn aus dem eingeschulften Bergdorf. Sie gucken bei der Arbeit des Lehrers zu, verfolgen mit grübelnden, erwartungsvollen, neugierigen Augen die herende Schulmeisterhand, und sie unterhalten sich dabei ganz ungezwungen. Sie ahnen ja nicht, daß der zeichnende Lehrer auf die Kinder hört und sie, so zwischen-

durch, mit einem schnellen Blick beobachtet. Nein, das ahnen die Kinder nicht. Sie denken wahrhaftig, der Lehrer sei mit gesammeltem Ernst bei seiner Arbeit. Auf diese Art erfährt der Lehrer, daß sich heute Zellmuth ein Zuckerbrötchen gekauft hat. Ein Brötchen aus einem Teig, der zart und duftend ist, daß er auf der Zunge zergeht, und der über und über mit Zucker wie von Reif betaut ist. So ein Zuckerbrötchen ist schon ein Erlebnis, zumal es das erste ist, das sich Zellmuth in seinem neunjährigen Leben gekauft hat. Bei ihm ist eben Schwarzbrot das ein und alles. Aber nun hält er andächtig und von innerer Freude erleuchtet in seiner braungebrannten Hand das Zuckerbrötchen und zeigt es herum wie einen Schatz. Und das Seidenpapier knistert. Zellmuth hat heute wahrhaftig einen festlichen Morgen. Das Zuckerbrötchen ist mit Duft und Süße in seinen Schwarzbrottag gerollt und hat das Kinderherz jubelnd bezaubert.

Die Glocke läutet zum Unterricht. Der Lehrer hat seine Zeichnung beendet. Und nun kommt Karl durch die Thür. Karl ist der tüchtigste Schüler in der Klasse. Ein Blumenfreund und Rechenmeister. Karl hat einen gewaltigen Feldblumenstrauß in der Hand. Ein Wunder aus Licht und Wind, das auf einmal im Tintengeruch der Schulkasse wie eine pausbäckige Fee steht. Der Junge tritt zum Lehrer, überreicht ihm den Strauß und stammelt einen Glückwunsch zum Geburtstag herunter. Ja, das kriegt Karl fertig. Er hat es irgendwie herausgeforscht, daß der Lehrer heute Geburtstag hat. Der Schullehrer hebt den Strauß mit beiden Händen an sein Gesicht und saugt gierig den säuerlichen Duft von Saft und Sommer ein. Und nun zittert und jubelt eine festliche Erregung durch die Klasse. Und diese Erregung überspült den Stundenplan wie eine jauchzende Welle einen grauen, kantigen Felsen. Der Stundenplan ist heute vergessen. Statt Schreibunterricht wird gesungen, statt gerechnet wird gezeichnet. Und es werden Spiele gemacht und Wandergeschichten erzählt. Die graue, ernste Schulkasse ist auf einmal zur bunten Werkstatt der Freude geworden. Und Karl, der Kluge Karl, der eigentlich das Zauberwort zu diesem Jubel gefunden hat, wird von den Mitschülern richtig gefeiert. Ja, wenn Karl nicht gewesen wäre — von selbst hätte der Lehrer nicht verraten, daß er heute Geburtstag hat.

Zellmuth ist auf einmal ganz zappelig geworden. Die Hände hat er mehr unter als auf der Bank; denn unter der Bank liegt ja das Zuckerbrötchen. Er weiß nicht, was er tun soll. Da hat also der Lehrer Geburtstag, derselbe Lehrer, der einmal, bei einem Ausflug, einen

Groschen Fahrgeld für ihn bezahlt hat. Und nun kommt die Frühstückspause. Die Klasse wirbelt hinaus wie eine donnernde Wolke, vom Sommerwind gejagt. Aber Zellmuth drückt sich noch herum. Er tut, als suchte er was in seinem Ranzen. Und wie er sich neben dem Lehrer ganz allein sieht, zuckt es in den weißblonden Brauen über den hellen Kinderaugen. Er hält dem Lehrer das Zuckerbrötchen hin. Es zuckt ein wenig um den Kindermund, der jetzt stockend spricht: „Das habe ich dir mitgebracht!“ Die großen blauen Jungenaugen sind glücklich zum Lehrer aufgeschlagen, ganz nah. Der Lehrer sieht sein eigenes Antlitz in der lebendigen Tiefe sich spiegeln. Was soll er sagen? Was tun? Soll er das festliche Zuckerbrötchen zurückweisen? Soll er erklären: Nein, behalt nur dein Brötchen. Du hast es ja doch für dich mitgebracht. Nein, nein, das kann er doch nicht sagen. Der Lehrer fühlt, wie er auf einmal verlegen wird. Da, jetzt hat er einen Einfall. Er holt sein Taschenmesser und gibt es Zellmuth: „Weißt du was, wir machen ein Geburtstagsfrühstück. Teile in drei Teile und rufe den armen Arno rauf! Der hat ja keinen Vater mehr, und der hat sicherlich noch kein Zuckerbrötchen gegessen.“ Wie eine Katze ist Zellmuth aus der Klasse gefegt und bringt den Arno heran. Ein Junge mit schmalen Backen, denen der Junger etwas Zartes, Durchsichtiges verliehen hat. Und da sitzen sie nun alle drei auf der Schulbank. Und die tintenschwarze, zerkratzte Schulbank bebte, weil sie auf einmal ein Geburtstagsstisch geworden ist.

## Zwei an einer Baumsäge

Karl Springenschmid

Droben im Seideggwald schnarcht die große Baumsäge. Der Girg, der herüber hinzieht, und der Luck, der drüber herzieht, das sind zwei Holzknecht, wie man nit leicht zwei bessere findet, versteht sich, wenn zwei Menschen Tag für Tag, einen langen Sommer lang, an der gleichen Baumsäge ziehen, wenn sie mit ihren Schlegeln die gleichen Eisenkeil eintreiben und miteinander die gleichen Bäume schmeißen; wenn zwei Menschen, sag ich, ihre Arbeitschicht auf Halbscheid auszahlen lassen, weil jeder weiß, daß der andere grad so fest bei der Sache ist wie er selber, dann werden sie sozusagen ein Leib und eine Seele.

Es geht alles seinen besten Gang sieben Wochen lang.

Da, grad wie der erste Tag in der achten Woche um ist und sie niedersteigen von der Schicht zu ihrer Zütten, liegt auf einmal mitten

in dem stillen Sommerabend ein glockenheller Jodler. Über die Alm springt er her, halbt durch den Seideggwald und hupft hinauf zur Gamswand, purzelt wieder zurück und springt wieder auf und so fort.

„Dös ischt die Moidl“, sagt der Girg.

„Ja, dös ischt sie!“ sagt der Luck.

Dann gehen sie wieder weiter.

Nach einer Weile bleibt der Girg wieder stehen und loost in den Abend hinaus, wie der Jodler so wunderschön klingt. Aber dann fährt er plötzlich auf und sagt schnell: „Aus die Weibsleut mach i mir gar nix!“

„I ah nit!“ sagt der Luck.

Sie kommen zur Hütten hin, und jeder tut, was seine Sach ist. Der Girg setzt das Feuer unter den Dreifuß und stellt die Schmarrnpfann auf, er schlägt die Eier ein und rührt das Mehl an. Der Luck richtet das Feuerholz, schneidet die Scheiter zum Unterzünden, er trägt das Wasser zur Hütten und wäscht die Schlüssel aus.

Dann essen sie beim schönsten Feierabend, karten noch eine Weile im besten Frieden und steigen dann, wie der Nachtvogel das drittemal schreit, auf ihre Pritschen ins Zeu.

Mitten in der Nacht hat der Girg einen wunderschönen Traum. Der ganze Seideggwald ist ein einziger Klang, so tanzen die Jodler daher, und oben in den Bergen ist die Welt ein Hall und Widerhall.

So schön tut das alles, daß er aufwacht.

„Luck!“ sagt er und greift nebenan ins Zeu.

Er tappt ins Leere. Der Luck ist nit da. —

Am andern Tag geht die Baumsäg nit mehr so gut.

„Tue nit so reißen!“ sagt der Girg.

„I reiß bloß, weil du so druckst!“ sagt der Luck.

„I muß ja so drucken, wann du so reißt, du Dolm!“ schreit der Girg.

„Dolm!“ schreit der Luck.

Und das Wort bleibt zwischen ihnen stehen, den ganzen Tag lang. Sie reden nichts anderes mehr miteinander. —

Dann kommt die Nacht. Sie steigen ins Zeu und legen sich nieder. Mitten im besten Schlaf steht der Luck auf und greift heimlich um seine Nagelschuh, die auf der Herdstang hängen. Aber wie er so durch die Finsternis tappt, spürt er, daß dem Girg seine Schuh nit mehr oben hängen.

„Girg!“ sagt er und greift nebenan ins Zeu.

Aber er tappt ins Leere. Da schüttelt er den Kopf und hangt seine Nagelschuh wieder auf die Herdstang hin und schläft weiter.

Am anderen Tag geht die Baumsäg noch viel schlechter.

„Siez reißt aber du!“ schreit der Luck, „und ganz narrisch!“

„I reiß gar nit ärger, wia du gestern griffen hascht!“ schreit der Girg.

„Wer sagt dös, daß i gestern griffen hab?“

„I sag dös, du Depp!“

„Depp!“

Am diesem Abend macht jeder sein eigen Feuerl und Kocht seinen eignen Schmarrn. Und wie sie ins Zeu kriechen, verschließt sich jeder in ein anderes Eck. Schlafen kann keiner nit.

In der Nacht, wie der Luck aufspringt, hinaus ins Mondlicht, steht der Girg schon da: „Wo gehst hin?“ fragt er und verstellt dem Luck den Weg.

„I geh hin, wo i will!“ sagt der Luck und schiebt den Girg auf die Seiten. Da fassen sie sich an. Mitten in der einsamen Waldnacht beginnen sie zu raufen, langsam, wie es ihre Art ist, aber ausdauernd und zäh.



Sie legen sich ihre Fäuste an die Gurgeln und stemmen sich in die Kniekehlen. Über die Baumwurzeln stolpern sie und schlagen mitten in den Waldboden hinein. Sie keuchen alle zwei, wie sie keuchen, wenn sie mitsammen einen schweren Baum schmeißen müssen. Aber sie lassen einander nit aus.

Nach einer langen Zeit, wie sie schon schier keine Luft mehr im Brustkasten haben, schnaufen sie beide fast zur gleichen Zeit heftig und sagen: „Sascht gnue?“ Und jeder sagt schnell drauf: „Na!“

Und dann fliegen sie einander wieder an. Da — auf einmal mitten im besten Raufen, lassen sie gleichzeitig aus und loosen. Es liegt ein süßer Jodler in der Luft und tanzt über die Baumwipfel herab.

Da sagt der Luck: „Seunt magst lang jodeln, Weibsmensch, falsches!“

„Ja, heunt ist dö ganze Jodlerei umsünst, Weib, grundslechtes!“ sagt der Girg.

Da meint der Luck: „So a Trampel kunnt die besten Kameraden auseinand bringen!“

„Ja, so is!“ sagt der Girg, „aber uns zwoa nit!“

„Na, uns zwoa nit!“ sagt der Luck.

Und dann gehen sie mitsammen in die Sütten und legen sich nebeneinand ins Heu und schlafen die Nacht aus, ruhig und fest.

Und am nächsten Tag geht die Baumsäg wieder so gut, wie sie schon lang nicht mehr gegangen ist.

## Abendlied

Matthias Claudius

Der Mond ist aufgegangen,  
Die goldnen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar;  
Der Wald steht schwarz und schweiget,  
Und aus den Wiesen steigt  
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille  
Und in der Dämmerung Hülle  
So traulich und so hold!  
Als eine stille Kammer,  
Wo ihr des Tages Jammer  
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —  
Er ist nur halb zu sehen  
Und ist doch rund und schön!  
So sind wohl manche Sachen,  
Die wir getrost belachen,  
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder  
Sind eitel arme Sünder  
Und wissen gar nicht viel;  
Wir spinnen Luftgespinste  
Und suchen viele Künste  
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,  
Auf nichts Vergänglichs trauen,  
Nicht Eitelkeit uns freun!  
Laß uns einfältig werden  
Und vor dir hier auf Erden  
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen  
Aus dieser Welt uns nehmen  
Durch einen sanften Tod!  
Und wenn du uns genommen,  
Laß uns in Himmel kommen,  
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,  
In Gottes Namen nieder;  
Kalt ist der Abendhauch.  
Verschon uns, Gott, mit Strafen,  
Und laß uns ruhig schlafen  
Und unsern Franken Nachbar auch!

Auf den kleinsten Raum  
Pflanze einen Baum  
Und pfllege sein,  
Er trägt dir's ein.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,  
 Lehnt träumend an der Berge Wand,  
 Ihr Auge sieht die goldne Waage nun  
 Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;  
 Und fecker rauschen die Quellen hervor,  
 Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr  
 Vom Tage,  
 Vom heute gewesenem Tage.

Das uralte alte Schlummerlied,  
 Sie achtets nicht, sie ist es müd;  
 Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,  
 Der flüchtigen Stunden gleichgeschwungnes Joch.  
 Doch immer behalten die Quellen das Wort,  
 Es singen die Wasser im Schlafe noch fort  
 Vom Tage,  
 Vom heute gewesenem Tage.

## Wandrer's Nachtlid

Johann Wolfgang von Goethe

Der du von dem Himmel bist,  
 Alles Leid und Schmerzen stillest,  
 Den, der doppelt elend ist,  
 Doppelt mit Erquickung füllest,  
 Ach, ich bin des Treibens müde!  
 Was soll all der Schmerz und Lust?  
 Süßer Friede,  
 Komm, ach komm in meine Brust!

## Wandrer's Nachtlid

Johann Wolfgang von Goethe

Über allen Gipfeln	Kaum einen Rauch;
Ist Ruh,	Die Vöglein schweigen im Walde.
In allen Wipfeln	Warte nur, balde
Spürest du	Ruhest du auch.

Auf ihrem Rasen sprossen drei Gänseblumen und vier Butterglöckchen, doch war das alles noch kein Gänsebraten, noch viel weniger ein Butterfaß. Was heißen will: Die alte Rätnerin, sonst Mutter Antje genannt, war arm und hatte nicht die Ziege, geschweige die Kuh im Stall, die sich vom Rasen hätte sättigen können; nur zwei Bienenvölker schwirrten vor den Stöcken, ernährt von der Blüte des Sommers, berauscht vom Holunder und verliebt vom gärenden Klee.

Also glaubte der Nachbar Kosack, dem hundert Obstbäume gehörten und ein Duzend Morgen voll Heidekraut dazu, daß etwas nicht stimmen könne mit den Bienen der Mutter Antje; denn, so rechnete der dicke Kosack an den Fingern, mag sie auch ein Häppchen Rasen besitzen: von drei Gänseblumen und vier Butterglöckchen werden zwei Bienenvölker nicht satt, und trotzdem schleppt das schwirrende Getier viel Honig in die Waben! Wo also stehlen die Bienen das, was sie brauchen...?

Sicherlich: Die Bienen Mutter Antjes wilderten in den Obstgärten und Heidestauden des Kosack! Noch mehr: Die kleinen Tiere waren der Meinung, ein wohlhabender Patron wie dieser Nachbar würde nicht ärmer von solchem Naschen, also könne er schon ein gütiges Herz haben für Mutter Antje!

Es kam aber anders. Es kam fast wie im alten Märchen, wo der Geizige hochmütig tat vor dem Armen.

Mutter Antje aß eines Morgens ihr Frühstücksbrot, fuhr mit dem Löffel ins Honigglas und ließ sich die einzige Köstlichkeit ihres Daseins munden, als der Kosack in der Tür stand, mürrischen Blicks, viel Ärger im Gesicht und die Hände tief in den Taschen.

„Wo habt Ihr den Honig her, Mutter Antje?“

„Von meinen treuen Bienen, Kosack!“

„Und wo finden die soviel Süßigkeit, Mutter Antje?“

„Wo die nächsten Blüten wachsen!“

Da wurde Mutter Antje schon glührot, und der Nachbar faute grollend am Bart: Also wußte doch die Alte, daß ihre Bienen vom Diebstahl zehrten! Und daß der Honig, der da vom Schwarzbrot tropfte, ein unrecht Gut war, das nicht gedeihen durfte!

„Ich will gnädig sein“, murrte Kosack, „ich will vergessen, daß seit Jahren schon das diebische Immenvolk meine Heide und meinen

Garten heimsucht. Indessen: von Euch verlange ich einen Topf Honig als Zins und Tribut!"

Mutter Antje verbiß das Weinen. Sie sah, daß es dem Nachbarn ernst war mit seiner Forderung. Und sie dachte wohl, es könne dem Kosack nichts und gar nichts anhaben, wenn die Bienen an seinen Blumen fogen, aber ...

Nein. Nicht das Bitterste dieses Erlebens zu Ende grübeln. Es gab gute und freigebige Menschen genug in den Dörfern, warum also die Welt verdammen um eines Verirrten wegen?

Mutter Antje schluckte ihren Kummer ein, der Kropf rollte dabei, und das müde Gesicht bekam zehn neue Falten. Dann fletterte die Alte mühsam auf einen Stuhl und langte nach dem Topf auf dem Schrank: „Hier, Kosack, mein einziges Vermögen, mehr brachten die treuen Bienen nicht ein!“ —

Die Leute sahen den dicken Kosack kommen, sahen auch den Honigtopf in seinem Arm und dachten nichts Gnädiges dabei: Man kannte den Schelm überall ringsum!

Hört: Eine Biene, vom Duft des Süßen angelockt, stach den geizigen Kosack in die Hand; da fiel der Honigtopf aufs Pflaster, die Scherben spritzten, der Seim floß aus wie Öl und Milch! Ach, die

Sonne brutzelte gar in dem klebrigen Pfützlein, das niemand, soviel Menschen auch den Jammer des Kosack umschwärmten, zu berühren wagte.

Denn ein Surren und Summen scholl durch die Luft, zwei Wolken treuer Bienen kamen, ebenfalls von der Süße des Duftes gelockt, zum Markt geflogen und fielen mit trommelndem Geräusch über den Honig her, der so bequem und mühelos zu gewinnen war.



„Das sind Mutter Antjes Bienen“, riefen die Leute im Chor.

„Es ist auch Mutter Antjes Honig“, knirschte Kosack und wagte nicht, den Fuß auf die Scherben zu stampfen, denn die fleißigen Immen drohten mit Stichel und Stachel!

Nach einer Stunde war der Marktplatz blank wie ein geschauerter Teller. Kein Körnchen Honig, kein Tropfen Seim mehr auf dem Pflaster, alles war wieder in die Bienenstöcke Mutter Antjes zurückgewandert, und der Kosack saß daheim und schüttelte den Kopf.

Daß dieser Mann sich schämte, das wollen wir ihm anrechnen!



## Der Adler

Erika Müller-Zennig



Beinahe einen ganzen Tag hatten die Kinder auf dem Dampfer verbracht, der langsam die Wolga hinunterfuhr und sie schließlich abends auf dem anderen Ufer, der flachen Wiesenseite, absetzte. Und dann waren sie noch Stunden und Stunden in dem kleinen unbequemen Wagen quer durch das Land gefahren.

Es war also wirklich kein Wunder, daß eigentlich keines von ihnen mehr genau wußte, wie es ins Bett gekommen war und wo es sich befand, als es am nächsten Morgen die Augen aufschlug. Aber dann, beim ersten Blick aus dem Fenster auf die endlos weite Fläche draußen, fiel es ihnen wieder ein: sie waren in der Steppe.

Peter und Klaus waren im vorigen Jahr schon einmal hier gewesen und kannten das flache Holzhaus des wolgadeutschen Verwalters, in dem sie untergebracht waren. Aber Ebba, die eigentlich überhaupt nicht hatte mitkommen sollen, weil Mutter fand, daß ein kleines Mädchen überall eher hingehöre als in die Steppe — als ob Ebba nicht ebensogut reiten konnte wie irgendein Junge und sich genau so wenig wie die Brüder etwas daraus machte, auf hartem

Lager auf dem Fußboden zu schlafen —, Ebba wäre am liebsten erst einmal durch das ganze Haus gerannt und hätte alles genau angesehen.

Aber dazu ließen ihr die Brüder keine Zeit. Kaum hatten sie draußen auf der breiten, sonnengeschützten Veranda ihren Tee hinuntergeschluckt, als sie auch schon zu den Pferden hinausstürzten.

Natürlich gab es, wie im vorigen Jahr, zunächst einen Kampf mit dem Verwalter, der fand, daß die Kinder lieber auf Kamelen reiten sollten. Kamele haben einen langsamen, wiegenden Gang, sie sind beinahe nur durch Zuruf zu lenken, und an Hinunterrutschen ist bei dem breiten Sattel, der zwischen ihren großen Hockern angebracht ist, überhaupt nicht zu denken. Das allerschlimmste, was ein wütendes Kamel tut, ist, daß es um sich spuckt. Das ist zwar nicht besonders angenehm, aber schließlich doch durchaus ungefährlich.

Die flinken Kleinen Steppenpferde aber wurden nicht oft zum Reiten benutzt. Sie ließen jetzt, bevor die Ernte begonnen hatte, in großen Herden frei in der Steppe herum, nur von Rußmangali, dem braunen Kirgisensjungen, bewacht, der sie zusammenhielt und bei Gewittern in die niedrigen, langgestreckten Ställe trieb. Daher hatten sie natürlich ihre Mücken, wenn es plötzlich jemand einfiel, auf ihnen reiten zu wollen, denn das geschah selten genug.

Aber die Jungen und Ebba wären ebensogern auf einem Schaukelpferd durch die Steppe geritten wie auf solchem dummen und langweiligen Kamel. Das war schließlich nur etwas für Babys oder alte Leute — und außerdem, wie hätten sie denn auf Kamelen das ausführen können, weswegen sie überhaupt hierhergekommen waren? Der ganze Plan, den Peter und Klaus in aller Heimlichkeit schon seit Wochen ausgeheckt hatten, wäre ja ins Wasser gefallen!

Beinahe hatten sie das auch schon vor einigen Tagen geglaubt, als Ebba mit schrecklicher Mühe plötzlich doch die Erlaubnis erbettelt hatte, mit den Brüdern fahren zu dürfen. Damals waren Peter und Klaus geradezu wütend gewesen!

Aber dann hatten sie sich die Sache überlegt: Was war denn schließlich so Schlimmes dabei? Ebba war zwar leider ein Mädchen — aber so sehr sah man ihr das eigentlich gar nicht an, wenn sie in Peters alten Sosen mit ihnen durch den Wald ritt — ja, und reiten konnte sie wirklich tadellos! — Sie war ganze zwei Jahre jünger als Klaus — eigentlich also noch ein Baby — das stimmte. Aber hatte sie nicht oft Einfälle, über die sich selbst der große Peter wunderte? Mit ihren Einfällen hatte sie ihnen allen schon manches Mal

aus der Patsche geholfen. Und schließlich — Ebba konnte schweigen wie ein Mann!

Und nun, nachdem sie sich entschlossen hatten, die kleine Schwester in ihren Plan einzuweihen, wunderten sich die Jungen, daß sie nicht schon viel früher darauf gekommen waren. Denn am allerschönsten war es doch immer, wenn sie alle drei unter einer Decke steckten!

Der Verwalter ritt natürlich mit — er war schlimmer als ein Kindermädchen, fanden die drei. Aber dann, nachdem man schon etwa zwei Stunden unterwegs war und pflichtgemäß beguckt hatte, daß da ganz hinten Weizen wuchs und wie Kirgisensjurten ausfahen, und daß es in der Steppe noch richtige Trappen gab — dann kam zum Glück ein brauner Kirgise herangeritten und sagte irgend etwas Aufgeregtes. Und nun ritt der Verwalter nach Hause, denn anscheinend klappte die Arbeit dort nicht.

Die Kinder sollten nur ja nicht die Felder aus den Augen verlieren, sagte er, sonst kämen sie bestimmt in eine ganz falsche Richtung hier auf der endlosen, mit sonnenverbranntem Gras bedeckten Fläche, so ohne Kompaß. Und sie sollten in spätestens einer Stunde umkehren, sonst würde es zu spät zum Mittagessen.

„Also gleich heute — ein andermal werden wir den bestimmt nicht so schnell los!“ sagte Peter. „Wir reiten jetzt mal einfach drauflos — wer zuerst einen sieht, muß schreien!“

Sie ritten sehr eilig nebeneinander her, im Trab und im Schritt und im Galopp — vom Weizenfeld war lange, lange nichts mehr zu sehen. Und so ganz genau wußten sie auch alle drei nicht mehr, in welcher Richtung eigentlich das Haus lag und wie spät es war. Aber bestimmt schon sehr spät, denn sie hatten einen schrecklichen Hunger. Ja, aber was half das? Ein- oder zweimal hatten sie hoch oben in der blauen, flimmernden Luft etwas gesehen, was vielleicht nicht ein gewöhnlicher Habicht war — ja, aber wer konnte das in all dem beißenden, weißblauen Licht genau erkennen? Und was nützte ihnen schließlich so ein meilenweit entfernter Punkt oben am Himmel? Selbst wenn es wirklich ein Adler war?

Denn das war ja der große, der gewaltige, der jetzt schon recht unmöglich scheinende Plan: sie wollten einen Adler fangen und ihn Vater zum Geburtstag schenken — einen Adler, der mit einer Kette am Bein auf der Veranda hausen und allen Besuchern einen Schrecken einjagen sollte.

Nicht, daß es Ebba etwa eingefallen wäre zu heulen! Gerade, weil sie ein Mädchen war, nicht! Was hätten wohl die Jungen gesagt? Und Klaus, für den Heulen ja sowieso nicht in Frage kam, dachte auch nicht daran, etwa laut zu stöhnen, wie er vielleicht ganz gern getan hätte — solange Ebba sich so tapfer hielt, mußte auch er tun, als fände er diese glühende Hitze durchaus in Ordnung.

Peter war der Älteste — er durfte am allerwenigsten zugeben, daß er seine Augen immer lange Zeit hintereinander zukniff, um nur ja nichts von den stechenden Sonnenstrahlen hineinzulassen. Und daß sein Kopf fauste und schmerzte und seine Zunge wie ein Stück trockenen Papiers am Gaumen klebte. Und daß die ganze Steppe um ihn herum schwankte und sich drehte! Denn Peter wußte ganz genau, daß es den Geschwistern nicht anders ging — er brauchte nur einen Blick auf ihre roten, verschwitzten Gesichter zu werfen.

Die Pferde schlichen nur noch, und die Kinder saßen mit hängenden Köpfen darauf. Als endlich in der Ferne etwas wie ein Dorf auftauchte, ein Kirgisendorf mit den merkwürdigen, runden, fellbedeckten Jurten, da atmeten sie alle drei erleichtert auf. Meine Güte, das hätte schlimm ausgehen können! —

In einer der Hütten war ein Hammel geschlachtet worden; der Rauch, der sich zum Himmel kräufelte, hatte all den anderen Kirgisen gesagt, daß es hier etwas Gutes zu essen gab, und nun waren sie zu Gast gekommen, wie das eben so bei ihnen üblich ist. Sie saßen um die Jurte herum, deren Felltür in die Höhe gerollt war, schwatzten und lachten und warteten auf den Festschmaus. Dazu tranken sie



heißen Tee, in den sie ein großes Stück Butter getan hatten — Ebba schüttelte sich förmlich, als sie das sah.

Aber wenigstens konnte man ausruhen hier. Bei Kirgisien ist jeder Gast willkommen — wie sehr nun erst drei kleine Deutsche aus dem Verwalterhaus! Wie ein König, der Gäste empfängt, stand der alte Mann, dem die Hütte gehörte, da und bat die Kinder, in das Innere seiner Behausung zu kommen.

Seine beiden Frauen in den weißen Tüchern merkten, wie schrecklich müde die drei waren. Sie brachten Felle und Tücher und für jedes der Kinder eine Schale mit heißem Tee. — Nein, den konnten sie nicht trinken, beteuerten die drei, sie mochten nichts Heißes, sie wollten Wasser oder kalte Milch haben. Aber die braunen Frauen versicherten in einem Kauderwelsch von Kirgisisch und Russisch und Deutsch, daß man gerade dann, wenn einem heiß ist, am besten durch heißes Getränk erfrischt wird. Und nun fiel Peter ein, daß Vater das schon oft erzählt hatte, wenn er von der Steppe und dem Leben dort sprach.

Wie gut es war, hier so still im Dunkeln liegen zu können! Und die Männer draußen reden und lachen und seltsam beten zu hören — und sich dann die Fellhütte anzusehen. Man merkte gleich, daß die Kirgisien Nomaden sind, die nie lange an demselben Ort wohnen, sondern mit ihren Viehherden fortziehen, sobald das Gras in der Runde abgefressen ist: das ganze Haus konnte man in kurzer Zeit auseinandernehmen und den Kamelen auf den Rücken packen.

Die Sonne stand schon recht tief am Himmel, als die Kinder Kopfweh und Hitze verschlafen hatten und wieder aus der Hütte gekrabbelt waren. Sie saßen mit den Kirgisien zusammen um den Topf mit den letzten Hammelresten herum und aßen tüchtig drauflos. Seit dem Morgen hatten sie ja nichts mehr in den Magen bekommen.

Ein junger Bursche wollte mit ihnen zum Verwalterhaus zurückreiten, damit sie die Richtung nicht verfehlten — aber davon wollten die Kinder nichts wissen. Nein, nun hatte sich der Verwalter schon sowieso ihretwegen aufgeregt, nun kam es auf eine Stunde länger nicht mehr an. Und wenn er sie auch zur Strafe sofort alle wieder nach Hause schickte! Und noch so wütend war!

Nein, sie waren nicht dazu in der glühenden Mittagshitze über die Steppe geritten und hatten beinahe einen Sonnenstich gekriegt, um nun unverrichteterdinge wieder zurückzukehren! Sie waren ausgeritten, um einen Adler zu fangen — und einen Adler würden sie fangen, und wenn sie alt und grau darüber werden sollten.

Die Kirgisen schüttelten die Köpfe, sie redeten und zuckten die Achseln. Aber wenn Jungen und Mädels sich einmal etwas vorgenommen haben, ist es hoffnungslos, sie davon abbringen zu wollen — wahrscheinlich bei Kirgisenkindern ebenso wie bei deutschen. Jedenfalls gaben die Männer schließlich nach. Und der Bursche ritt mit den dreien davon, zu dem kleinen See, den es hier in der Nähe gab.

Man kann Adler nicht fangen!

Sie leben auf Felsen und steilen Bergwänden oder irgendwo in der endlosen Steppe, wo kein Mensch jemals hinkommt. Man sieht sie nur droben in der blauen Luft, man erkennt sie und freut sich an ihnen, wenn man auch weiß, daß so mancher kleine Zammel ihnen zum Opfer fällt. Man weiß, daß sie zuweilen an den See kommen — es gibt sonst kein Wasser hier —, aber was nützt das? Sie haben das schärfste Auge, das man sich denken kann! Lange ehe der Mensch überhaupt etwas von ihnen bemerkt hat, sind sie auf der Zut und haben erspäht, ob ein Mann mit einem Gewehr sich naht oder ein



harmloser Kirgise, den sie nicht fürchten und über den sie sich lustig machen, wenn sie ihm seine Schafe aus der Herde holen.

Adler kann man nicht fangen!

Aber als plötzlich ziemlich dicht vor den erschreckten Pferden zwei mächtige Vögel in die Höhe brausten und in der Dunkelheit des nächtlichen Himmels verschwanden, da bewegte sich etwas auf dem Erdboden, wenige hundert Schritt von den Kindern entfernt, flatterte, sprang, hopste — ein dunkler Körper mit mächtigen Schwingen.

„Laß uns ganz allein! Sonst ist es nichts Rechtes ...!“

Doch der Kirgise dachte zunächst auch gar nicht daran, auf den Vogel zuzurennen wie die Jungen. Er war noch viel zu erstaunt darüber, daß sich der Wunsch der fremden Kinder so schnell verwirklicht hatte. Und außerdem — er kannte Adler aus der Nähe!

Es war ein junges Tier, das noch nicht flügge war und durch irgendeinen Zufall hierher verschlagen sein mußte. Hilflos flatterte es hin und her. Aber als die Kinder sich ihm näherten, merkten sie sehr bald, wie scharf die Krallen und der gebogene, harte Schnabel des Tieres waren!

Ebba fuhr gleich darauf schreiend zurück und besah sich erschreckt ihre blutüberströmte Hand, aus der der Vogel ein großes Stück Haut herausgehakt hatte, und einen Augenblick später mußte Klaus auf die Lippen beißen, um sich nicht anmerken zu lassen, wie weh die scharfen Krallen des Tieres ihm getan hatten. Aber jetzt wollten sie erst recht nicht mehr nachgeben!

Hände, Arme und Gesichter waren blutig, Peters Hand war gänzlich zerfetzt, und seine Schulter schien auch etwas abgekriegt zu haben, Klaus griff nach einem tiefen Kratzer gerade über dem Auge, und Ebba hatte, mehrfach von den kräftigen Flügelschlägen getroffen, das Gleichgewicht verloren und war hintenüber in das trockene Steppengras gekippt.

Ohne die Hilfe des Kirgisen wäre vielleicht trotzdem nichts aus der ganzen Sache geworden.



Der aber hatte verstanden, Flügel und Beine des Adlers zu binden, hatte den jetzt Wehrlosen in seine Jacke gewickelt und hielt ihn in den Armen — wenigstens konnten die Krallen und der Schnabel des Tieres nun nicht mehr so unmittelbar auf einen loshacken.

Es wurde nicht viel geredet auf dem Ritt zur Kirgisenjurte, in der die Kinder übernachteten wollten, weil es ja nun doch viel zu spät geworden war, um das Verwalterhaus noch zu erreichen. Eigentlich sprach niemand außer dem Kirgisen, der dem Vogel zuredete und schrecklich stolz auf den Fang war. Die Kinder waren still. Aber natürlich, die Wunden brannten wie Feuer, man hatte nichts Vernünftiges da, um sie zu verbinden, und mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht zu stöhnen. Oder lag es vielleicht doch nicht an den Wunden?

Als sie alle drei nebeneinander in der dumpfen Kirgisenjurte lagen, als die freundlichen Frauen ihre Wunden mit kühlen Salben verbunden hatten und alles um sie her — die fremden Menschen und die Röhre und Pferde, die außen an der Züttenwand angebunden waren — tief und ruhig atmete, da konnte keiner von ihnen schlafen.

Und noch einer schlief nicht: der Adler. Unaufhörlich hörten die Kinder ihn in der engen Kiste, in die man ihn eingesperrt hatte, auf und nieder flattern, springen und hacken. Obwohl die Kiste draußen vor der Zütte stand, vernahm man deutlich die dauernde Bewegung des Vogels. Aber so laut, daß es einen am Schlafen hindern konnte, besonders wenn man so müde war wie die Kinder, war das Geräusch eigentlich nicht. Also mußten es doch wohl die Wunden sein, die einen nicht einschlafen ließen!

„Vater wird sich freuen!“ sagte Klaus endlich, um die Stille zu unterbrechen, denn schließlich — wozu soll man sich gegenseitig vormachen, daß man schläft, wenn man doch genau an Ebbas Seufzen und Peters Gedrehe merkt, daß das nicht der Fall ist? Aber niemand antwortete.

„Er wird staunen, daß wir es geschafft haben, einen Adler zu fangen. Der hat sich ja auch wie wahnsinnig gewehrt“, sagte Ebba nach einer langen Pause und pustete auf ihre verbundenen Hände. „Aber wir haben doch gesiegt!“ Und sie versuchte, ihre Stimme recht stolz zu machen, obwohl das nicht recht gehen wollte.

„Ja, vier gegen einen!“ sagte Klaus nur.

Und dann sagte wieder lange Zeit niemand etwas. Obwohl sie alle dalagen und mit weit offenen Augen zum niedrigen Züttendach

starrten. Und dann kam wieder Ebbas Stimme ganz klein und zitternd durch die Stille:

„Hört ihr, wie er flattert und sich stößt und ...?“

„Er wird sich schon allmählich daran gewöhnen!“ sagte Klaus unsicher.

Aber dann setzte sich Peter plötzlich mit einem Ruck auf. „Er wird sich nicht daran gewöhnen, weil er draußen in der Steppe geboren ist, weil er die Weite und den Himmel und seine Flügel braucht!“

„Und wenn er es doch könnte — wollt ihr einen Adler haben, der sich daran gewöhnt, gefangen zu sein? Der dasitz wie Tante Lulus Papagei? Der das vergessen kann — die Sonne hier — und die Steppe — und daß er frei geboren ist? Er ist gar kein Adler mehr, wenn er das vergißt, er sieht nur so aus wie einer — wollt ihr ihn so haben?“

Es gibt viel Erstaunliches bei den Wolgadeutschen, finden die Kirgisen. Aber so sehr gewundert wie damals, als mitten in der Nacht plötzlich Pferde und Menschen wach gemacht wurden, nur weil es den drei deutschen Kindern eingefallen war, ihren schwer erkämpften Adler wieder zurückzubringen an den stillen See — so sehr gewundert haben sie sich wohl noch nie über einen Einfall dieser fremden Menschen.



## Der Sprung ins Ungewisse

Bruno Brehm

„Auf Reklame“, sagte mein Freund, der lange Ingenieur, „kommt sehr viel an. Ein wirkungsvolles Plakat dürfte man ebensowenig vergessen wie einen guten Schlager.“

Das sei wohl mehr eine Frage der Lästigkeit als der Kunst, gab ich zur Antwort. „Nun, ein Plakat“, fuhr der Ingenieur gelassen fort, „werde ich niemals vergessen, obwohl ich es als kleiner Junge gesehen habe; dieses Plakat hat in meinem Gedächtnis sogar den Krieg überdauert. Nein, du errätst es nicht“, sagte er, nachdem ich

ihm eine Reihe von Plakaten genannt hatte, die aus jener Zeit in meinem Gedächtnis haften geblieben waren.

Sein Gesicht kräuselte sich unter einem verhaltenen Lächeln wie ein Teich nach einem hineingeworfenen Stein: Das ist eine kleine Geschichte, und sie beginnt damit, daß ich seit jeher ein schlechter Sänger war. In unserer Schule aber wurde viel Wert auf schönen Gesang gelegt; ich wollte meine Note verbessern und ging umsichtig ans Werk. Wo sollte ich singen? Wo die Tonleiter hinauf- und hinunterklettern, wenn mein Vater das Gekrächze nicht hören konnte und meine Mutter meinte, dieses Gejammer stünde nicht dafür, um diesen Preis wäre die gute Note zu teuer erkaufte. Also zog ich in den Wald. Dort entdeckte ich einen großen Findlingsstein, der wie eine mächtige Kanzel aus einer Fichtenschonung aufragte. Wenn ich mit meinen Tonleitern da oben begann, verstummten die Vögel, und nur ein fernes Echo gab sich dazu her, mir leise und — wie es mir schien — wohlwollend zu erwidern. Bald zog ich meine beiden Freunde, den langen Karl und den dicken Fritz, zu diesen Übungen heran, und nach ein paar Tagen saßen wir hoch über dem grünen Wald, aber wir sangen keine Tonleitern mehr, sondern richtige Männerlieder von Suff und Liebe. Als wir uns eines Tages heiser gegröhl hatten, zog Fritz eine illustrierte Zeitschrift hervor, in der er einen Artikel über Feuerwerke und deren Herstellung entdeckt hatte. Feine Sache! Im Geiste sahen wir schon die roten, blauen, grünen und gelben Kugeln steigen und ein Sternenheer mit fernem Knall gebären, aber an der Geldfrage scheiterte dann wieder die ganze Sache. Verdrossen warfen wir die Zeitschrift beiseite; doch das Schicksal wollte es, daß sie sich im Fluge aufblätterte und hinsinkend eine Ankündigung aufschlug, von der ich meinen Blick nicht wenden konnte.

Ein Bild war zu sehen: Von einem hohen Felsen sprang ein Mann in eine gähnende Tiefe, aus der ganz unten einige Baumwipfel aufragten, wohl nur, um zu zeigen, wie hoch der Felsen war. Darunter stand in einer sich tief ins Herz einbrennenden Flammenschrift:

Den Sprung ins Ungewisse wagt ...

wer statt Müllers Gloria-Marmelade

eine andere, minderwertige Nachahmung benützt.

Der Sprung in Ungewisse! Welche Zauberkräft der Worte! Die fleingedruckte Auswertung des Vergleiches ging mich nichts weiter an, die große Aufforderung blieb.

Wie ich endlich meine Augen von diesem herrlichen Bilde losriß, bemerkte ich, daß auch meine beiden Freunde gebannt auf das Bild starrten.

„Ein tüchtiger Sprung“, meinte Karl nach einer Weile.

„Wie meinst du, daß er unten ankommt?“ fragte der dicke Fritz ein wenig ängstlich.

„Dummrian“, sagte Karl, „wenn man das wüßte, wäre es kein Sprung ins Ungewisse.“

Dann begann Fritz ein wenig zu prahlen, erzählte von lebensgefährlichen Dingen, die er im Zirkus gesehen hatte, und wir, warm geworden durch diese Geschichten, standen nicht zurück und saßen hoch oben auf dem Felsen unter dem Prunkzelt unserer Phantasie. Aber Fritz mahnte nach einer Weile, er müsse heim, sonst gäbe es Verdruß; also erhoben wir uns seufzend und blickten abschiednehmend auf die lichten Kronen des jungen Fichtenwaldes zu unseren Füßen.

Da hob Karl langsam seinen tintenbeschmierten Finger, deutete in die Tiefe und flüsterte: „Der Sprung ins Ungewisse.“

Auch ich beugte mich vor und starrte hinab: Da unter uns lag der junge Fichtenwald so dicht, daß man kein Stückchen Boden sah.

„Traust du dich?“ fragte Karl nach einer langen, bangen Pause.

„Was?“ fragte der dicke Fritz.

„Was sonst“, erwiderte Karl, „da hinunter, den Sprung ins Ungewisse.“

„Da müßte man erst wissen“, lehnte Fritz ängstlich ab, „was unter den Bäumen ist.“

„Unter den Bäumen“, sagte ich, „unter den Bäumen ist Moos, und Moos ist weich.“

„Wollen wir nicht lieber erst einmal nachsehen?“ schlug Fritz vor.

„Wenn wir nachsehen“, wehrte Karl ab, „ist es kein Sprung ins Ungewisse mehr.“

„Als erster springe ich nicht“, erwiderte Fritz, „aber wenn ihr springt, dann komme ich nach.“

„Ich springe als erster“, sagte Karl. „Ihr zwei könnt eure Reihenfolge auslösen.“

Wir lösten also, und ich blieb der letzte.

„Wollen wir vorher nicht noch ein Lied singen?“ fragte Fritz, der etwas Farbe verloren hatte.

„Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“, schlug Karl vor, der das Schauerliche liebte.

„Das ist zu traurig“, lehnte Fritz ab, „etwas Lustigeres!“

„Was kommt dort von der Höh“, schlug ich vor.

Das war wieder für solch ein großes Vorhaben zu läppisch. Wir einigten uns schließlich auf: „Das Wandern ist des Müllers Lust.“

„Dreistimmig?“ fragte Fritz.

Zweistimmig genüge, sagte Karl, verächtlich auf mich blickend und mir dann den Rat gebend, mich beim Singen an seine Stimme anzuhalten.

Wir sangen also, aber das Lied klang so traurig, daß Karl fand, dies sei eine Wanderung mit vollen Sosen gewesen. Dann trat er mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen an den Rand des Abgrundes, fehrte sein Haupt über die Schulter und murmelte: „Je mehr Zweige, desto größer der Widerstand.“

Wir traten an seine Seite. Wirklich springen und über Sprünge ins Ungewisse reden, sind zwei ganz und gar verschiedene Dinge. Vielleicht dachte Karl das gleiche, aber er zeigte es nicht. Er ballte die Fäuste gegen die Brust, blickte ein wenig schmerzlich zu dem schon erblaffenden Himmel, zählte langsam bis drei, und dann fauste er an uns vorbei in die Tiefe, ins Ungewisse.

Die Zweige teilten sich, etwas Dunkles sackte ab, die Zweige schlossen sich rauschend, dann polterte, knackte und krachte es noch ein paarmal, und dann war alles unheimlich still.

Fritz beugte sich mit gesträubten Haaren und hervortretenden Augen über den Rand des Felsens: „Karl!“

Keine Antwort.

Nach einer Weile, in der wir unsere Herzen im Salze pochen fühlten, noch einmal: „Karl!“

„Ja!“ kam ein Hauch aus weiter Ferne.

„Karl“, rief Fritz nun lauter, „wie war es?“

Lange Pause. Endlich kam aus dem Ungewissen der Bescheid: „Sein! Großartig!“

„Wie ist es unten?“ fragte Fritz.

„Ganz ungefährlich“, kam es zurück, „komm nur nach!“

„Sagt du dir die Kleider zerrissen?“ wollte Fritz wissen.

„Alles ist ganz. Hier ist weiches Moos. Du fällst wie in ein Federbett.“

Um es ehrlich zu sagen, ich war enttäuscht, daß die Stimme aus dem Ungewissen dergleichen Banalitäten zu berichten wußte. Ich war später nur noch über eine Geisterfözung ebenso enttäuscht, in der das

Medium aus dem Ungewissen die albernsten Dinge berichtet hatte. Aber das mochte wohl nur an Karl selbst liegen, denn ich versprach mir von dem Sprung ins Ungewisse eine große Wandlung und ein tiefes Erlebnis.

„Warum klingt seine Stimme so gequetscht?“ flüsterte mir Fritz zu.

„Die Wipfel dämpfen sie“, erklärte ich Fritz, der sich nicht entschließen konnte, als zweiter anzutreten. Ich schob ihn beiseite: „Laß mich zuerst!“

„Gut, ich laß dich. Aber du sagst mir ehrlich, wie es war.“

„Ehrlich“, versprach ich, ballte die Fäuste vor die Brust und sprang los.

Ich hatte mich über die Kraft und den Widerstand der Zweige getäuscht, denn eh' ich's mich versah, war ich unten gelandet, zwischen Steinen und Brombeerdornen, so hart, daß ich aufschreien mußte. Aber mein Schrei wurde durch Karl abgewürgt, denn schon lag seine zerschundene Hand auf meinem Mund. „Maulhalten! Keinen Laut!“

In Karls zerschundenem Gesicht leuchteten die Augen vor Bosheit und Schadenfreude. Mein Anzug war zerfetzt, meine Hände blutig, und wie ich im Gesicht aus sah, konnte ich ja in Karls Gesicht deutlich ablesen.

Von oben her, aus der Gewißheit des sicheren Lebens, klang bekümmert und beklommen die Stimme des dicken Fritz: „Wie war es?“

„Sein“, rief Karl mit ganz frischer Stimme. „Sei kein Feigling und komm!“

„Kurt soll antworten“, verlangte die mißtrauische Stimme Fritzchens über dem grünen Dache der Wipfel. Ich zog mit unterdrücktem Seufzen meinen verstauchten Fuß näher an mich heran, holte tief Atem und rief männlich und fest: „Sehr fein. Sehr weich! Du kollerst ganz sachte herunter.“

„Sind deine Kleider beschädigt?“ fragte Fritz.

„Steck dir die Schnürbänder gut hinein“, antwortete ich, „mit einem bin ich nämlich hängengeblieben und habe es mir zerrissen.“

Karl stieß mir die Faust in die Rippen, was wohl ein Zeichen seiner Anerkennung sein sollte, dann hob er den Finger und lauschte.

„Ihr müßt zur Seite treten“, rief Fritz, „weil ich euch sonst auf die Köpfe falle.“

„Er hat es am schwersten“, flüsterte mir Karl zu, „weil ihm niemand zusieht. Ohne Publikum! Das ist nicht so einfach!“

„So, wir sind schon zur Seite getreten“, sagte ich.

„Spring nur recht weit“, riet Karl, „je flacher und weiter der Sprung, desto sanfter der Auffall.“

Einige Zeit verstrich, nichts rührte sich. „Vielleicht kommt er erst einmal herunter nachschauen“, flüsterte ich Karl zu.

„Feig“, rief Karl, „wenn du zu feig bist, komm' ich hinauf und spring dir noch einmal vor.“

„Ich komme schon“, hörten wir Fritzchens gequälte Stimme.

Aber nichts kam. Wir saßen wartend und zeigten einander inzwischen unsere Schrammen und zerrissenen Hosens. „Er kämpft mit sich“, belehrte mich Karl und fuhr mit der Hand in einen klaffenden Riß meines Ärmels.

„Er ist zu feig“, sagte ich und wollte mich mühsam erheben, als etwas pfundig zu unseren Füßen herniederrauschte. Da lag nun Fritz mitten in den Brombeeren und sah in seinen zerrissenen Kleidern wie ein geplatzter Sack aus.

„Still!“ fauchte Karl den Unglücklichen an, als er nach überstandnem ersten Schreck aufheulen wollte. „Durch Jammern wird die Sache nicht besser. Wahrscheinlich bist du nicht flach genug gesprungen.“

„Und ihr mit euren zerkratzten Gefrießern“, brüllte Fritz, „ihr seid wohl ins weiche Moos gefallen!“

„Sast du uns plärren gehört?“ fragte ich.

„Weil ihr gemeinen Kerle mich herunterlocken wolltet!“ jammerte Fritz.

Und seltsam, wie ich Fritzchen da so zerschunden und klagend sitzen sah, vergaß ich meine Schmerzen und die Strafe, die meiner zerrissenen Kleider wegen meiner hartete. Endlich errappelte sich auch Fritz und humpelte zu uns herüber: „Glaubst du“, fragte er, sich seine blutende Nase tupfend, „daß Peter und Franz auch hier herunterspringen werden?“ Peter und Franz waren Fritzchens beste Freunde.

„Wenn du ihnen tapfer vorspringst“, antwortete Karl, „sicher.“

„Einmal und nie wieder“, sagte Fritz, und dann machten wir uns, bis es stockfinster geworden war, daß man unsere Kleider nicht sehen konnte, auf den Heimweg. —

Sier machte der Ingenieur einen Zug aus seiner Zigarette. „Das ist die Geschichte vom Sprung ins Ungewisse“, sagte er.

„Und die Gloria-Marmelade?“ fragte ich, „Müllers Gloria-Marmelade, der das Plakat galt?“

„Die habe ich nie gekostet“, sagte der Ingenieur, „sie hätte für mich einen etwas bitteren Nachgeschmack gehabt.“

„Das verstehe ich“, mußte ich bestätigen, „das sehe ich ein. Aber es ist doch gut, daß man in der Jugend in solch gewagten Sprüngen schon das ganze spätere Leben kennenlernt, denn dann kann einem nichts mehr überraschen.“

„Überrascht mich auch nichts mehr“, sagte der Ingenieur, „stöhne auch nicht mehr, freue mich, wenn auch die anderen hineinplumpsen, wo ich hineingeplumpft bin, erwarte nichts anderes von den Großen, als was ich von Jungen erwarten konnte, bedauere nur, daß später die Schrammen nicht so schnell heilen, bedauere, daß keine Mutter mehr da ist, die rasch und heimlich die Risse stopft, und verstehe die alten, schlauen Lateiner mit ihrem: *Socios habere malorum.*“

## Nur eine Kuh

Hans Christoph Kaergel

Eine Geschichte aus dem Gebirge

Gestern ist ein Alpenecht heruntergekommen und hat einen schlimmen Bericht gebracht. Vom alten Gunz ist eine Kuh auf der Alpe brandig geworden. Sie muß herunter. Aber der Bauer Gunz ist alt. Rupert Gopp, der von Wien von den Soldaten heimkam, will ihm die Kuh holen. Er ist ihr zwar fremd, aber der Rupert ist ein starker Mann. Er wird es schon schaffen.

Es ist ein heißer Abend, aber die Luft schmeckt nicht nach bösem Wetter. Er kann es wagen. Vor Mitternacht ist er heroben. — Schon nach vier Stunden erkennt der Bauer Rupert Gopp die Dächer der Saluver-Alpe.

Rupert läßt sich schwer auf die Bank niederfallen. Der Senne gibt ihm Zeit. Er schraubt an der Lampe herum und wartet, bis der andere anfangen wird.

Rupert beginnt: „'s ist heiß heut!“

„Ja, mir scheint's, 's zieht sich was zusammen.“

„Die Bremsen sind schlecht gewesen.“

„Ja, heut sind sie toll.“

„Ich komme wegen des Berichts.“

„Ja so, ich hab' mir's eh' gedacht. Du bist der Rupert. Solst jetzt die Kuh?“

„Wohl, wohl!“

„Sie hat's nicht gar so arg. Wenn du den Viehdoktor gleich holst, bekommst du sie durch.“

„Gut, gut!“

„Aber schwer wirst's haben. Soll ich dir einen mitgeben?“

„Nein, nein, ich schaff's schon allein!“

„Schon, aber du brauchst nur was zu sagen. Wenn die Bremsen nicht wären, käme sie gut vorwärts. Aber die Bremsen auf das brennende Euter, das tut nicht gut. — Hier ist Milch! Du wirst Durst haben.“

„Vergelt's Gott, aber ich hab' noch Most bei mir.“

„Na, wie du willst, du hast noch Zeit.“

Die Uhr rückt auf die Mitternacht. Der Meisterhirt nimmt die große Peitsche und geht mit Rupert hinaus. Es pfeift ein Sausen durch die Luft. Ein schneidender singender Ton und dann ein greller Schuß. Das ist der Knall der Peitsche, der sich vielhundertfach an den Schlünden und Schluchten bricht und immer wieder als Echo zurückkommt.

In den Gütten beginnt ein wildes Glockengetümmel. Wieder ein Schlag! Jetzt ist es totenstill. In diese Stille hinein ruft die tiefe Stimme des Meisterhirten: „In Gottes Namen austreiben!“ Da öffnet sich ein Tor, und eine große Glocke wandert in die Nacht. Die Leitkuh ist hinausgeführt. Und nun bricht der volle, brausende Orgelklang von hundertfünfzig Stimmen durch die Nacht. Dazwischen knallen die Peitschen, und die rauhen Rufe der Hirten mischen sich mit dem auffauchenden freudenschrei der Tiere. Alles ist ungebärdig wild und wie ein Sturm. Es ist nun Zeit, mit dem kranken Tiere die Abfahrt zu beginnen. Die Kuh stöhnt auf. Sie reißt am Strick und ist wie sinnlos. Taumelnd bewegt sie den Kopf hin und her. Da tritt der Senne mit einem fremden Mann ein. Augenblicklich ist sie still. Jetzt wird man sie hinausführen. Aber wenn dann auch die fastigen, kühlen Matten kommen — das Brennen im Euter wird bei ihr bleiben. Die fliegen reißen an den Entzündungen, und kein Schlag mit dem Schwanz hilft ihr, kein unruhiges Stampfen. Der Senne wird helfen. Er klopft ihr auf die Stirn, auf die dicke Backe und auf die kühle Nase. Das tut alles gut ... Der andere Mann, der dabei ist, riecht nicht nach Senne, riecht nicht nach Tieren und nach dem Stall. Er ist ein Fremder. Und nun zieht der fremde Mann am dicken Strick und will auf einen anderen Weg. Jetzt hört sie auch nur einen einzigen Schritt neben sich. Mit einem Male ist sie allein mit dem Mann, und es ist Nacht. Sie hört noch den dumpfen Schrei aus dem Stall, hört unter sich die Wasser — sonst nichts. Sie will stehen-

bleiben. Hier kann es doch nicht zur Herde gehen. Hier ist die Luft nicht vom Kuhgeruch erfüllt. Hier sind nur Steine und abgenagte Grashänge. Der Mann zieht am Stränge und schreitet weiter. Da fährt ihr ein Licht ins Auge. Sie stutzt. Der erste grelle Blitzschein eines merkwürdig stillen Wetters trifft sie. Sie sieht, daß sich nun der Weg vor ihr senkt. Sie knickt etwas in den Hinterbeinen zusammen



und stemmt sich mit den Vorderfüßen fest gegen das Gestein. Sie will nicht weiter. Der Leib schnürt sich wie in dumpfer Qual zusammen, und ihr Schrei orgelt an die zerklüfteten Felswände.

Dieser Schrei aber ist es, der Rupert Gopp erschauern läßt. So schreit kein Tier nur im Schmerz, da ist etwas anderes dabei. — Wenn die grellen Scheine wie riesige Sägen über den Himmel zucken, geht auch durch Rupert Gopp ein Grauen vor dem näher und näher rückenden Wetter. Er fühlt das Zittern in den Füßen, und sein Blut klopft. Es ist die Furcht seiner Väter und Mütter, die ererbte, und gegen die er sich jetzt nicht wehren kann. Er redet sich ein, das sei alles nur ein schönes, himmlisches Schauspiel, und doch duckt er sich,

wenn der Blitz ohne Donner gespenstisch über ihm erscheint. So wie er hier steht, angebunden an das zitternde Tier, so steht er wie auf einem Wege, der im nächsten Augenblick der letzte sein kann. Wie er sich aber auch vor das Wetter stellt, es hilft ihm alles nichts, er muß abwarten, ob es dem Wetter gefallen wird, zu kommen, ihn zu vernichten oder ihn weiterziehen zu lassen. Er steht mit seiner Kuh ganz nahe vor einer Macht, die größer ist als alles menschliche Denken. Er klopft der Kuh auf die Stirn. Er ist doch nicht allein. Er fühlt das Zittern des Tieres. Er schämt sich, daß er selber bei jedem Schein sich geduckt hat. Er redet der Kuh gut zu: „Komm, Komm, wir gehen ganz ruhig weiter. Es kann uns ja nichts geschehen. Es nützt doch nichts, wenn du hier brüllst und dich dagegen wehrst. Ich kann ja auch nicht ausreißen. Ich kann auch nicht sagen: geh einen anderen Weg, Wetter! — Es ist nun einmal da! Weißt du — das, was du und ich nicht lenken können. Komm, Komm!“

Er will weitergehen. Da strafft sich der Strick, und er sieht, daß er selber an das geängstigte Tier gebunden ist. Er beginnt zu zerrren, zu stoßen, zu keuchen und zu stampfen. Es gelingt ihm ein Schritt, der nächste reißt ihn aber wieder zurück. Er sieht, daß die Kuh immer wieder mit den Hinterbeinen zusammenzuckt, als wenn ihr ein stechender Schmerz durch den Leib führe. Das Euter brennt!

Da fällt ihm etwas ein. Er sucht in den Taschen. Das Sacktuch ist verloren. Aber er muß etwas finden. Er kann nur mit der linken Hand dazu, die rechte ist an den Strick gebunden. Der Strick reißt sich und drückt in das Fleisch, aber er spürt keinen Schmerz. Jetzt reißt seine Linke an seinem Hemde. Die Mutter wird traurig sein. Es ist ein gutes leinenes Hemd. Aber das Tier leidet. Endlich gibt das Hemdentuch nach. Er erwischt ein gutes Stück. Nun heißt es, sich vorsichtig bücken. Beim dritten Male gelingt es ihm, den Leinenlappen — es ist fast ein halbes Hemd — in das nachtkühle Wasser zu tauchen, es ein wenig auszuwinden und vorsichtig, ganz behutsam an das Euter zu bringen. Es geht ein Beben durch den Körper, aber dann wird alles ruhiger. Die Hand fühlt schon wieder Wärme, das Tuch wird heiß. Er muß immer wieder kühlen. Aber nun fühlt Kupert eine Ruhe in dem Tier. Er kriecht wieder zurück, und nun sieht er bei dem nicht aufgehörenden grellen Feuer der Nacht auch den Blick des Tieres. Er erkennt, daß nun ein anderes zwischen ihm und dem Tiere ist, nicht mehr die Furcht, das gleiche Zittern vor der Unendlichkeit. Er fühlt auf seiner Hand, die den Strick hält, die

nasse, rauhe Zunge der Kuh. Sie leckt ihm die Hand. Und nun beginnt er auf dem verlassenem Wege wieder mit dem Tiere wie mit einem Menschen zu reden. Er weiß wohl, die Kuh versteht ihn nicht. Sie weiß kein Wort aufzunehmen, aber ein anderes Verstehen dringt in ihr Wesen. Sie ist doch nicht mehr allein in der Nacht. Das Brennen an ihrem Leibe ist gefühlt. Es geht ein Wesen neben ihr her, das ihr Kühlung bringt. Und wenn die Hand sich auf ihren Leib legt, ist alles gut. Gerade wie Kupert mit seinem freien Arm den Kopf der Kuh umfängt, um ihr weiter gut zuzureden, schlägt das Wetter ein. Die Kuh bäumt sich auf und rutscht mit den Hinterbeinen ab. Da es aber am Rande keine glatten Felsen gibt, sondern nur zerbröckeltes, rauhes Gestein, finden die Hinterbeine im Sturz noch etwas Halt. Schon zieht der schwere Leib den erschrockenen Kupert mit an den Abgrund. Alles ist nur in den Augenblick gegeben. Es gibt kein Denken und Überlegen mehr. Der Leib arbeitet wie unter einem Zwange. Er stemmt sich gegen das Geröll, es rutscht mit ihm, endlich stößt er an einen Stein. Die Muskeln ziehen an. Gottlob, der Stein gibt nicht nach. Es ist ein Felsen! Hinter ihm schneidet ein jäher Blitz in die Tiefe hinunter, und von allen Wänden, vom Himmel und der Erde prasseln die Donner nieder.

Dieses Donnern läßt die schon über dem Abgrund hängende Kuh noch einmal aufspringen, die Beine finden wieder Halt, und Kupert liegt an den Felsen geschmiedet und keucht. Er hört nur den dampfenden Atem der Kuh. Um sie beide her zerschlagen sich immer wieder an hundert Felswänden die Donner. Das ganze Gebirge ist aufgeweckt. Noch ein letzter dumpfer Schlag. Dann ist es still. Menschen und Tiere warten auf den neuen Schlag. Kein Sturm bricht los. Kein Regentropfen schlägt auf den Stein. Der Berg, die Luft, das Tier, der Mensch — alles hält den Atem an und wartet.

Kupert drückt den Kopf der Kuh an seine Brust. Er fühlt das Beben des Tieres, aber er bleibt ganz ruhig. Da leuchtet wieder der Berg auf. Aber nun kann er schon bis vier zählen. Erst dann schlagen die Sämmen der Donner gegen die Felsen. Das Schlimmste ist vorüber. Kaum aber, daß die letzte Donnerwoge an die Felswand brandet, kommt aus der Tiefe her ein schneidendes Pfeifen. Es spitzt sich immer greller zu und ist über ihnen wie ein einziges Gellen. Da rauscht der Regen nieder. Die Wolken zerbrechen. Kupert zieht den Sack über sich — umsonst! Der Regen greift durch den Sack bis auf den Leib. Der Sturm hat aber den Blitz und Donner vertrieben. Der Weg

wird zum Bach. Mensch und Tier treten vorsichtig über die zerfurchten Pfade. Die Kuh bäumt sich nicht mehr auf, sie schreit nicht mehr, sie stemmt sich nicht mehr gegen den Weg. Rupert hat den Strick locker hängen und hält seine rechte Hand auf den Körper des Tieres. Und dieses Mitwandern der Hand mit all ihrer Wärme und Ruhe, das leise Geplauder Ruperts, der durch den Regen gute Worte für das Tier findet, läßt die Kuh ruhig schreiten. Das gleichmäßige Läuten der Glocke, der gleichmäßige Schritt läßt sie in einen Takt kommen, daß die Felswände schon umgangen sind und die breiten triefenden Matten der unteren Alpe sich ausbreiten.

Um die Mittagszeit ist alles vorbei. Der Viehdozent ist mit seinem Motorrad heraufgekommen. Der Stall dampft. Das reine Stroh trocknet die nasse Haut. Die Mittel schlagen an. Den ganzen Tag über steht die alte Gunz bei der Kuh im Stall, aber die Kuh erkennt niemanden. Nicht einmal die Mutter Gunz. Sie sieht an den beiden alten Leuten vorbei. Gunz meint, sie suche die Alpkühe. Gegen Abend beginnt sie unruhig zu werden. Die Leute wissen nicht, was sie nun machen sollen. Zuletzt geht der alte Gunz zum Rupert Gopp. Der schläft schon. Es hat ihn hingehauen wie einen Sack. Er bekommt ihn lange nicht munter. Aber endlich versteht er, was der alte Gunz von ihm will. Er geht mit ihm in den Stall, setzt sich auf die Kaufe und legt die Hand auf den Kopf der Kuh. Da wird sie still. Dann holt sich der Rupert Gopp frisches Stroh, schüttet sich's neben das Tier und legt sich nieder.

Als die beiden alten Leute um Mitternacht vorsichtig noch einmal in den Stall kommen, um nach dem Rechten zu sehen, da finden sie ein seltsames Bild — auf dem neu aufgeschütteten Stroh liegt die Kuh und an ihrem Hals gebettet der Rupert. Und beide schlafen schwer und fest. Und um Mensch und Tier ist ein wohliger, starker Atem im Stall.

## Vor der Ernte

Martin Greif

Nun störet die Ähren im Felde  
Ein leiser Hauch.  
Wenn eine sich beuget, so bebet  
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle  
Der Sichel Schnitt —  
Die Blumen und fremden Salme  
Erzittern mit.

## Ans Werk

Wilhelm Raabe

Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand,  
Zu bauen das Haus, das Vaterland!  
Ans Werk, ans Werk, und laßt auch nicht Ruh,  
Begraben, gehämmert zu und zu!  
Mit Händen hart, mit Händen weich  
Behauen die Steine zum Bau für das Reich;  
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,  
Keine Raft, bis das Haus zustand' gebracht —  
Ans Werk, ans Werk!

Wühlt auf den Grund und fürchtet euch nicht,  
Wenn nieder das alte Gemäuer bricht;  
Grabt tief, nur tief, und achtet es klein,  
Wenn brechen die wilden Gewässer herein!  
Ihr sorgenden Männer, zum Bund! zum Bund!  
Und leget dem Vaterhaus den Grund,  
Und leget den Grund dem Vaterland,  
Ans Werk, ans Werk mit Herz und Hand —  
Ans Werk, ans Werk!

Was kümmert euch Lohn, was kümmert euch Spott?  
Ihr baut ja die feste Burg in Gott!  
Was kümmert euch jegliches Menschenleid?  
Ihr baut ja den Herd der kommenden Zeit!  
Wälzt Stein auf Stein nach dem rechten Lot; —  
Was kümmert euch andere Lebensnot?  
Ans Werk, ans Werk für das Vaterland,  
Mit brennender Stirn, mit wunder Hand —  
Ans Werk, ans Werk!

Ihr Meister vom Bau, ihr Gesellen gut,  
Die die Fugen ihr fittet mit Herzensblut,  
Laßt nimmer euch irren und haltet euch recht,  
Es ist keine Stunde zum Bau zu schlecht!  
Laßt nimmer euch täuschen durch falsches Wort,  
Laßt schaufeln und hämmern, laßt mauern uns fort!  
Ans Werk, ans Werk durch Tag und Nacht,  
Bis das Vaterhaus unter Dach gebracht —  
Ans Werk, ans Werk!

Es harret das Weib, es harret das Kind,  
 Ohne Heimat die Frauen und Kinder sind,  
 O denket der Kraft, die vergebens verglüht,  
 O denket des Geists, der vergebens versprüht,  
 Weil der Heimatherd fehlt dem Vaterland;  
 O schaffet mit Herz und Hirn und Hand!  
 Es wohnt sich so gut unter eigenem Dach,  
 O laßt euch nicht irren, o laßet nicht nach —  
 Uns Werk, ans Werk!

Nicht irren laßt euch, o laßet nicht nach,  
 Auch schlummert's sich gut unter eigenem Dach;  
 O denket, wen die Arbeit fordert ins Grab,  
 Den senken wir mit in den Grund hinab;  
 Und der Grund ist unser, es schlafen darin  
 Die toten Väter von Anbeginn; —  
 Aus der Helden Asche soll steigen das Haus,  
 Uns Werk, ans Werk, o haltet aus —  
 Uns Werk, ans Werk!

Keine Hand ist so schwach, keine Kraft so gering,  
 Sie mag tun zu dem Bau ein gewaltig Ding;  
 Mancher Geist gar stolz, von gar hellem Schein  
 Mag doch nur verwirrend leuchten darein!  
 O bietet die Herzen, o bietet die Hand,  
 Daß sich hebe der Hurd im Vaterland!  
 Uns Werk, ans Werk, es ist Gottes Will!  
 Fluch dem, der dem Ruf nicht folgen will:  
 Uns Werk, ans Werk!

Es werde

Thilo Scheller

Das war, als ob mir Gott den Auftrag selber gab:  
 Hier ist dein Garten, nimm den Spaten, grab  
 Und säe, wandle diese kleine Erde.  
 Dann darfst du sprechen, so wie ich: Es werde!  
 Dann laß uns beide an des Gartens Gaben,  
 An Frühling, Sommer, Herbst und Winterzeit  
 Von Herzen unsre Freude haben.  
 Ich nahm den Spaten, und ich machte mich bereit.

Mögen Jahrtausende vergehen, so wird  
 man nie von Heldentum reden und sagen  
 dürfen, ohne des deutschen Hieeres des  
 Weltkrieges zu gedenken / dann wird  
 aus dem Schleier der Vergangenheit  
 heraus die eiserne Front des grauen  
 Stahlhelms sichtbar werden, nicht  
 wankend und nicht weichend / ein  
 Mahnmahl der Unsterblichkeit.



Solange aber Deutsche leben, werden  
 sie bedenken, daß dies einst Hölme ihres  
 Volkes waren.

Adolf Hitler

Deutscher Schwur

Rudolf Alexander Schröder  
Mitte August 1914

Heilig Vaterland  
In Gefahren,  
Deine Söhne sich  
Um dich scharen.  
Von Gefahr umringt,  
Heilig Vaterland,  
Alle stehen wir  
Hand in Hand.

Bei den Sternen steht,  
Was wir schwören;  
Der die Sterne lenkt,  
Wird uns hören:  
Eh' der Fremde dir  
Deine Krone raubt,  
Deutschland, fallen wir  
Haupt um Haupt.

Heilig Vaterland,  
Seh' zur Stunde  
Rühn dein Angesicht  
In die Kunde.  
Sieh uns all entbrannt,  
Sohn bei Söhnen stehn:  
Du sollst bleiben, Land!  
Wir vergehn.

Mein Weib und meine Kinder

Sermann Claudius

Mein Weib und meine Kinder,  
Ihr seid ein süßes Lied,  
Das auf allen Wegen  
Mit mir zieht.

Wie keines Vogels Locken  
Aus Waldverborgensein,  
Wie keiner Blume Blühen  
Im Morgenschein.

Ein heimlich-holdes Singen,  
So nahe meinem Ohr,  
Daß ich der Töne keinen  
Je verlor:

Es kam ein Ungewitter,  
Es stand die Welt in Brand.  
Es riß auch mich zur Seite  
Rauhe Kriegeshand.

Und immer noch dies Klingen,  
Näher noch als nah,  
Dies heimlich-holde Singen:  
Siehe, wir sind da!

Bekennnis

Karl Bröger, 1914

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.  
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,  
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:  
Deutschland!

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tief versteckt.  
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.  
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,  
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,  
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,  
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.  
Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum,  
Unser blühendes Leben für deinen dürrsten Baum,  
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
Bloß wir haben sie nie bei einem Namen genannt.  
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,  
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.  
Danke es, o Deutschland!

Ein Junge und Soldat

Hans Baumann

Du hast nie von der Not zu Haus erzählt  
Und kennst den Hunger besser als wir alle.

Dir hat die Not dein stolzes Herz gestählt,  
Als wärst du Herr in einer hohen Halle.

Wer unsrer Fahne so kann Bruder sagen,  
Der soll die Fahne vor uns allen tragen.

## Soldatenabschied

Heinrich Lersch

Am ersten Mobilmachungstage

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!  
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,  
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen!  
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!  
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!  
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,  
frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.  
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!  
Selber riechst du einst in Kugelgüssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!  
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,  
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen.  
Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!  
Wenn wir unser Glück mit Trauern büßen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!  
Jetzt will ich mich zu den andern reihen,  
Du sollst keinen feigen Knechten freien!  
Tröste dich, Liebste, tröste dich!  
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:  
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!  
Und wenn wir für euch und unsre Zukunft fallen,  
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberhallen:  
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!  
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:  
Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!

## Deutsche Soldatenbriefe aus dem Weltkrieg

Felix Wiegand  
geb. 21. 6. 1886 in Buchholz (Sa.)  
gef. 9. 9. 1914 bei Sumay (Frankreich)

Nur ein Abschiedsgruß von Deinem Jungen. In diesem Augenblick denke ich an unseren guten Vater, der als Freiwilliger vor über vierzig Jahren hinauszog gegen den Feind, seinem Vaterland die Ehre, die Freiheit mit zu erhalten. Jetzt bin ich selbst ein Mann geworden, auch innerlich, das fühle ich seit dem ersten Tage der Mobilmachung. Ich will mithelfen, daß Ihr in einem freien Lande wohnt, geehrt und geachtet von Freund und Feind. Wenn ich heute von Dir Abschied genommen, dann habe ich abgeschlossen mit diesem Leben — wir können ja nicht in die Zukunft sehen. Ich habe Dir jede unrechte Handlung, jedes verletzende Wort im stillen abgebeten, ich habe Dir gedankt für Deine Liebe, Deine Sorge und Deine Muttertreue.

So leb denn wohl, meine gute Mutter! Ob ich Dich noch einmal sehe, das hat unser Herrgott bestimmt. Sei tapfer und sei stolz. Drei Jungen fürs Vaterland, ein heiligeres Opfer kann keine Mutter bringen. Und nun, meine gute Mutter, Gott befohlen!

\*

E. Daeth, stud. phil., Seidelberg  
geb. 25. 12. 1889 zu Krozingen (Baden)  
gef. 16. 10. 1915 bei Leintrey

... Meine Freude ist es, daß meine Kameraden mich lieben, daß mein bester Kamerad ein Maurer ist, ein anderer ein Eisengießer. Mich freut es, nicht, daß ich auch zum Eisernen Kreuz eingereicht bin, sondern daß Mannschaften aus anderen Gruppen, ja aus anderen Zügen, wenn sie eine gefährliche Sache haben, zu mir kommen und mich fragen, ob ich sie begleiten will. Mich freut es, wenn sie in ihrem westfälischen Platt sagen: „Dat es en Student, aber 'ne treue Seele.“ Und das „aber“ ist doch so beschämend dabei. Hier ist jedenfalls der Punkt, wo die Friedensarbeit einsetzen muß mit aller brutalen Kraft der Wahrheit. Denn die Wahrheit ist allemal brutal...

Gorch Fock (Gans Kinau)  
geb. 22. 8. 1880 in Finkenwärder  
gef. 31. 5. 1916 in der Schlacht vor dem Skagerrak

An Bord S. M. S. Wiesbaden, 1. Ostertag 1916.

Lieber Schorsch!

Damit Du siehst, daß ich Wort halten kann, grüße ich Dich heute herzlich. Ich habe meinen Willen bekommen, auf ein herrliches, neues deutsches Kriegsschiff bin ich als Matrose versetzt worden. Einige Seefahrt habe ich schon hinter mir: ich bin Ausgucksmann oben im Vordermast, in dem sogenannten Krähenest, nehme also die höchste Stelle auf dem Schiffe ein. Das Leben an Bord, unter so vieler, frischer deutscher Jugend (die paar härtigen Leute an Bord sind zu zählen) macht mich jung und sagt mir sehr zu, ich bin lieber ein marineblauer Matrose mit wehenden Mützenbändern als feldgrauer Hilfschreiber an der Schreibmaschine. Das brauche ich Dir übrigens nicht erst zu schreiben, denn Du kennst mich genügend, um das zu wissen. — Ich würde Dir gern einiges von uns erzählen, aber um uns und unsere Fahrten liegt das strengste Geheimnis: alle Briefe müssen offen bleiben und so weiter! Nur so viel: daß unsere Flotte von einem Emdengeist besetzt ist, wie selbst ich ihn kaum für möglich gehalten hätte, und daß die Flotte unvergleichlich mehr tut, als sie sagt und als man im Binnenland glaubt. Ich freue mich an diesem Leben im Seewinde!

Wie geht es Euch? Ich sehe Euch noch Eure Straße ziehen und denke auch jetzt viel an Euch. Hoffentlich habt Ihr besseres Wetter als wir hier auf dem Wasser: fast alle Tage Regen und Wind und Kälte. Hier am Lande blüht noch kein Baum wie in Chatillon. Unsere Verpflegung an Bord kann mit der des Unterstabes III/207 jederzeit antreten: das will doch gewiß was sagen, nicht wahr, Herr B.-G.-J.-Koch?

Ich bin an Bord schon einigermaßen bekannt geworden. Es ist viel niederdeutsches Volk auf der Wiesbaden, das Gorch Fock ohne weiteres kennt. Unser Kommandant kannte mich auch schon. Und die Steuerleute, Obermaaten usw. wissen auch ziemlich, wer G. F. ist, so daß es mir in dieser Hinsicht auch besser ergeht, als bei dem märkisch-oberschlesischen III. Bataillon. Marine bleibt Marine!

Herzliche Ostergrüße

Deines Gans Kinau.

Fritz Hofffeld  
geb. 5. 10. 1898 in Dresden  
gef. 18. 6. 1918 bei Soissons

Feuerstellung, den 13. Juli 1917.

Seit Sonntag bin ich wieder im Fernsprechunterstand und wechsle mit einem Kameraden im Dienst. Nachts hat man vier Stunden Wache, gestern hatte ich von 2—6, heute von 10—2 Uhr. Es ist ganz interessant, als Fernsprecher die vielen Gespräche mit anzuhören, über deren Inhalt uns natürlich Stillschweigen auferlegt ist. Die Vorgänge in Berlin verfolge auch ich mit größter Spannung. Das Erzbergermanöver zeigt, daß die Mehrzahl der Abgeordneten, darunter sogenannte führende Geister, immer wieder für die charakterlosen Friedensanerbietungen zu haben ist. Dieses ungestüme, durch keine vernünftige Erwägung zu hemmende Friedensverlangen erscheint mir bei gebildeten Leuten als unmännliche Willensschlappheit, eine politische Todsünde, die wir noch bitter büßen werden — und mit Recht! Propheten, die das Volk vor dem Verhängnis warnen, hat uns der Herrgott wahrlich geschenkt. Doch diese ernsten Männer werden nicht gehört. Das deutsche Volk läßt sich von den gewissenlosen Juden des Berliner Tageblatts verlästern und in den Staub ziehen. Wie der einzelne, so werden auch die Völker nur durch Schaden Flug, und ich fürchte, die Geschichte wird uns durch bittere Lehren unsere Weltverföhnungsschwärmerei noch gründlich austreiben. Hoffentlich sind diese Lehren nicht so bitter, daß wir daran zugrunde gehen. Jetzt steckt das deutsche Volk noch in den Kinderschuhen eines Weltvolkes und beweist täglich seine Unfähigkeit zur Führerschaft. Scheidemann und Erzberger als Minister? Lloyd George müßte sicher über seine neuen Kollegen bei uns lachen. Wir brauchen in Deutschland einen Bismarck, der, allen Reichstags- und Parteiquatsch ignorierend, aus sich selbst mit Notwendigkeit das Richtige nimmt und mit schöpferischer Genialität, souverän wie ein Künstler, des Reiches Größe gestaltet. Wann, o wann erscheint der Meister? Wirkliche Großtaten werden nicht durch Reichstagsmehrheiten und interfraktionelle Ausschüsse ausgeheckt, sondern sind die Schöpfungen eines Genies. Zindenburg und Ludendorff sind das militärische Genie, wo bleibt das staatsmännische?

## Von der Härte, vom Kampf und von der Treue

Werner Beumelburg

Die soldatische und kämpferische Haltung, die dazu berufen war, einem neuen Menschenalter ihren Stempel aufzudrücken, entstand nicht von ungefähr und nicht aus irgendeinem Zufall oder weil irgend jemand sich irgend etwas ausgedacht hatte, sondern sie wuchs aus der unerhörten inneren und äußeren Not eines ganzen Volkes, sie wuchs aus dem leidenschaftlichen Wollen einer jungen Generation, die zur Verteidigung ihres Vaterlandes in die furchtbarsten Schlachtfelder der Weltgeschichte hineingeworfen wurde, und die erst Stück für Stück und Jahr auf Jahr zu begreifen begann, daß dies alles sinnlos und ein Verbrechen sein müsse, wenn nicht ein neuer Geist und eine neue Haltung, eine neue Auffassung des Lebens und die gänzliche Verachtung des Todes sich aus dem blutigen Opfertod der Millionen ergeben würden.

Soldaten- und Kämpfergeist kann nur aus dem Opfer entstehen, niemals aus der Überlegung und aus der Betrachtung.

Wenn ihr aber fragt, worin dieser Geist, den wir zum Quell unseres neuen deutschen Lebens und unserer neuen Haltung den Dingen des Lebens gegenüber gemacht haben, sich äußere, und woran man ihn erkenne, so nenne ich euch drei Tugenden, denen ihr nachstreben sollt: Die Härte, die euch eure Pflicht erfüllen heißt, unter allen Umständen und in allen Lagen des Lebens, die Bescheidenheit, die niemals nach dem Verdienst fragt, sondern immer nach den Erfordernissen der großen Gemeinschaft des Vaterlandes, und die Sauberkeit des Herzens, die euch heiliger sein soll als irgendein anderes auf dieser Erde. Glaubt mir, als einem von denen, die das Schicksal mit jungen Jahren hineingeworfen hat in das grausame Schicksal des Weltkrieges, und die seitdem mit heißem und lebendigem Herzen sich ihrem Vaterlande verschrieben haben, in einem Zeitalter, als alles in Verwirrung, Entartung und Zuchtlosigkeit verfiel, daß diese drei Begriffe des Soldaten und des Kämpfers am Anfang aller Dinge stehen müssen, und daß sie niemals an Bedeutung verlieren, daß aber umgekehrt dort, wo man sie vergißt und verleugnet, das Vaterland in die größte Gefahr gerät. Ihr seid jung, wie wir damals waren, als es anfing, und wir beobachteten mit Aufmerksamkeit und Liebe, ob ihr geeignet sein werdet, fortzusetzen, was uns zu beginnen das Schicksal

befahl. Unsere Herzen und unsere Augen sind unbestechlich, und wir halten es durchaus nicht für unsere Aufgabe, euch als Vermächtnis ein angenehmes Leben fern von Not und Sorge zu hinterlassen. Hinterlassen wollen wir euch vielmehr den Glauben, den wir uns erworben, und die Haltung, der wir uns verpflichtet, und es ist uns hundertmal lieber, ihr könnt diesen Glauben und diese Haltung bewahren, als daß ihr in den Besitz und den Genuß von irgendwelchen äußeren Dingen gelangt. Denn bürgerlich und einer vergangenen Zeit Kennzeichen war es, seinen Söhnen und Erben eine gesicherte Lebensstellung, ein rundes Vermögen, Häuser und Sparkassenkonten zu vermachen, wir aber denken größer und männlicher von euch, indem wir euch durch uns selbst das Erbe einer unbeugsamen und kämpferischen Seele, der Kampfes- und Tatenfreude übergeben, und wir zweifeln keinen Augenblick lang, daß wir auf solche Weise euch tausendmal Größeres geben.

Die Kraft der Seele, meine jungen Freunde, kommt aber aus dem Leiden, dem Erleiden und aus der Erkenntnis der Not. In der Not formt sich der Wille in den Herzen der Wenigen, und es darf heute, nachdem die innere Not überwunden, offen gesagt werden, wieviel wir den bitteren Ereignissen zu danken haben, die seit einem Menschenalter auf uns liegen. Wir alle sind Glieder einer Kette, einem gewaltigen Schicksal unterworfen, und dieses Schicksal wertet uns allein danach, wieweit wir es verstanden haben, uns mit ihm auseinanderzusetzen und ihm den Stempel unseres Willens aufzudrücken. Not lehrt beten, heißt es, aber Not lehrt auch besinnen und gestalten.

Dieses neue Deutschland ist ein Land, das sich mit Stolz auf die Not beruft, die ihm Besinnung, Tatkraft und Männer schenkte, und seine Größe wird danach gemessen werden, wie eng es sich in jeder Stunde mit seinen besten Söhnen verbunden weiß, die sich der Not unterwarfen und aus ihr den Glauben an die Zukunft, den Willen zum Kampf um diese Zukunft und das heilige Feuer der Tat gewannen. Dies neue Deutschland wird groß und wahrhaftig sein, wenn seine Seele von der Wahrheit erfüllt ist, daß ein jeder, der irgendwo und irgendwann für Deutschland kämpfte, litt und starb, zu ihm gehört als sein teuerster Besitz, denn wer sich loszugesagen würde von den Opfern, der würde sich loszugesagen von der Seele.

Zum zweiten aber sage ich euch diesen Satz: Es gibt keinen Sieg, der nicht zugleich Anfang des neuen Kampfes wäre, und wäre die Feier des Sieges ein Abschluß und ein Ausruhen, so wäre der Kampf

vergeblich gewesen. Ihr sollt darum, so sehr eure Augen erfüllt werden von dem Geschauten und Geschaffenen, mehr noch euch ergreifen lassen von dem Zukünftigen, dem wir zustreben, ihr sollt von uns Älteren, die wir für euch gekämpft und gewirkt haben, nicht das Erreichte hinnehmen als unser Erbe, sondern ihr sollt als ungleich größeres Vermächtnis von uns empfangen den Willen, für diejenigen zu wirken, die dermaleinst nach euch kommen werden. Denn dies ist der deutschen Seele Geheimnis, daß sie ihre Kraft niemals allein dem Gegenwärtigen schenkt, sondern viel mehr dem Zukünftigen. Die deutsche Seele liebt die Gestaltung mehr als die Vollendung, den Weg zum Ziel mehr als das Ziel selbst, mit einem Wort, der Kampf ist ihr heiliger als der Sieg.

Wenn ihr dies genau bedenkt und in euch aufnehmt, mit der rückhaltlosen Bereitschaft zu einem Leben des Einsatzes, des Kampfes, des unablässigen Mühens, nicht um ein irdisches Glück, das ihr als Lohn eures Strebens zu verdienen glaubt, sondern als treue Diener an der deutschen Seele und ihrer Gestaltung, so werdet ihr finden, daß keine Not, kein Schicksalsschlag und kein Zweifel euch jemals beirren können. Dann wird die Not auch euch, wie es bei uns in einem Menschenalter der härtesten Kämpfe geschah, eine Quelle der Besinnung und ein Sporn zur Tat werden. Sie wird euch furchtlos und treu machen, und ihr werdet den Zweifel nicht zu scheuen brauchen, der keinem Menschen erspart bleibt.

Denn dies ist der dritte Satz, den ich euch sage: Die Treue ist das höchste Gut der deutschen Seele und ihre Vollendung. Es ist nicht jeder berufen, Großes zu schaffen für sein Vaterland. Aber das ewige Schicksal mißt uns nicht nach dem Umfang unserer Taten, sondern nach der Gesinnung, aus der sie entstanden, und nach dem Willen, den wir aufwandten, um unsere Pflicht zu erfüllen. Das heißt aber nichts anderes, als daß der Maßstab unseres Lebens in der Treue liegt, mit der wir an unserem Vaterland hängen, und es heißt ebenso, daß die Treue das Licht ist, das den einzelnen in die Gemeinschaft führt. Die Treue ist die letzte und höchste Stufe, die unsere Seele auf ihrem Weg erreicht, und wer sie erworben, der hat vor dem Schicksal bestanden.

Dies, ihr lieben jungen Freunde, sind die drei Sätze, die ich euch im Angesicht dieser Berge sage, die als schweigende und majestätische Zeugen des ewigen Deutschlands vor euch stehen — es sind die Sätze von der lehreichen Gärte der Not, vom Kampf, der größer ist als

der Sieg, und von der Treue, die uns vor dem Schicksal bestehen läßt. Wer so sein Vaterland liebt, dem wird es zum heiligsten Besitz und zum Urquell allen Fühlens und Handelns, mögen auch Erdteile ihn davon trennen.

## Patrouille Ravenstein

Erhard Wittel

Ravenstein liegt oben unterm Dach und wartet.

Die Minuten vergehen, beim Schangel wird es ruhig. Soll er noch einmal schießen lassen? fragt sich der Oberleutnant. Überall werden sie jetzt Posten aufgestellt haben, werden das Gelände beobachten lassen. Wenn der Schangel erkennt, daß die Deutschen in der Ferne sind, wird er sie angreifen, und dann ist es aus.

Ravenstein ruft halblaut hinunter: „Kein Schuß darf fallen! Kein Kopf darf zu sehen sein!“

Der Unteroffizier unten gibt den Befehl weiter.

Im Walde ist nun völlige Ruhe.

Was wird der Schangel tun?

Im Hof jault der Hund immer noch. Holmsen in der Gesindestube erträgt es nicht länger; er blickt um sich, nimmt einen eisernen Topf von einem Saken, geht zur Tür der Stube, holt mit erbittertem Gesicht aus und wirft ihn nach dem Köter. Der Topf prallt gegen einen Stein. Der Hund springt zur Seite und ist plötzlich still.

Doch die Füsilierere knurren. Sie sind alle erschrocken. Selbst Holmsen war zusammengefahren, denn es war wie ein Gewehrschuß gewesen, als das Eisen auf den Stein schlug. Als sie sich wieder dem Walde zuwenden, da setzt ihnen allen der Herzschlag aus, sie beugen sich vor und starren nach vorn, ihre Augen werden groß und größer, sie fahren sich mit der Hand über die Stirn, aber der Anblick bleibt, sie glauben zu träumen, aber es ist heller Tag — sie denken nicht mehr an zu Hause, an Frau und Kind, an die Kameraden, die ruhig hinter dem Bahndamm bei Coincy liegen und in Fleischbüchsen herumstochern ...

Sie trinken mit den Augen in sich hinein, was sie erblickten, sie schlucken, sie knirschen mit den Zähnen, sie halten sich an den Wänden, an den Fensterbänken fest.

Dieses Bild werden sie nicht vergessen, und wenn sie hundert Jahre alt werden.

Der Waldbrand ist lebendig geworden, der Waldbrand bewegt sich auf sie zu ... Aus dem Gehölz tritt eine lange, lange Schützenkette. Sie hebt sich noch schlecht von dem dunklen Hintergrunde ab, aber sie kommt näher und näher.

Mit knapp zwei Meter Zwischenraum zwischen jedem Mann zieht der Schangel heran, in breit auseinandergezogener Linie. Sie haben braune Uniformen an, und die fünfzehn Füsilierere wundern sich noch nicht darüber. Es ist ihnen noch gar nicht aufgefallen.

Die Kette kommt auf sie zu, der rechte Flügel geht geradeswegs auf die Ferme zu, Mitte und linker Flügel sind weiter entfernt, ihre Marschrichtung führt sie an dem Hofe vorbei.

Und nun kommt eine zweite Welle aus dem Walde heraus. Sie gehen im Schritt wie die Leute in der ersten Welle, ganz langsam. Jede der beiden Reihen ist gut dreihundert Mann stark.

Drei Schritte vor der Front gehen einzelne Männer mit gezogenem Degen. Das sind die Offiziere.

Und nun wird den fünfzehn in der Ferme klar: die Schützen sind Neger. Da kommt schon die dritte Welle aus dem Wald heraus. Sie ist noch dichter als die beiden ersten.

Sie kommen näher und näher. Den Männern auf dem Bauernhof treten die Augen aus den Höhlen. Sie atmen das Bild in sich ein, sie nehmen die Gefahr in sich auf, aber schon kommt das Gefühl des Jägers über sie, der auf dem Anstand steht und den Bock durch das Unterholz heranziehen hört.

Kommt nur, immer kommt nur ... näher, noch viel näher müßt ihr kommen ... drei dicke Wellen, wir werden uns wehren ... Neger! Kohlrabenschwarze Neger! denken sie. Was haben Neger hier zu suchen? Kämpfen wir gegen Neger? Die geben keinen Pardon, heißt es. Wer will denn hier Pardon! Das können wir auch, keinen Pardon geben. Können wir schon lange.

Die Gesichter der fünfzehn sind grau vor Wut, vor Erbitterung, vor Schießlust.

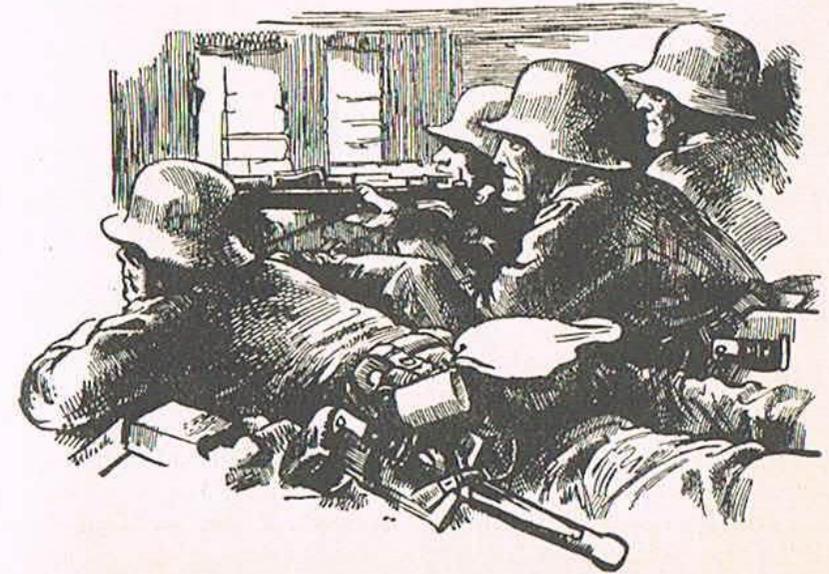
Das ist noch mal ein Ziel, verflucht noch mal. Vielleicht machen die Sackfleisch aus uns, aber erst kommen wir dran, erst wir. Erst schießen wir. Fabelhaft die Offiziere! Die Offiziere sind Weiße! Sie gehen voran, sie halten damit die Reihen in Schach, sie wollen, daß der Rückzug in Ruhe und Ordnung vor sich geht. Sie räumen den Wald! Zwei Serien MG-Schüsse in den Rücken, und sechs, achthundert Neger räumen die Stellung. Das Bataillon Steinmetz braucht nicht

anzugreifen, keinen Mann Verlust werden sie haben — und das haben wir geschafft, unsere Patrouille ... Sie kommen immer näher. Drei dicke Wellen Schwarze, eine Welle hinter der anderen. Sie gehen langsam, sie wissen nicht, wo der Boche liegt. Sie sind bereit, sich hinzuwerfen, sich vorzuarbeiten ... sie haben das Bajonett auf-gepflanzt, sechshundert, achthundert Bajonette blitzen in der Sonne. Die schwarzen Gesichter sind wie Kohlenflecke über den Uniformen.

Die Hände der fünfzehn Steinmetz-Füsilierere umklammern die Gewehre, und die Augen starren.

Los, zum Donnerwetter! Warum schießt der Kavenstein nicht! Der will wohl warten, bis wir sie einzeln aufspießen können ... das sind doch nur noch knapp zweihundert Meter ... keine Ahnung haben sie, wo wir stecken, keinen Schimmer ... sonst würden sie hier nicht so im Paradeschritt vorbeiziehen ... wir sollen wohl noch die Hand an den Helm legen, was ... Gewehrlage gut, aber der Kaffer Umba Wumba latscht nach. Drei Tage ins Loch der Umba Wumba, zehn Tage lang keine Zeuschrecken mehr aufs Brot, dann wird dem Umba Wumba das Nachlatschen vergehen ...

Sie fassen nach der Anare, die Patronen liegen aufgehäuft vor ihnen, griffbereit, die MG-Schützen lauern, die Hand am Hebel ...



Schießen, nur schießen ... Sie halten nur mit Mühe den Finger zurück, der am Abzug liegt, sie sagen es sich leise vor, jeder für sich: Warten, warten ... immer noch näher, noch näher ...

Da hören sie den Oberleutnant hinter sich. Seine Stimme ist heiser.

Was ist los? Nicht schießen, bis er schießt? Auf keinen Fall? Wissen wir doch, Herr. Was wollen Sie denn hier? Gehen Sie an Ihre Bodenluke, Herr! Sind wir Rücken? Befehl ist Befehl, wissen wir genau, da können Herr Oberleutnant sich fest auf verlassen. Wir können warten, bis die Feuersalamander da an unsere Gewehrmündung tippen wollen, Herr ...

Aber so sicher sind sie nicht, wie sie tun. Es hätte nicht viel gefehlt, daß dem einen oder dem anderen der Finger am Drücker doch abgerutscht wäre. Sie nehmen ihn fort, sie umklammern den Gewehrkolben mit der Faust. Ruhe, Ruhe, Ruhe ...! Gut, daß der Oberleutnant da war.

Ravenstein ist die Treppe hinuntergerast, als die erste Welle auf zweihundert Meter heran war, hat noch einmal allen eingeschärft: ja nicht schießen, bevor er geschossen habe. Als er sich wieder an seine Luke wirft, ist die vorderste Kette der Schwarzen auf fünfzig Meter heran.

Da wird ein Offizier unruhig. Die Ferme ist ihm nun wohl endlich doch verdächtig. Hat er etwas gesehen? Oder will er sich nur den Mantel holen, der im Flur auf dem Stuhl liegt?

Kann sein. Wird wohl seinen Mantel holen wollen ...

Lassen Sie das lieber nach, Herr ... Kann Sie mehr als einen Mantel, kann Sie einen Kopf kosten, Herr ...

Aber den fünfzehn rosten nun langsam doch die Wige ein. Da kommt ein einzelner Mann, er kommt angelaufen und will seinen Mantel wiederhaben. Er will nichts Böses, will nur sein Eigentum wieder.

Dreißig Meter hat er noch bis zum Tor. Er läuft schnell, in langen Schritten.

Zwanzig Meter, man sieht seine Augen schon ganz deutlich, siebzehn Meter, dreiz ...

Peng!

Ein Feuerstrahl aus der Dachluke, ein weißer Mann wirft beide Arme hoch, taumelt ...

„Feuer!“ brüllt Ravenstein über die Ferme. Knapp dreißig Meter ist die erste Welle nur noch entfernt.

Da rattern die beiden Maschinengewehre, die Füsilier schießen, schießen, schießen, die beiden Maschinengewehre, vorher sorgfältig geprüft, rasseln monoton, trocken ihre Trommelwirbel herunter ... tata tata tata ... tata tata tata ... tata tata tata ... tata tata tata ... Keine Ladehemmung, keine einzige Ladehemmung, und die beiden Schützen am Gewehr liegen eiskalt, mit einer bohrenden Nordluft im Gehirn ... Das haben wir euch doch gesagt. Das haben wir euch doch gesagt. Warum kommt ihr auch so nahe heran!

Und die Füsilier legen an, zielen, drücken ab, laden, zielen, laden, zielen, sie haben die Patronen vor sich her geworfen, es gibt keinen Aufenthalt, sie sind wie Maschinen, der Steckkontakt ist angeschlossen, sie sind nicht zu halten ...

Nur ganz weit hinten im Gehirn ist der Gedanke an Verteidigung. An Mut. An Tod.

Sie sind Raubtiere, die zupacken, die beißen, die Knochen zerknacken ...

Die beiden Maschinengewehre haben den rechten Flügel der ersten Welle mit zweimaligem Hin- und Herschwenken des Laufes erfaßt, und die schwarzen Menschen winden sich brüllend auf der Erde. Etwas höher den Lauf, wenige Strich höher nur ... und die zweite Welle ... und nun die dritte Welle ... Und bevor die Neger überhaupt begriffen haben, was geschieht, ist der ganze rechte Flügel zusammengesackt, zusammengeschossen, sie haben gar keine Zeit gehabt, sich hinzuwerfen, in Deckung zu gehen, kaum Zeit gehabt, ihr Entsetzen hinauszuschreien. Und nun geht es weiter nach rechts hinüber, nach der Mitte der Schützenkette zu ...

Doch dort haben sie die Erstarrung des ersten Todesschreckens überwunden, sie haben die Verluste auf dem rechten Flügel angesehen, die Offiziere gellen ihre Befehle, aber es ist schon zu spät.

Mit aufgerissenem Munde stieben die Neger davon, schreiend, tobend, Wahnsinn im Herzen, sie lassen die Maschinengewehre fallen, lassen die Gewehre los, sie werfen Tornister, Koppel, Schanzzeug, alles, was sie haben, fort, sie verlieren Stahlhelme und Gasmasken und lassen es liegen, mit erhobenen Armen stürzen sie über den deckungslosen Wiesengrund davon, sie werfen auch die langen, breiten Messer fort, mit denen sie im Nahkampf zu fechten pflegen, sie haben nur einen Gedanken: fort! fort! fort! fort!

Es quillt in dichten Massen, in Haufen an der Ferme vorbei, sie streben in der Angst zueinander, als könne einer den anderen schützen,

wie Tiere im Regen drängen sie sich in Herden zusammen, und dann mähen die Maschinengewehre, und sie taumeln und torkeln, brechen zusammen und winden sich auf der Erde.

Sie werden im Fliehen von den beiden Maschinengewehren erfaßt, sie denken nicht daran, sich hinzuwerfen und Deckung zu suchen, sie rasen nur aus der Nähe der Gebäude fort und werden doch von den Geschossen eingeholt, sie reißen den linken Flügel in die Panik hinein.

Die Geschosse der MG.s haben auch die weidenden Kühe nicht verschont. Mit vorgestrecktem Hals und erhobenem Schwanz rasen die Tiere durcheinander, stoßen zusammen, prallen auf fliehende Neger, überrennen sie, brüllend und um sich schlagend liegen einige am Boden, die Pferdeherde ist aus der Umzäunung ausgebrochen und galoppiert in prasselnder Jagd davon.

Viele Neger laufen, sinnlos vor Angst, auf dreißig, vierzig Meter an der Ferme vorbei, und die fünfzehn Feldgrauen zielen und schießen und laden.

Die khakibraunen Gestalten taumeln zur Erde, gruppenweise von den Maschinengewehren, einzeln von den Schützen erfaßt, aber immer noch sind Neger da, die laufen können, die brüllen und die Arme hochwerfen können ... schießt, schießt, bis die Anare glüht ... Und die fünfzehn Steinmetz-Füsilier schießen, bis kein Neger mehr zu sehen ist, bis die Gewehrläufe glühend werden, bis nur noch Tote und Verwundete auf dem Felde liegen.

Hurra! brüllen die fünfzehn in der Ferme, hurra! hurra! Der Rausch des Sieges, des Schießens, des Tötens ist über sie gekommen. Ihr lauft, und wir schießen ... Zerhacken hättet ihr uns können, mit bloßen Händen erwürgen, tottreten, so viele seid ihr, aber ihr lauft, und wir schießen.

Schließlich aber ist niemand mehr da, kein Feind, kein Neger. Erschöpft hören sie auf. Sie setzen die Gewehre ab. Die Anspannung läßt nach. Die Nerven beruhigen sich.

Ravenstein brüllt in den Hof hinab: „Kein Mann läßt sich sehen, keiner verläßt die Ferme!“ Und bleibt oben an seiner Dachluke liegen und starrt wieder durch das Glas, sieht den Negern nach und sucht auch den Waldrand ab.

Einige hundert sind immer noch entkommen. Dort drüben fliehen sie. Wenn sie sich sammeln, reicht es immer noch für uns. Dann kommen wir dran.

Aber sie haben wohl genug für heute.

(Ein Nachbarregiment nahm die Reste des Negerbataillons, die sich auf Plaisance zurückgezogen hatten, am Abend gefangen. Es waren immer noch über dreihundert Mann.)

Ravenstein beobachtet weiter den Waldbrand. Und da — ja, nun muß auch Oberleutnant Ravenstein schlucken. Und er faßt sich ans Herz. Denn dort treten neue Schützenwellen heraus — graue Uniformen, runde Stahlhelme. Es ist sein Bataillon. Die Batterie hat die der Ferme abgewandte Seite des Waldes mit gründlichem, systematischem Dauerfeuer belegt, immer den Waldbrand auf und ab. Das Bataillon hatte bemerkt, wie der Schangel den Wald räumte, und war sofort nachgestoßen.

Eben treten sie aus dem Walde.

Der Oberleutnant springt auf (auch er hat aus der Bodenluke geschossen wie eine Maschine. Und er ist bekannt als Scharfschütze). Er läuft die Treppe hinunter in den Hof, er ruft seine Leute, und sie kommen heran, mit schweren Gliedern und eckigen, langsamen Bewegungen, wie Schlaftrunkene, die schlecht geträumt haben und nun unsicher im Sonnenlicht gehen. Sie sammeln sich benommen um ihn, sie wanken, ihr Gehirn ist leer, und er geht von einem zum andern, er drückt jedem die Hand, zweimal, dreimal, er hat glänzende, ganz große Augen, und er sagt nichts als immer nur: „Kerls! Kerls!...“

Aber dann auf einmal reißt er sich zusammen, unterdrückt seine große Erregung und sagt:

„Kameraden, ihr wißt es alle: wenn nur einer versagt hätte, wenn nur einer zu früh geschossen hätte, dann stünden wir nicht mehr hier. Wir können stolz sein. Wir alle. Vom Ersten bis zum Letzten.“

Langsam kommt auch in die Augen der fünfzehn Füsilier ein leuchtendes Feuer.

Dann gehen sie, als sei weiter nichts geschehen, dem Bataillon entgegen. Die Ankommenden sind sehr erstaunt, so weit vorn deutsche Soldaten zu finden. Aber die fünfzehn reden nicht viel. Und Ravenstein schon lange nicht. Neger sind Menschen wie wir. Sie werden diese fürchterlichen Minuten mit wilden Träumen bezahlen. Sie werden so lange nicht davon sprechen, bis es nicht mehr anders geht. Bis sie es loswerden müssen. Und vom ersten Bataillon wird manch einer erst dann, wenn er diese Zeilen gelesen hat, erkennen, warum es damals am 31. März auf einmal so leicht vorwärts ging.

Und vielleicht hat die Patrouille Ravenstein auch ihm das Leben gerettet.

Dreimal hat Mutter Driesch Abschied genommen, und jedesmal stand irgendwo unsichtbar der dunkle Tod hinter der Tür, die sie fest schloß, wenn wieder einer ihrer Söhne ins Feld zog. Sie barg ihr Runzelgesicht in das rauhe Handtuch, das gleich zwischen Tür und Herd hing, und lauschte den Schritten, welche draußen über das Pflaster stapften und verflangen. Dann wischte sie wie unwillig noch einmal über die Augen, senkte den grauen Kopf, der schon gern müde geworden wäre, um einen Schatten tiefer und begann — Holz zu spalten für morgen. Sie lockte die Hühner, fütterte Kuh und Ziege, ging in den Keller, die Kartoffeln für die Aussaat zu sortieren oder sie einzufellern, je nach Jahreszeit und Notwendigkeit.

Eine Viertelstunde später trug dann die Eisenbahn den Sohn, diesmal den vierten, nahe unter ihrem Hause vorbei: nach Berlin, nach Frankfurt, nach Offenbach — sie weiß es nicht einmal, und es ist auch gleich, das Hier und Dort! Denn allemal kommt hinterher Frankreich und Rußland, Italien, die Türkei — mehr weiß sie schon nicht. Solch ferne Namen hat sie in ihrem Leben nie lernen brauchen. —

So weit haben ihre beiden ersten, die ältesten Söhne, fahren müssen, um den Tod zu haben. Der älteste liegt in Frankreich, der zweite in Rußland. Gott wird sie wissen, betet sie in der Nacht, wenn sie ihr Herz verlieren könnte vor Jammer um die beiden. Aber den dritten fandte sie hinterher und nun den vierten.

Bei dem wurde ihr das Wort doch fast zu schwer. Weinen hat sie nicht wollen, dazu ist in der Nacht noch Zeit. So hat sie ihm nur ganz kurz, ohne ein Sterbenswörtlein, sein Kreuz auf Stirn und Mund und Herz geschrieben, darauf sich selber, und hat ihn aus der Tür geschoben. Hätte er sich umgesehen, nicht einen Wink würde er mehr bekommen haben. Aber er sah sich nicht um. Niemals!

An die Arbeit ist die Mutter gegangen. Fast litt sie's nicht, daß Karl, der Jüngste, der mit dem Bruder zum Zuge ging, mit Hand anlegte. Dann rattert der Zug vorbei. Mutter Driesch arbeitet. Ihre rauhen Hände stürzen an den Säcken, schütteln, müssen mehr tun denn schaffen. Aber heimlich, tief im Innern, lauscht ein bebend Herz und schlägt im Takt der Lokomotive, die den vierten Sohn fort von ihrem Herzen trägt. Und ihr Auge sucht den fünften, den letzten. Ein Kind sieht sie in ihm. Er ist auch nicht mehr ...

Der Winter kommt. Mit eisiger Kälte deckt er die Welt zu. Aber der Tod geht unbehindert seine Wege. Meldungen kommen. Tränen werden geweint. Mutter Driesch wundert sich. Ihre Söhne schreiben, daß es ihnen gut geht. Sie hat sich fast ans Sterben gewöhnt. Aber der Winter geht hin.

Karl hilft arbeiten, sorgen. Er sieht die Mutter eisgrau werden. Ihre Hände zerschumpfen, ihr Gesicht zerfurcht sich. Ihre Augen sind wie Lichter, die vom Leben selber zu zehren beginnen. Sie arbeitet weiter. Im Dorf sagen sie, daß sie kein Fühlen hätte. „Nicht einen Tag ließ sie von der Arbeit, ob ihre Söhne gingen oder starben. Und die Burschen sind ihr gleich.“ —

Dann muß auch Karl fort. Zur letzten Mahlzeit sitzt er mit der Mutter am Tisch. Er hat es schwerer als die Brüder in ihrer Stunde. Er läßt der Mutter keinen mehr zum Trost zurück. Was wird sie tun, wenn sie die Tür hinter ihm zuschiebt? Arbeiten?

Da steht sie plötzlich vom Tisch auf. „Ich habe noch etwas für dich zu besorgen, fast hätte ich es vergessen!“ Fort ist sie, aus dem Haus. Er weiß, sie wird erst kommen, wenn's Zeit ist. Es fängt schon an. Sie hat es auch zu schwer gehabt. Da kommt ihm ein Gedanke. Heran! Schnell! — Und als gälte es, der Mutter Leben zu retten, beginnt er, das Brunnenrinnsal aus dem Trog ins Haus zu leiten. Zu wirft er die Menge unter Kuh und Ziege, daß die Mutter erbosen wird. Den lustigen kleinen Ferkeln öffnet er den Zwinger, daß sie munter dreinlaufen werden. Hundert Dinge findet er, die sich lösen, hundert, die sich knüpfen lassen.

Dann ist es Zeit. Schon harren die Kameraden draußen. Da, eilends ist die Mutter in der Tür. „Karl!“ und schon braust der Brunnenüberfluß in Küche und Stallung, die Tiere blöken und brummen, die Ferkel tummeln sich in der schönen Flut, die ihnen eigens an diesem Tag geschenkt wird. Es ist ein einziger Aufbruch im Haus. Mutter Driesch muß retten — retten ...

„Ich hab's ihr erspart, es wäre doch zu schwer gewesen!“ bekennt Karl seinen Kameraden, während sie weit in die dunkle Ferne hinausfahren.

In der Nacht aber sucht Mutter Driesch ihre Söhne. Weit muß ihr Herz wandern. Millionen Mütter begegnen ihr. Das Vaterland muß etwas sehr Teures sein, daß die Menschen soviel darum leiden können. Früher hat sie das nicht gewußt.

Mutter Ostpreußen! Einsame, am Brückenkopf Deutschlands,  
Abseits den Schwestern, den sicher geborgenen, wohnend,  
über alles von deinen Kindern geliebte,  
Sag, was wissen die andern, Mutter, von dir?

Linkisch erscheinst du und plump den gewandten Geschwistern,  
Weil du rundlich und warm, wie sich's für Mütter gehört.  
Spöttisch sehn sie dein Kleid, das ländliche, selber gewebte,  
Grün wie Wiesen am Saß, und dein blühendes Apfelgesicht,  
Sehn verwundert darüber auf deinem glänzenden Scheitel  
Mächtiger Jöpfe roggenblondes Geschlecht.

Geimlich lachen sie dann zu deiner behaglichen Rede,  
Und böotisch klingen ihnen dein uraltes Platt.

Doch für uns gibt es keine, dir an Schönheit vergleichbar,  
Klingt so lieblich uns nichts als deine Worte ins Herz.  
Denn mit ihnen, o Mutter, hast du uns gestreichelt,  
Kieffst aus dem Kinderteich du lockend die Seelchen zu dir.  
„Trautsterche, Duche, wo bist du? Putthänncke, Putthoandke,  
Komm min Schoapke to mi! Schusche, Patrusche, schloap, schloap!“

Ach, und wer singt wie du, du allezeit fleißige,  
Deren Spinnrad noch schnurrt, deren Webstuhl noch flappzt?  
Längst verklungen wie sie, sind über der Weichsel drüben  
Weise und Worte des Lieds, das dir allein noch vertraut.  
Nur vielleicht an der See, auf der Werft in den Poldern Ostfrieslands  
Klingt in die stürmische Nacht von greisen Lippen solch Lied.  
Nur im verschneiten Gebirg, hoch in den Tälern der Tauern  
Flüstert die Ahne zur Nacht über die Wiege es hin.

Lerchenfröhliche du, zum Lachen und Jörn gleich Rasche,  
Jener kennt dich nicht, der dich nicht schelten gehört  
Zwischen den Körben am Markt, auf dem schwankenden Bootssteg,  
Auf der Bleiche am Jaun oder am prasselnden Herd.  
Sei, wie flink geht dein Mund, wer kann dir sich vergleichen  
Zwischen Oder und Rhein, gilt es mit treffendem Witz,  
Derb wie die Niederung ihn liebt, den Gegner zu schlagen,  
Bis im Gelächter der Groll auch des Betroffenen verfliegt.

Doch wie tischst du ihm auf, ihn erst ganz zu versöhnen,  
Rehrt er wieder als Gast in dein wohnliches Haus.  
„Nahwer, was bringen Sie Guts? Nehmen Sie freundlich vorlieb.  
Beetenbartsch gab es heute, soll ich ein Tellerchen wärmen?  
Oder wie wär's, wenn wir zwei den frischen Fladen versuchen?  
Schön nach Kordemon schmeckt er, wie sich's gehört.  
So ein Täschchen Kaffee dazu mit Schmand und ordentlich Zucker,  
Das hält Leib und Seel zusammen und wärmt.  
Hab' auch schön heut eingekachelt, denn draußen  
Graupelt der Schlackerfahne — paßt auf, wir stienen noch ein!  
Brütet im Garten denn nicht der blaue Vogel aus Schweden,  
Der bloß kommt, wenn um Lichtmeß die Ostsee befriziert?“ —

Und dann kramst du ihn aus, den sorgsam bewahrten  
Schatz, den aus Urväterzeit du wie ein Heiligtum hegst.  
Uberglauben nennen sie ihn, die Jungen und Klugen,  
Die an Flugzeug und Auto heften den Fetisch so gern.  
Mühsam lernen sie wieder, was Möwe und Wildgans sie lehren,  
Ewiger Zeichen Sinn, die dir immer vertraut.

Denn du deutest es, Mutter, aus deinem liebenden Herzen,  
Kündet aus Flut und Gewölk kommendes Unheil sich an.  
Krieg und Notzeit, du hast sie gefühlt, als fröhlich und feierend  
Noch deiner Kinder Schwarm sorglos beim Fest sich vergnügt.  
Aber du zählst auch die Knospen der frostgetroffenen Bäume,  
Aus den Tiefen der See lockst du die Fische ins Netz.  
Siehst wie ein Wasser das Korn, das tausendfältige, schälen,  
Wenn im verschneiten Weg Kutscher und Schlitten versinkt.

Keins von uns ist so hoch, Mutter, und Feins so geringe,  
Daß du sein Kommen und Gehen nicht abträumst und ahnend umsorgst.  
Treulich hütetest du schon den eben Gebornen,  
Daß kein Untererdchen ihn vor der Taufe vertauscht.  
Weiß wie der Schnee, der ihn wusch, und groß vom ostrigen Regen,  
Stark wie ein Baum — so zeigst du den Forscher, den Sohn,  
In der Silvesternacht beim Schreien und Rasseln der Stürzen,  
Dem Mariellchen am Jaun, das frierend im Garten  
Wartet, von wo ein Hund bellt — und vor dem blühenden Vorspud  
Kreischend davonläuft, als wäre es Bahre und Licht.

Denn du meldest den Tod mit hundert Zeichen den Deinen,  
Daß sie bestellen ihr Haus und getrost sich bereiten,  
Heimzukehren zu dir, sanft schaukelnd im letzten Bette,  
Das in den reinlichen Tüchern, den truhnenbewahrten,  
Zu dir hinunterschwankt.

Die anderen aber  
Kehren nach Haus, und du trockenst schmeichelnd die Tränen,  
Trägst ihnen auf zum Jarm, was Küche und Keller nur hergibt.  
Tröstest und nötigst zum Essen, und preigest den Toten,  
Schlägst die Hände zusammen und singst. —

Da singen die Gäste  
Wieder lachend wie Kinder, deren Brüderchen wegging  
Mit der Tafel zur Schule.

Draußen im Nachtwind  
Rauschen die Birken am Weg, es rauschen die Linden  
Über dem Hügel im Feld und über Kränze und Kreuze:  
„Trautsterche, Duche, nu kamst du!

Schusche, Patrusche, schloap en!“ — —

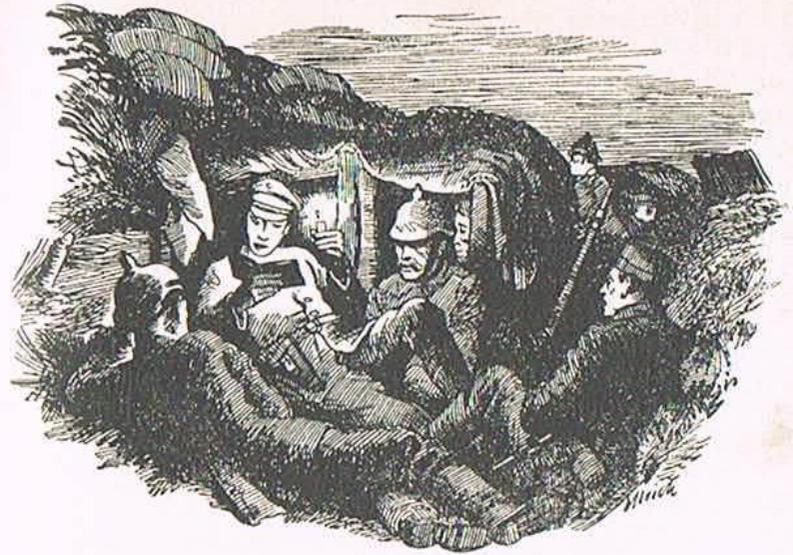
## Lied der Weberinnen

Kilian Koll

Leichten Sinn und frohen Fleiß  
Web' ich in mein Linnen weiß.  
Herz, nun schlag,  
Hochzeitstag!  
Slink, ihr Finger, fliegt herbei,  
Daß mein Brauthemd fertig sei!

Müde Hand und Kummer mein  
Web' ich in das Linnen fein.  
Mädchen blieb  
Ohne Lieb.  
Einsam Blut und frühes Leid —  
Webt' ich doch mein Sterbekleid!

Sachte Hand und sachter Gang,  
Leisen Lachens Silberklang.  
Bin nicht müd',  
Bäumchen blüht!  
Kreuz und Schlag und frommer Spruch:  
Für mein Kind ein Wiegentuch.



## Schützengrabenlektüre

Alfons Pegold, 1915

Bitte, schickt mir Grimms Märchen ins Feld!  
Wie seltsam mich diese Worte trafen.  
Es war mir, als würde der Krieg einschlafen  
Und Friede umsäumen die ganze Welt.

Und es erhob sich vor mir ein Bild:  
Ein Leutnant, umgeben von seinen Schützen,  
Vor sich des Schlachtfelds blutige Pfützen,  
Liegt hinter einem erdigen Schild.

Pause im Kampf, sturmüde der Feind.  
Die Leute im Graben rücken zusammen.  
Der Leutnant läßt eine Kerze aufflammen,  
Die ein beschmutztes Büchlein bescheint.

Grimms Märchen! Den Männern wird es weich  
Sinter den Wamsern und filzigen Bärten.  
Sie streifen im Geiste durch Wälder und Gärten  
Friedsam hinüber ins Kinderreich.

Es ist schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, der die Schüssel wieder wegtrug, die Neugier, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüssel in seine Kammer brachte. Als er die Tür sorgfältig verschlossen hatte, hob er den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Lust nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er ging und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die miteinander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Tiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fortkam und auf den vertrauten Diener, der überall Zutritt hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen und drohte ihm unter heftigen Scheltworten, wenn er bis morgen den Täter nicht zu nennen wüßte, so sollte er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld beteuerte, er ward mit keinem besseren Bescheid entlassen. In seiner Unruhe und Angst ging er hinab in den Hof und bedachte, wie er sich aus seiner Not helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Wasser friedlich nebeneinander und ruhten, sie putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute morgen all herumgewackelt wären und was für gutes Futter sie gefunden hätten; da sagte eine verdrießlich: „Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinuntergeschluckt.“ Da packte sie der Diener gleich

beim Tragen, trug sie in die Küche und sprach zum Koch: „Schlachte doch diese ab, sie ist wohlgenährt.“ — „Ja“, sagte der Koch und wog sie in der Hand, „die hat keine Mühe gescheut, sich zu mästen, und schon lange darauf gewartet, gebraten zu werden.“ Er schnitt ihr den Hals ab, und als sie ausgenommen ward, fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem König seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gutmachen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust, die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Als seine Bitte erfüllt war, machte er sich auf den Weg und kam eines Tages an einem Teich vorbei, wo er drei Fische bemerkte, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser schnappten. Obgleich man sagt, die Fische wären stumm, so vernahm er doch ihre Klage, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude, streckten die Köpfe heraus und riefen ihm zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten, daß du uns errettet hast.“ Er ritt weiter, und nach einem Weilschen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie ein Ameisenkönig klagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den ungeschickten Tieren vom Leib blieben! Da tritt mir das dumme Pferd mit seinen schweren Füßen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder!“ Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.“ Der Weg führte ihn in einen Wald, und da sah er einen Rabenvater und eine Rabenmutter, die standen bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel“, riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug und könnt euch selbst ernähren.“ Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen und schrien: „Wir hilflosen Kinder, wir sollen uns selbst ernähren und können noch nicht fliegen! Was bleibt uns übrig, als hier Hungers zu sterben!“ Da stieg der gute Jüngling ab, tötete das Pferd mit seinem Degen und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten.“

Er mußte jetzt seine eigenen Beine gebrauchen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen, und kam einer zu Pferde und machte bekannt, die Königstochter suche einen Gemahl; wer sich aber um sie bewerben wolle, der müsse eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt. Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben darangesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter sah, ward er von ihrer großen Schönheit so verblendet, daß er alle Gefahr vergaß, vor den König trat und sich als Freier meldete.

Als bald ward er hinaus ans Meer geführt und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen. Dann hieß ihn der König, diesen Ring aus dem Meeresgrund wieder hervorzuholen und fügte hinzu: „Wenn du ohne ihn wieder in die Höhe kommst, so wirst du immer aufs neue hinabgestürzt, bis du in den Wellen umkommst.“ Alle bedauerten den schönen Jüngling und ließen ihn dann einsam am Meer zurück. Er stand am Ufer und überlegte, was er wohl tun sollte, da sah er auf einmal drei Fische daherschwimmen, und es waren keine anderen als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittlere hielt eine Muschel im Mund, die er an den Strand zu den Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige und erwartete, daß er ihm den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er sollte zuvor eine zweite Aufgabe lösen. Sie ging hinab in den Garten und streute selbst zehn Säcke voll Hirse ins Gras. „Die muß Er morgen, ehe die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben“, sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen.“ Der Jüngling setzte sich in den Garten und dachte nach, wie es möglich wäre, die Aufgabe zu lösen, aber konnte nichts ersinnen, saß da ganz traurig und erwartete, bei Anbruch des Morgens zum Tode geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke alle wohlgefüllt nebeneinander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen tausend Ameisen in der Nacht angekommen, und die dankbaren Tiere hatten die Hirse mit großer Emsigkeit gelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen und sprach:

„Hat Er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll Er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis Er mir einen Apfel vom Baum des Lebens gebracht hat.“ Der Jüngling wußte nicht, wo der Baum des Lebens stand, er machte sich auf und wollte immer zugehen, solange ihn seine Beine trügen, aber er hatte keine Hoffnung, ihn zu finden. Als er schon durch drei Königreiche gewandert war und abends in einen Wald kam, setzte er sich unter einen Baum und wollte schlafen: da hörte er in den Ästen ein Geräusch, und ein goldener Apfel fiel in seine Hand. Zugleich flogen drei Raben zu ihm herab, setzten sich auf seine Knie und sagten: „Wir sind die drei jungen Raben, die du vom Jungertode errettet hast; als wir groß geworden waren und hörten, daß du den goldenen Apfel suchtest, so sind wir über das Meer geflogen bis ans Ende der Welt, wo der Baum des Lebens steht, und haben dir den Apfel geholt.“ Voll Freude machte sich der Jüngling auf den Heimweg und brachte der schönen Königstochter den goldenen Apfel, der nun keine Ausrede mehr übrigblieb. Sie teilten den Apfel des Lebens und aßen ihn zusammen: da ward ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt, und sie erreichten in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

## Der Goggolore

Otto Reuther

„Wie der Goggolore ins Butterfäselein tat und dem Herrn die Trübsal brachte.“

Vorderhalb der Ullerin an der Kirche war der Pfarrhof. Dort wohnte der Herr.

Der war gar stattlich von Leibsgestalt und gewaltig nach seiner Art. Drum ehrten ihn die Leute und trugen ihm zu, was sie Gutes hatten: frische Eier, Butter, Schinken, Fische und anderes mehr.

Und Margaret, die Magd, nahm in Empfang, was die Leute brachten. Dann kochte



und buk sie viel schmachhafte Speisen daraus, so daß des Herrn irdisch Teil wohl bestellt war und mit seines Leibes Stattlichkeit auch Ansehen und Ehre wuchsen.

Der Herr nun redete den Leuten heimlich ins Gewissen, daß sie den Sutzelmann verjagen sollten.

Beim Wirt beschimpfte er ihn und nannte ihn einen Seidengreuel und Unziefer, vom schwarzen Höllenteufel erzeugt.

Ja — eines Sonntags früh tobte und wetterte er gegen ihn sogar von der Kanzel.



Dafür tat ihm der des Abends Regenwürmer in die Suppe und eine dicke Ringelnatter ins Bett. Dann aber begann er im Pfarrhof zu poltern, daß es eine Art war.

Bald verfah sich der Herr keines Rates mehr.

Eines Abends ging er selbst zur Ullerin und befragte sie, weil er wußte, daß diese Erfahrung hatte im Umgang mit Geistern und Gespenstervolk.

Sie riet ihm, er solle Erbsen streuen am Fußboden in Stube und Kammer. Da würden die Sutzelmännlein ausgleiten und nimmer kommen. Und der Herr tat, was ihm die Trud geraten.

Aber der Goggolore ging nicht auf die Erbsen.

Sondern er sprach zum Herrn: „Herr! Erbsen hättest nicht streuen sollen! — Sättest nicht streuen sollen!“

In den nächsten Tagen war es still im Pfarrhof.

Fast schien's, als hätten die Erbsen das Männlein vergrämt, worüber sich der Herr erklecklich freute.

Bald darauf geschah es, daß ein schwäbischer Silberschmied vom Unterland her ins Dorf gefahren kam und seine Kostbarkeiten zum Kaufe bot.

Auch am Pfarrhof klopfte er. Die gute Margaret saß in der Küche auf der Ofenbank, hatte Wasser ins Spenzfäßlein getan und wollte eben anfangen, Butter auszurühren. Also schloß sie es schnell zu, öffnete dem Krämer die Türe und führte ihn zum Herrn in die Stube. Dort war bald ein lebhafter Handel im Gang um die herrlichen Leuchter, Rosenkränze und Silberschnallen, die er auf dem Tisch aus-

gebreitet hatte. Margaret schlug ein über das andere Mal die Hände über dem Kopf zusammen ob all der schimmernden Pracht, die sich da vor ihren Augen auftrat.

Keines von den dreien merkte, daß im Fenster unter einem blühenden Geranienstock eine fette Feldmaus saß und sie belauerte. Während sie nun gerade im Handeln und Feilschen waren, schlüpfte sie hinter dem Blumenstock hervor und huschte in die Küche.

Dort kletterte sie auf die Ofenbank zum Butterfäßlein, schüttelte den Pelz ab — und war der Goggolore. Der begann mit vielen Mühen den Deckel abzuschrauben.

Als ihm das gelungen war, stemmte er ihn zur Seite, setzte sich darauf und — mit Verlaub zu sagen — tat hinein.

Als er endlich damit fertig war, zog er den Deckel wieder darüber, schraubte ihn fest mit vielem Fleiße und begann nun zu buttern, als ob nichts geschehen wäre.

Unterdem kam die gute Margaret herein, verklärten Antlitzes, denn sie hatte ein neues Geschnür erstanden. Das trug sie in Händen.

Sagte der Goggolore: „Margaret! Was hast?“

Die gute Margaret fuhr aus ihren Träumen und rief: „Zeiliger Ulli! Jetzt ist der wieder im Haus!“

Mit unschuldsvoller Miene sprach der Goggolore: „Sag, Margaret! Was hast?“

Margaret glogzte ihn an und wußte nicht, was sie sagen sollte.

Sprach der Goggolore teilnahmsvoll: „Sag, Margaret! Hast was recht Schönes?“

Da sagte die gute Margaret langsam: „Ei ja, freilich hab' ich was Schönes gekauft! Einen Vorstecker han ich gekauft, einen ganz und gar silbrigen, und sieben Ellen Geschnürketten mit lauter Demantknöpflein dran. Da, sieh, wie schön es ist!“

Und sie zeigte es ihm.

Er aber arbeitete so fleißig am Butterfäßchen, daß ihm der Schweiß auf der Nase stand, und schnaufend vor Eifer keuchte er: „Ja, Margaret! Das ist wohl über die Massen schön! Insonderheit das mit den Demantknöpflein. Das mag dem Herrn ein Wohlgefallen werden. Und wenn dich des Mesners Bub sieht, nimmt er dich zum Weib, und du wirst Mesnerin! He, Margaret! Bedenk doch einmal!“

Da seufzte die gute Margaret aus ihres Herzens Grund und sprach: „Gott geb's!“ und strich zärtlich mit ihren Fingern über die gleißenden Kleinodien.

Während sie so miteinander plauderten, begann es im Fäßlein zu fluckern und zu kollern, als ein Zeichen, daß der Butter fertig sei. Wie Margaret das hörte, ging sie in die Speisekammer, holte eine Holzmolter, um den Butter dreinzulegen. Auch der dicke Sauskater kam aus dem Kamin heraus, weil er gern frischen Butter fraß. Während sie ihre Holzmolter mit Wasser einnetzte, stieg er schnurrend ums Fäßlein herum und wegte sich den Buckel an den Bankfüßen.

Dann gebot die Margaret dem Goggolore: „So, du! Jetzt hör auf! Das Fäßlein fluckeret stark. Ich vermein', daß der Butter fertig sei!"

Also hörte der Goggolore auf zu arbeiten und sah zu, was sie täte. Sie aber schraubte den Deckel ab und wollte eben hineingreifen, als ihr ein schmerzhaftes Gerüchlein in die Nase schlug. Entsetzt schaute sie ins Fäßlein und sah gar bald, daß anderes darinnen herumschwamm als der erhoffte Butter.

Der Goggolore aber sprang von der Bank herab, klammerte sich an den Schwanz des Katers, dazu bellte und kläffte er wie ein großer Hühnerhund, daß der Kater in Todesängsten über Kasten und Teller-rahmen wegraste.

Die gute Margaret begann zu schreien, als ob sie am Spieße steckte, griff nach dem Besen und schlug nach ihnen. Die aber fuhren wie der leibhaftige Gottseibeiuns durch den Kamin zum Dach hinaus.

Den Lärm vernahm der Herr in der Stube. Pustend und blasend kam er gesprungen, um zu sehen, was es gäbe. Wie er nun gewahr wurde, welche Untat geschehen war, geriet er außer sich ... denn je flammte in seiner Seele der Verdacht auf, das Sutzelmanndl habe ihm Küche und Keller behebt. In seiner Angst schalt er die Margaret gottserbärmlich.

Dann aber gereute es ihn, und er hub an, gewaltig zu klagen, so wie weiland Jeremias der Prophet und Wundermann seligerweis' im Alten Bund getan.

„Wehe!" rief er, „wehe!"  
Daß mein Auge hat sehen müssen den Tag des Verderbens,  
An dem hinsinkt die Freude meines Lebens!  
Denn siehe, Margaret! Dieser Schlechte  
Hat mir ins Butterfäßlein getan.  
Fluch hat er gebracht über Speiß' und Trank.  
Erfüllet hat er mit Unflat die Quelle der Süßigkeit  
Und der Lust meiner Seele.

Ach, daß ich dieses nicht gesehen hätte!  
Nun wird hinschwinden meines Leibes Wohlgestalt,  
Die ich sorglich gepflegt habe alle Stunden  
Mit sanftem Ei und Speck  
Und köstlich mildsamem Goldbutter.  
Der Schlechte aber hat mir ins Butterfäßlein getan,  
Und seines Unflates Stank  
Weichet nimmermehr  
Aus des Fäßlein liebreizend duftendem Kirschholze.  
Ach!"

Als die gute Margaret des Herrn gewaltige Klageweis' vernahm, da wurde ihr elend ums Gemüt, so daß sie anfang, herzlich zu weinen.  
Der Herr aber fuhr fort in milder Trauer:

„Ja, heule, Margaret, daß die Sonne aufgegangen ist über dem Tag,  
An welchem der sündigen Erde Ausgeburt  
Gewalt angetan hat der Würde deines Herrn.  
Siehe, Margaret! Nicht mehr wirst du braten können alle die Tage  
Zartrote Forellen  
Noch liebliche Fleischpfannseln,  
So des köstlichen Duftes voll sind  
Und reizend glitten über mein Zünglein  
Wie die himmlische Ambrosia  
Weiland dem Seidenkönig Zeus.  
Nie,  
Nie mehr  
Wirst du zarte jungfräuliche Glöcklein an den Spieß stecken  
Und beträufeln mit goldenem Butter,  
Auf daß sie würden  
Ein knusprig Labfal,  
Das meine Seele hüpfen machet und frohlocken allezeit.  
Margaret!  
Margaret!"

Als er so gesprochen hatte, war ihm ganz matt zumute. Die gute Margaret aber heulte jetzt so bitterlich, daß ihr die Tränen wie zwei Gießbächlein aus den Augen sprangen. Darüber wurde auch ihm weich ums Herz. Er setzte sich neben das Fäßlein auf die Bank und seufzte gewaltig.

Also saßen beide in großer Trauer. Neben ihnen aber stand das Fäßlein und stank.

Das kam dem Herrn mit einem Male in den Sinn. Er hielt mit dem Seufzen inne und sprach in schauerlichem Tone:

„Margaret! Schmeckest du nicht, daß das Fäßlein stinket?“

„Ach ja“, schluchzte die gute Margaret, „Herr, es stinket.“

Nun stieg dem Herrn die Galle hoch, und er sprach:

„Was hockest du hier und heulest?“

Nimm's und heb's hinweg!

Aus meinen Augen heb's hinweg!

Säng's an den Gartenzaun, damit der Wind den Unflat verwehet!“

So stand sie denn auf und trug's fort.

Der Herr aber stapfte grimmbigen Sinnes hinauf in die Schlafkammer und ging mit sich im Bett zu Kate, wie da endgültig abzuhehlen sei.

## Sternenglaube

Ina Seidel

Seltzam wirkt der Sterne Walten  
über unsren dunklen Wegen.  
Ihren schweigenden Gewalten  
Mußt du still ans Herz dich legen.

Mußt getrost in Schatten wandern,  
Wenn dein Glück sich stumm verschleiert,  
Und die Welt das Fest der andern  
Unbekümmert weiterfeiert.

Nach dem Takt der ew'gen Kunde  
Wandelt das Geschick im Tanze,  
Unbewußt ist dir die Stunde:  
Plötzlich liegt die Welt im Glanze.

Gott lenkt den Seemann, steuern muß er selber.

Auf einem Kossitter Fischerkahn

## Des Rätsels Lösung

Hermann Löns

Waldmann ist unter die Philosophen gegangen. Etwas Rätselhaftes ist in sein Leben getreten, etwas Mystisches, Unbegreifliches, Transzendentes.

Was mag das wohl sein, wovon morgens immer der Hof des Forsthauses eine so sonderbare Witterung hat? Die Katze ist es nicht, eine Katze auch nicht! Also: Was ist es?

Es gibt mehr Dinge zwischen dem Hundehause und der Belaufsgrenze, als eine Hundenasen verstehen kann. Das ist das Ergebnis der philosophischen Betrachtungen Waldmanns; ein Ergebnis, das ihm seine ganze Gemütsruhe genommen hat. Es ist ein Tier, aber ein unbekanntes Tier, das eine ganz andere Witterung hat als Fuchs und Dachs und Has' und Reh und Hirsch und Sau, und auch eine andere als Igel und Wühlratte und Wiesel und Eichkater.

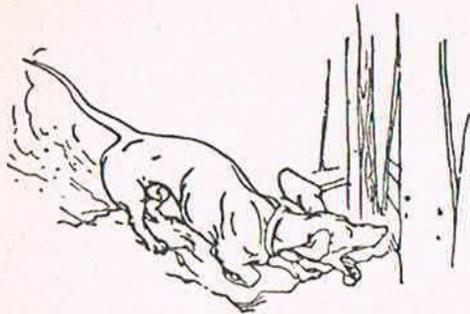
Es kommt nachts aus dem Schweinestalle und geht in den Torfschuppen. Manchmal bleibt es drei Tage aus, aber am vierten ist es wieder dagewesen. Einmal war es eine volle Woche fort, und Waldmann dachte kaum mehr daran. Dann auf einmal noch wieder der Wechsel zwischen Schweinestall und Torfhaus so stark danach, daß Waldmann wie toll hin und her lief, winselte und fragte und kläffte, bis der Segemeister fragte, ob er nicht ganz flug sei.

Wenn Waldmännchen mit seinem Herrn im Revier war, vergaß er die unerklärliche Witterung, draußen gab es immer so schrecklich viel zu schnüffeln und ab und zu auch etwas zu zausen; heute einen Fuchs, der die Kugel zu kurz bekommen hatte, und dann ein gelbes Tier, das Waldmann arbeiten mußte, weil Hirschmann, der sich den Vorderlauf vertreten hatte, zu Hause geblieben war. Das war ein großes Vergnügen, am Riemen auf der Kotfährte nachzuhängen, und ein noch größeres, das Stück zu Stande zu hetzen, und das größte, es an der Drossel zu schütteln, als es im Fangschuß zusammenbrach. Bei solcher hohen Arbeit vergaß Waldmann das unheimliche Wesen, das Nacht für Nacht auf dem Hofe umging.

Sobald er aber in die Nähe des Hauses kam, schoß ihm der Gedanke daran in den Sinn. Und wenn er noch so hungrig war, und die Frau Segemeisterin ihn auch noch so gut fütterte, so fuhr er doch zuerst auf den Schweinestall los, steckte seine Nase zwischen die Planken, fragte



und winselte, schnüffelte sich dann bis zum Torfshuppen hin, benahm sich da ebenso wie beim Schweinestalle und schlich schließlich mit nachdenklich gerunzelter Stirn und hängender Rute in das Haus, und



der Segemeister lachte und meinte: „Unser Waldmann hat den Kattenkoller. Wir wollen fallen aufstellen!“ Und am anderen Morgen schlug sich Waldmann in der Waschküche zwei dicke Katten um die Behänge, und dann schoss er wieder auf den Schweinestall los und fing an zu schnüffeln.

Eines Abends, als er auf der Sauschwarte vor dem Sessel saß, fuhr er wie wahnsinnig zur Tür, riß beinahe das Mädchen um, das mit dem Nachtmahl hereinkam, rannte in den Hof und kläffte und winselte an dem Torfshuppen herum, bis der Knecht mit der Laterne kam und ihn in den Schuppen hineinließ. Da schoss Waldmann nun hin und her, sprang an den Wänden hoch, kletterte über die Törse, schnauzte in alle Ecken hinein, bis er von dem Torfsmull einen Husten bekam, und zog schließlich, von dem Segemeister weidlich ausgelacht, vergrämt wieder ab. Mürrisch lag er während des Abendessens auf seiner Sauschwarte, und selbst der Todeschrei der Wurst, wie der Segemeister es nannte, wenn er der Mettwurst die Haut abriß, lockte ihn nicht an den Tisch.

Lacht mich nur aus, dachte er, wer zuletzt lacht, lacht am besten! Ich habe es deutlich vernommen, daß da etwas auf dem Hofe war, und es war nicht Müschen, die Katze, und eine Ratte war es auch nicht, und es war etwas, das ich nicht kenne, das ich noch nicht gewürgt habe. Wer weiß, ob es nicht ein ganz gefährliches Tier ist, ein Tier, das die Schweine fressen will oder den Torf. Ich muß aufpassen, daß es kein Unglück gibt. Herrchen ist ja der klügste Mensch, den ich kenne, aber gegen uns ist er doch ziemlich dumm, und seine Nase ist auch nicht besser als die anderer Menschen, sonst würde er es nicht aushalten, das Zeug zu rauchen, das ich für den Tod nicht ausstehen kann, und Apfelsinen zu essen und Bier zu trinken, Dinge, die jeder seinen Nase entsetzlich sind!

Als der Segemeister in das Bett wollte, sah er, daß Waldmann noch einmal nach dem Wetter sehen wollte, und er ließ ihn hinaus. Wieder ging das Zinundhergerenne und das Gewinsel los; und als sich der Segemeister zu dem Hunde hinunterbückte, um zu sehen, was er an dem Torfshuppen zu fragen habe, da sprang Waldmann an ihm empor, pfiß in den höchsten Tönen und stellte sich an, als hinge das Wohl und Wehe des ganzen Hauses davon ab, daß die Sache ihre Aufklärung erführe. Und der Segemeister ließ ihn in den Schuppen und half ihm oben auf die Törse; da lief Waldmann hin und her und machte einen Lärm wie eine ganze Meute, bis schließlich ein halbes Hundert Törse ins Kutschen kamen und mit dem Hunde dem Segemeister um die Beine polterten. Und da hieß es dann wieder: „Nun komm, Waldmann, und rege dich nicht um die albernen Katten auf!“ Als aber mitten in der Nacht Waldmann mit fürchterlichem Getöse aus dem Korbe schoss, vom Boden auf den Korbessel und von da gegen das Fenster sprang, da wurde es seinem Herrn denn doch etwas zu bunt, Waldmann bekam einen Pantoffel an den Hals und wurde in einer Weise angeschnarcht, die ihm durchaus nicht paßte.

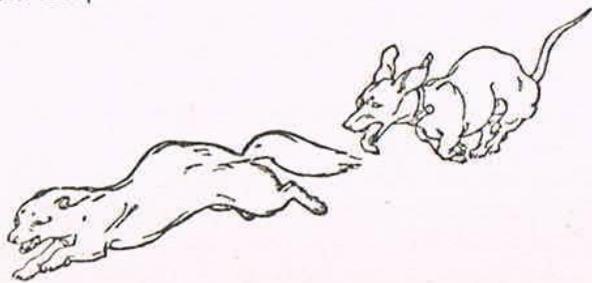
Deshalb muckte er denn auch den ganzen folgenden Tag; er ließ seine Milch stehen, ging seinem Herrn aus dem Wege und verkniff sich das Pfeifen und Wedeln, als er mit in den Wald durfte. Um ihn wieder zu verfühnen, schoss ihm sein Herr eine Eichkatze; aber anstatt sie mit großem Getöse abzuschütteln und mit Stumpf und Stiel zu verspeisen, wie er es sonst tat, beroch er sie kaum und ließ sie liegen, und der Segemeister schüttelte den Kopf, lachte und sagte nachher zu Hause: „Der Hund trägt es mir jetzt noch nach, daß ich ihm heute nacht den Pantoffel an den Kopf warf.“ Aber das hatte Waldmann nicht so übel genommen wie das Anschnauzen, und vor allem hatte ihn der Ausdruck „Kartoffelkopf“ tief gekränkt. So wedelte er beim Abendbrot noch nicht einmal, als ihm eine Fetthaut von der Leberwurst hingeworfen wurde, und es dauerte fast fünf Minuten, ehe er geruhete, sie zu verspeisen.

Er war auch mehr traurig als wütend. Ist es denn möglich, daß die Menschen essen und trinken und lachen können, während es draußen umgeht? Wer weiß, ob nicht schon heute nacht das schreckliche Wesen sich in das Haus schleicht und irgendein Unheil anrichtet! Und deshalb schlüpfte Waldmann, als das Mädchen abdeckte, zur Tür hinaus und war und blieb verschwunden, ob auch der Segemeister pfiß und pfiß. Die ganze Nacht blieb er draußen, bald auf der Schwelle lauernd,

bald am Schweinestalle oder Torfshuppen schnüffelnd, aber er fand nichts, und als die Magd in aller Frühe in den Stall ging, schlich Waldmann sich beschämt in das Haus, kroch unter den Herd und ließ sich erst wieder blicken, als es etwas zu fressen gab. Der Segemeister war dann noch so taktlos, ihn zu fragen, ob er im Dorfe ein Stell-dichein gehabt habe, eine Äußerung, die nicht geeignet war, Waldmann in bessere Stimmung zu versetzen.

Eines Tages aber wurde er glänzend gerechtfertigt. Der Knecht kam herein und sagte: „Wir haben nämlich die erste Neue, Herr Segemeister, und ich glaube, der Waldmann, der war nämlich klüger als wir alle zusammen. Vom Schweinestall bis zum Torfshuppen spürt sich nämlich ein Iltis hin und her. Und nun weiß ich nämlich auch, warum das morgens auf dem Hofe immer so mulderig roch, und ich glaube nämlich, wir tun dem Hunde den Gefallen und machen ordentlich Blechmusik, indem das nämlich der Iltis für den Tod nicht vertragen kann. Bei dem vorigen Segemeister wurde das nämlich auch immer so gemacht. Der stellte sich nämlich mit der Flinte an, und wir ließen die Hunde in die Ställe und machten mit Rasserollen und Sensen Lärm, und dann sprang er, nämlich der Iltis, und entweder wurde er geschossen, oder die Hunde kriegten ihn zu fassen.“

Der Segemeister lachte und sagte: „Dann wollen wir das nämlich so machen.“ Und so ging die Geschichte los. Der Knecht und die Lina und sogar die Frau Segemeisterin nahmen Topfdeckel und zogen in den Schweinestall, der Segemeister machte scharf und stellte sich auf dem Hofe an, und Waldmann wurde in den Stall geschickt. Aber als der Lärm losging, machte er, daß er fortkam und schlüpfte in den Torfshuppen und winselte da solange herum, bis der Knecht ihn hineinließ. Da stellte sich Waldmann ganz wild an, so wild, wie er wurde, wenn er eine franke Sau verbellte, und er scharrte und fragte an dem Torfe herum, daß der Segemeister sagte: „Johann, schmeiß einmal die Törfe auseinander!“



Das tat Johann auch, und Lina mußte derweilen weiter mit den Topfdeckeln klappern. Auf einmal schrie sie auf, ließ die Deckel fallen, hielt sich die Köcke zusammen, rannte den Segemeister vor den Leib, daß dem die Pfeife aus dem Munde fiel, und ehe er und der Knecht eigentlich wußten, was los sei, fuhr etwas Schwarzes zur Tür hinaus, und hinterher sauste Waldmann. „Bravo! Er hat ihn, er hat ihn! Zu, faß den Stinker, so recht, so schön, Waldmann!“ Als der Segemeister und der Knecht und Lina auf den Hof kamen, war der Fall schon erledigt. Waldmann stieß den Iltis, der nur noch ganz wenig zuckte, hin und her, schlug ihn sich noch einmal um die Behänge, trug ihn dann ins Haus und legte ihn auf seine Sauschwarte, wo er ihn von neuem heroch, bis der Segemeister den Iltis aufnahm und dann den Hund abliebte.

„Bravo, Waldmann!“ Na, das ging Waldmann ja ganz glatt hinter, aber er dachte doch bei sich: Ihr hättet mir viel Ärger und Kummer ersparen können, wenn ihr eher auf den Gedanken gekommen wäret, daß ich immer recht habe, wenn ich mich aufrege. Aber euch fehlt eben die Nase, und so kann man euch schließlich nichts übelnehmen.

## Laß rauschen

Volkslied

Ich hör' ein Sichelein rauschen,  
Wohl rauschen durch das Korn;  
Ich hör' eine feine Magd klagen,  
Sie hätt' ihr Lieb verlorn.

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!  
Ich acht' nit, wie es geh'.  
Ich hab' mir ein' Buhlen erworben  
In Veiel und grünem Klee.“

„Bast du einen Buhlen erworben  
In Veiel und grünem Klee,  
So steh' ich hier alleine;  
Tut meinem Herzen weh.“

Es ist so still; die Heide liegt  
Im warmen Mittagssonnenstrahle,  
Ein rosenroter Schimmer fliegt  
Um ihre alten Gräbermale;  
Die Kräuter blühn; der Heideduft  
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch  
In ihren goldnen Panzerröckchen,  
Die Bienen hängen Zweig um Zweig  
Sich an der Edelheide Glöckchen,  
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —  
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus  
Steht einsam hier und sonnbeschienen;  
Der Rätner lehnt zur Tür hinaus,  
Behaglich blinzeln nach den Bienen;  
Sein Junge auf dem Stein davor  
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

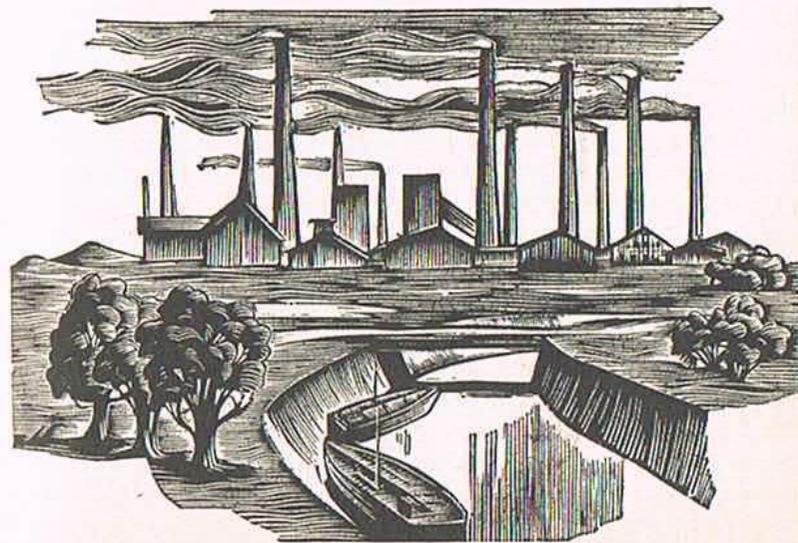
Kaum zittert durch die Mittagsruh  
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;  
Dem Alten fällt die Wimper zu,  
Er träumt von seinen Honigernten.  
Kein Klang der aufgeregten Zeit  
Drang noch in diese Einsamkeit.

Die klugen Menschen denken mit dem Geist, die Weisen mit der Seele.

Sermann Stehr

# Wie haben die Sünde nicht in den Schoß gelegt / sondern uns abgemüht Tag für Tag.

Adolf Hitler



Graf Bismarck an seine Gattin

Vendresse, 3. September 1870

Mein liebes Herz! Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehre heut zurück, und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. erlebt, in der wir 30000 Gefangene machten, und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser Kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke (so!) und den französ. Generälen über die abzuschließende Capitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit 3 Adjutanten und 3 zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso wie in den Tuileries und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehn; ich sagte ihm, der Wahrheit gemäß, daß S. M. 3 Meilen davon an dem Orte wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf N.'s Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maaß dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr von seinen 6 Franzosen, von mir, und von Carl (von Bismarck-Bohlen), der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid, wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Carl, der meldete, es sei ärmlich und unrein; „N'importe“, meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Gevierte, mit einem sichtenen Tische und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die Andern waren unten. Ein gewaltiger Contrast mit unserm letzten Beisammensein, 67 in den Tuileries. Unsre Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfnen schmerzlich berühren mußten. Ich hatte durch Carl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke bitten lassen zu kommen. Wir schickten dann einen der ersten

auf Reconoscirung und entdeckten  $\frac{1}{2}$  Meile davon in Fresnois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kür.-Regt., und dort schlossen wir mit dem französ. Obergeneral Wimpfen die Capitulation, vermöge deren 40- bis 60000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem was sie haben unsre Gefangnen wurden (es waren 83000 Mann). Der vor- und gestrige Tag kosten Frankreich 100000 Mann und einen Kaiser. Seit früh ging letzter mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöh bei Kassel ab. Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letztern gegen das kaiserliche Frankreich noch fortführen müssen.

Einkehr

Ludwig Uhland

Bei einem Wirte wundermild,  
Da war ich jüngst zu Gaste;  
Ein goldner Apfel war sein Schild  
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,  
Bei dem ich eingekehret;  
Mit süßer Kost und frischem Schaum  
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus  
Viel leichtbeschwingte Gäste;  
Sie sprangen frei und hielten Schmaus  
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'  
Auf weichen, grünen Matten;  
Der Wirt, er deckte selbst mich zu  
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun frag' ich nach der Schuldigkeit,  
Da schüttelt er den Wipfel.  
Gesegnet sei er allezeit  
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Ganz Nürnberg glüht von Fahnen und Girlanden  
 So reich, als sei aus tausendjährigem Stein,  
 Den Selberhände froh mit Grün umwanden,  
 Ein unerhörter Frühling auferstanden  
 Und grüße nun die Welt mit buntem Schein.

Da hängen Flaggen bis zur Erde nieder;  
 Da brennen Kerzen hoch am Fensterrand  
 Und spiegeln sich in Gegenfenstern wider.  
 Und von den Türmen schallen Glockenlieder  
 Sinaus in das erwartungsvolle Land.

Wir aber, die gekommen sind zur Feier,  
 Wir sehen auf dich, ergriffen und beglückt,  
 O Nürnberg, blühend unterm farbigen Schleier —  
 So rüstet keine Braut sich für den Freier,  
 Wie du für diese Tage dich geschmückt!

## Wenn die Äpfel reif sind

Theodor Storm

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Zierwand des Hauses bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Staket vom Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an die Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwischen den Büschen des Gartens, zwischen den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen saß, schmatzte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit seinen Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnauze. Es rutschte etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand hinter den

Zäusern; von drüben aber kletterte ein untersehter Junge langsam in den Garten hinab.

Dem Zwetschenbaum gegenüber, unweit der Planke, stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen; denn er grinste, nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke stillgestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den anderen, in kurzen regelrechten Pausen.

Dazwischen geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit roten Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder samt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der Untenstehende schlich sich leise unter den Baum und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbarts und seines ausgeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblicke aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdsieber überkommen; denn atemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise, aber fest seine Hand um den Stiel, welcher wehrlos an dem Stamm herunterhing. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; so ging es eine ganze Weile; endlich legte der Junge sich aufs Bitten.

„Lieber Herr!“

„Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben sie über den Zaun geguckt!“

„Wart nur, ich werde dir einen Denktettel machen!“ Und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist“, sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einschnappen der Feder hörte, machte er Anstalten, hinabzuklettern. Allein der andere wehrte ihm. „Bleib nur“, sagte er. „Du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen. „Herrjemine!“ sagte er, „es sind des Meisters seine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen,



lieber Herr? Sie können es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Pläsier dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge, als er das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der andere aber steckte den ausgeschnittenen Fleck sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen“, sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem anderen verging; aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten —, und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilschen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pfortchen des Staketenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunklen Garten hinaus.

Der Junge reckte sich fast den Hals aus, um das alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüberstehende Äste, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

„Nun, wird's bald?“ fragte der andere.

„Es wird schon“, sagte der Junge.

„So komm herunter!“

„Es ist nur“, erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten Knirschen hörte, „es ist nur, daß ich just ein Schuster bin!“

„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?“

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken.“ Und er fuhr fort, seinen Apfel zu verspeisen.

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppeltaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich das Blinken an der Gartentür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!“ murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und murmelte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?“

„Sie wissen schon“, sagte der Junge, „es wird alles sauer verdient.“

„So fang und laß dir flicken!“ Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wider und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; aber der zog sorgsam die Beine in die Höhe, eins ums andere; es war vergebene Mühe. „Hörst du nicht?“ sagte er keuchend. „Du kannst nun gehen!“

„Freilich“, sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

„Den Sack?“

„Er ist mir da vorher hinabgefallen.“

„Was geht das mich an?“

„Nun, lieber Herr, Sie stehen just da unten!“

Der andere bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu“, sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

Der Jäger tat einen verzweifelten Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, untergesetzte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse. „Heinrich!“

„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

„Junge, vermaledeiter! — Aber daß du mir nicht wiederkommst!“  
Und er erwischte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend  
in den Baum hinauf.



„Ja, ja“, sagte der Junge,  
indem er dem anderen behutsam  
seine Bürde aus den Händen  
nahm, „das sind von den roten,  
die fallen ins Gewicht!“ Hier-  
auf zog er ein Endchen Bind-  
faden aus der Tasche und  
schnürte es eine Spanne ober-  
halb der Äpfel um den Sack,  
während er mit den Zähnen die  
Äpfel desselben auseinander-  
gezogen hielt; dann lud er ihn  
auf seine Schulter, sorgsam und  
regelrecht, so daß die Last gleich-  
mäßig auf Brust und Rücken

verteilt wurde. Als dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet  
war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn  
mit beiden Fäusten. „Diebe in den Äpfeln!“ schrie er; und nach allen  
Seiten hin prasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unten rauschte es in den  
Büschen, eine Mädchen-  
stimme kreischte, die Garten-  
pforte klirrte, und als der  
Junge noch einmal den  
Hals ausreckte, sah er so-  
eben das kleine Fenster  
wieder zuklappen und den  
weißen Strumpf darin ver-  
schwinden.

Einen Augenblick faß er  
rittlings auf der Garten-  
planke und lugte den Weg  
entlang, wo sein neuer Be-  
kannter mit langen Beinen  
in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, be-  
fingerte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein,



daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die  
ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten  
umherrante, ließ er sich lautlos an der anderen Seite hinuntergleiten  
und schlenderte über den Weg in den Nachbargarten, allwo er zu  
Hause war.

## Sinnsprüche

Zu lehren glaubt' ich oft, was ich an mir erfuhr,  
Sah dann: ich unterschrieb ein altes Sprichwort nur.  
Das eben ist die Art des Sprichworts: wir gewahren  
Erst seinen Sinn, wenn wir es selbst erfahren.

\* Friedrich Rückert

Ein fleißiger Bauer ist edler als ein fauler Edelmann.

\*

Arbeitschweiß an den Händen hat mehr Ehre als ein  
goldener Ring am Finger.

\*

Speck und Schwein kann man nicht zugleich haben.

\*

Wenn der Bauer zecht,  
Nimmt sich Zeit der Knecht,  
Guckt die Magd zum Fenster raus,  
Spielt die Katze mit der Maus.

\*

Heimisch Bier ist besser als fremder Wein.

\*

Beim Sonnenschein schlafen und beim Mondenschein wachen  
Wird niemand zum reichen Manne machen.

\*

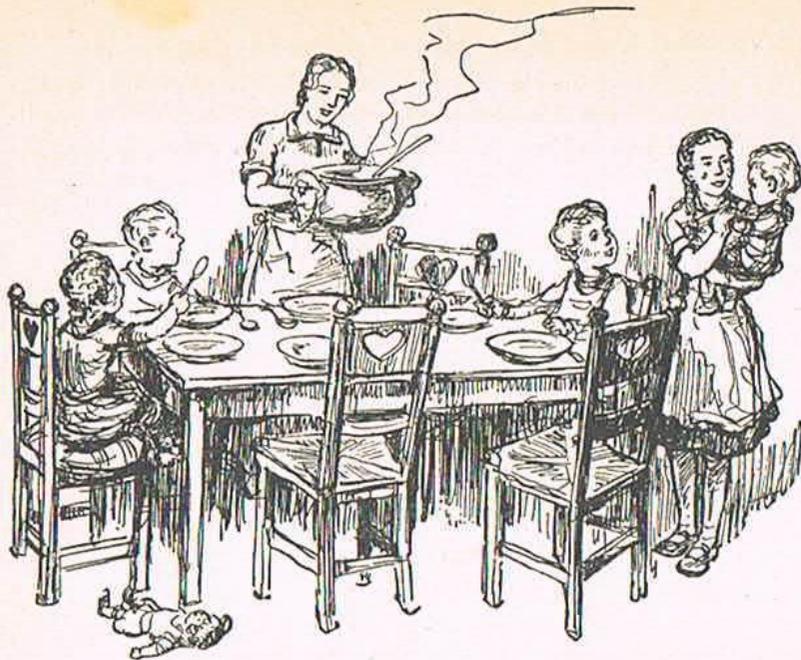
Dies Haus ist mein und doch nicht mein,  
Der vor mir war, 's war auch nicht sein.  
Der ging hinaus und ich hinein,  
Nach meinem Tod wird's auch so sein.

\*

Im Magdeburgischen

Gott gebe allen, die mich kennen,  
Noch zehnmal mehr, als sie mir gönnen.

@friesland



## Das Sabermus

Johann Peter Sebel

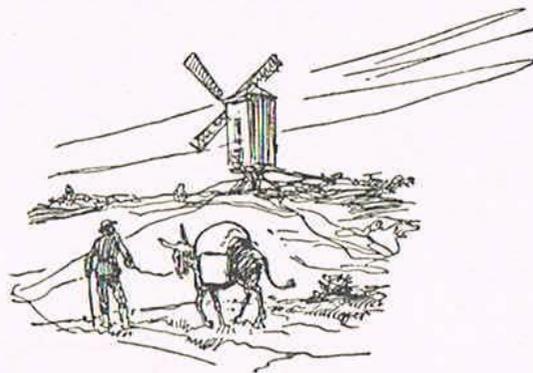
's Sabermus ist fertig, so kommt, ihr Kinder, und esset,  
 Betet: „Aller Augen“ — und gebt mir ordentlich Achtung,  
 Daß nicht einem am ruffigen Topf das Ärmelchen schwarz wird.  
 Eßet denn, Gott segn' es euch und wachst und gedeihet,  
 Sehet, die Saberkörnchen, die hat der Vater gesäet  
 Zwischen die Furchen mit fleißiger Sand und geegget im Frühjahr. —  
 Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann  
 Euer Vater nicht, das tut der Vater im Himmel.  
 Denkt euch nur, ihr Kinder, es schläft im mehligem Körnchen  
 Klein und zart ein Keimchen, das rührt und regt sich nicht drinnen.  
 Nein, es schläft und sagt kein Wort und ist nicht und trinkt nicht,  
 Bis in den Furchen es liegt da draußen im lockeren Boden.  
 Aber dort in den Furchen — es ist so feucht und so warm drin —  
 Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,  
 Streckt die Gliederchen aus und saugt am saftigen Körnchen  
 Just wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.

Mit der Zeit wird's größer und heimlich schöner und stärker,  
 Schlüpft aus seinen Windeln und streckt sein Wurzelchen nieder  
 Tief hin bis in den Grund, sucht seine Nahrung und find't sie.  
 Ja, und die Neugier kitzelt's, es möcht' so gerne doch wissen,  
 Wie's denn weiter da oben wohl ist. Ganz heimlich und furchtsam  
 Guckt es zum Boden heraus — der Tausend! das will ihm gefallen! —  
 Und unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelchen nieder:  
 „Bring ihm ein Tröpfelchen Tau und sag ihm freundlich: Gott  
 grüß dich!“

Und es trinkt und es schmeckt ihm so wohl und es streckt sich behaglich,  
 Und derweilen kämmt sich die Sonn'. Und hat sie gekämmt sich,  
 Geht sie hinter den Bergen hervor und hat auch ihr Strickzeug,  
 Wandelt dort ihren Weg, hoch auf der himmlischen Landsträß',  
 Strickt und sieht herab, grad wie 'ne freundliche Mutter  
 Nach den Kindern sieht. Sie lacht dem Keimchen entgegen,  
 Und das tut ihm so wohl bis tief in die Wurzeln herunter.  
 „Solche schöne Frau und doch so gütig und freundlich!“  
 Aber was strickt sie denn da? Gewölk aus himmlischen Düften,  
 Da! schon tröpfelt's, ein Spritzerchen kommt, da regnet es tüchtig.  
 Und mein Keimchen, es trinkt. Drauf weht ein Lüftchen und trocknet's,  
 Und es sagt: „Jetzt kriech' ich auch nie mehr unter den Boden.  
 Nein, um keinen Preis! Da bleib' ich, geh's, wie es gehn mag!“  
 Eßet, Kinder, gesegn' es Gott, und wachst und gedeihet!  
 's wartet herbe Zeit aufs Keimchen, Wolken an Wolken  
 Stehn am Himmel Tag und Nacht, und die Sonne versteckt sich.  
 Und auf den Bergen, da schneit es, und weiter nach unten, da hagelt's.  
 Zuhuhu! wie klappert doch jetzt und wimmert mein Keimchen,  
 Und der Boden ist zu, und es hat gar kümmerliche Nahrung.  
 „Ist denn die Sonne tot“, so klagt es, „daß sie nicht da ist?  
 Oder hat sie auch Furcht vor der Kälte hier? Wär' ich doch blieben,  
 Wo ich gewesen, still und klein im mehligem Körnchen,  
 Und daheim im Boden, wo's so gemächlich und warm war.“  
 Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr werdet auch noch so sprechen,  
 Wenn aus dem Haus ihr kommt, und unter die fremden Gesichter,  
 Wann ihr plagen euch müßt und Zeug und Brot euch verdienen:  
 „Wär' ich daheim beim Mütterchen doch! und hinter dem Ofen!“  
 Tröst euch Gott! Auch das hat ein Ende, allmählich wird's besser,  
 Wie's dem Keimchen allmählich erging. Am heiteren Maitag  
 Weht es so lau, und die Sonne, sie steigt so kräftig vom Berg auf,

Und sie sieht, was das Keimchen macht und gibt ihm ein Schmätzchen,  
 Ja, da ist ihm wohl, und es weiß nicht vor Lust sich zu lassen.  
 Wieder prangen die Wiesen mit Gras und farbigen Blumen,  
 Wieder duftet die Kirichenblüt, und es grünt schon der Pflaumbaum,  
 Wieder wird der Roggen schon buschig und Weizen und Gerste,  
 Und mein Haberchen sagt: „Da bleib' ich gewiß nicht dahinten!“  
 Nein, es spreitet die Blätterchen aus — wer hat sie gewoben?  
 Und jetzt schießt auch der Salm — wer treibt drin Röhren an Röhren,  
 Und aus den Wurzeln das Wasser bis in die saftige Spitze?  
 Endlich, da schlüpft ein Ährchen heraus und schwankt in den Lüften —  
 Sag mir doch irgendein Mensch, wer hat an seidenen Fäden  
 Hier ein Knöspchen gehenkt und dort mit künstlichen Händen?  
 Nun, die Engel, wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen  
 Auf und ab von Salm zu Salm und schaffen so emsig.  
 Jetzt hängt Blüt' an Blüt' an zarten schwankenden Ährchen,  
 Und mein Haber, er steht grad wie ein Bräutchen im Kirchstuhl.  
 Jetzt sind auch zarte Körner darin und wachsen im stillen,  
 Und mein Haber, er merkt allmählich, was er will werden,  
 Käfer kommen und Fliegen, sie machen ihm ihre Visiten,  
 Sehen zu, was er macht und singen: *Eia popeia!*  
 Und's Leuchtkäferchen kommt, der Tausend! mit dem Laternechen  
 Nachts um neun auf Abendbesuch, wenn die Fliegen schon schlafen.  
 Eßt, ihr Kinder, gesegn' es Gott und wächst und gedeihet!  
 Seitdem hat man geheut nach Pfingsten und Kirichen gepflücket,  
 Seitdem hat man Pflaumen gelesen hinter dem Garten,  
 Seitdem haben sie Roggen geschnitten und Weizen und Gerste,  
 Und die armen Kinder, die haben Ähren gelesen  
 Barfuß zwischen den Stoppeln, und 's Mäuschen hat noch geholfen.  
 Drauf ist auch der Haser gebleicht. Voll mehligter Körner  
 Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt wird mir's allmählich verleidet,  
 Um ist die Zeit, ich merk's: Was tu ich allein da  
 Zwischen den Stoppelrüben und mitten unter Kartoffeln?  
 Drauf ist die Mutter heraus und Euphrosinchen und Jochen,  
 Und es froren einem die Finger schon morgens und abends.  
 Endlich, da brachten wir ihn denn herein in die staubige Scheuer,  
 Und da wurd' er gedroschen von früh bis abends um viere.  
 Drauf ist des Müllers Esel gekommen und hat ihn zur Mühle  
 Abgeholt und wiedergebracht in Körnchen zermahlen,  
 Und mit fetter Milch von jungen, fleckigen Rühchen

Sat in dem Topf ihn die Mutter gekocht. — Gelt, Kinder, das  
 schmeckt euch!  
 Wischet die Löffel ab und betet eins: „Danket dem Herrn!“  
 Und jetzt geht in die Schule, da hängt die Tasch' am Gesimse.  
 Fall mir Feins, gebt acht und lernt hübsch, was man euch aufgibt.  
 Wenn aus der Schule ihr kommt, da gibt es gebackene Pflaumen!



## Septembermorgen

Eduard Mörike

Im Nebel ruhet noch die Welt,  
 Noch träumen Wald und Wiesen:  
 Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,  
 Den blauen Himmel unverstellt,  
 Herbstkräftig die gedämpfte Welt  
 In warmem Golde fließen.

## Solskedierr

Margarete Schiesl-Bentlage

Auf einer unserer Unternehmungen kamen mein Vater und ich  
 einmal an einem schönen Hof vorüber.

Seine drei stattlichen Vordergiebel, die klar vor einem dunklen  
 Eichenbusch standen, waren mir schon aus weiter Ferne aufgefallen  
 und hatten einen immer prächtigeren Eindruck gemacht mit ihrem  
 reichen, dunklen Fachwerk und den vielen kleinen weißen Feldern  
 dazwischen, je näher wir hingekommen waren.

Und als wir dann am Hofe entlang fuhren — in seinem mächtigen Schatten — und ich sah die reichgeschnitzten und bunt ausgemalten Bibelsprüche, Namen und Jahreszahlen im Gebälk, das geräumige Tor und die Pracht der Eichen, da fragte ich, während wir eben an der langen Reihe vielscheibiger Fenster vorüberflogen: wem dieser Hof doch bloß gehöre?

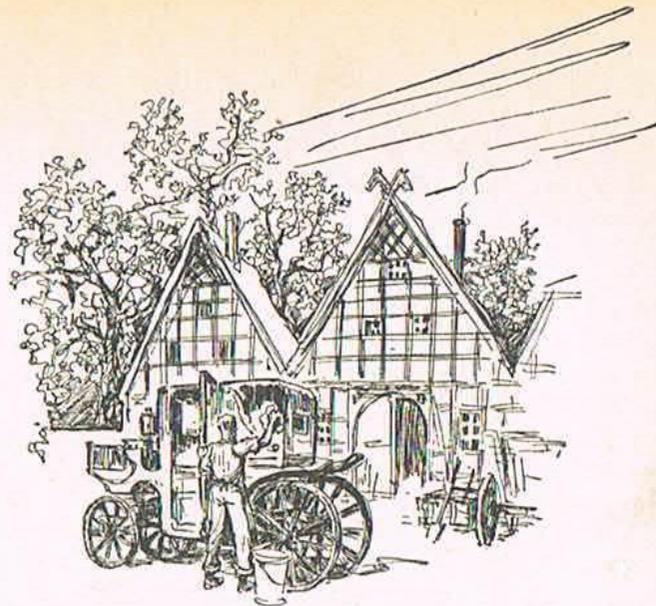
„Zolskedierr!“ schrie mir mein Vater da ins Ohr — denn unser Wagen rasselte laut auf dem Pflaster — „paß auf, ob wir ihn nicht zu sehen kriegen!“ und knallte einige Male so laut mit der Peitsche, daß unsere Pferde hochgingen und auch im gleichen Augenblick schon im Laufe ein Gesicht gegen die Scheiben fuhr.

Und während ich mich nun gespannt weit zum Wagen hinausbog, um das Gesicht hinter dem blinden Fenster deutlicher zu sehen, fuhr mein Vater auf die Seite, daß der Wagenlärm im Sande ein Ende nahm, und lachte: „Ja, besser kannst du ihn nicht sehen, denn er selbst sieht durch uralte Spinnweben, die er nie wegmachen läßt. Kein Mensch“, so erzählte mein Vater, „darf seine Stube, in der er haust, jemals reinmachen. Auf seinem Hofe war noch nie eine Frau ... nicht eine Magd wurde je von ihm gehalten. Er selbst soll seine Stube aber auch niemals reinmachen ... kommt auch fast nie mehr heraus ... ist nun wohl auch schon ziemlich alt.“

Was seine Knechte am nächsten Tage arbeiten sollen, sagt er ihnen jeden Abend spät, wozu er jedesmal kurz aus seiner immer dunklen Stube herauskommt; und sein Essen müssen sie ihm in eine Wandöffnung schieben, zu der er dann wieder von seiner Stube aus eine

Klappe aufmachen muß, um es hereinnehmen zu können.

Und doch wollen ihn viele Leute nachts herumstreichen sehen: wie er das Wild belauert — mancher Schuß soll von ihm herühren — und den Nachtigallen und den Eulen zuhört; und wollen wissen, daß er sich in Gräben ver-



steckt, um Menschen zu belauschen, besonders Liebespaare, neben denen er oft lautlos weite Strecken im Graben herfschleichen soll.

In seiner Stube hat er in großen Schränken — das weiß ich selbst und ist bekannt — viel Silber und kostbares Porzellan, das er hauptsächlich bei Vollmond ansieht, zu welcher Zeit es denn auch manchmal bis auf die Straße blinken soll, woran er wohl nicht denkt.

Wann Zolskedierr in Wirklichkeit wacht oder schläft, weiß kein Mensch. Außer seiner Stube mit den dicken Fenstervorhängen von Spinnweben ist aber alles mustergültig auf seinem Hofe, das siehst du ja selbst: Er hat die besten Knechte, weil er weit und breit den höchsten Lohn gibt, und braucht darum auch nur selten zu wechseln.

Er soll immer so ähnlich gelebt haben wie jetzt, auch als er jung war, bloß, sagen die Leute, habe er damals in jedem Jahr eine Reise gemacht. Im Herbst nach der Grummeternte — meistens an dem Tage, nachdem das letzte Fuder eingefahren worden war — mußte einer von den Knechten von früh bis spät die Vorbereitungen dazu treffen: den Kutschwagen waschen und die Achsen schmieren, die Polster klopfen und das beste Geschirr putzen und wischen, die Pferde bürsten und ihnen die Mähnen kämmen und die Schwänze flott stutzen.

Und wenn dies dann alles gründlich besorgt worden war — gegen die Nacht zu —, dann kam Dierk aus dem Hause und stieg genau so,

wie er immer ging und stand: in Holzschuhen und düblem, blauem Zeug, in den polierten Wagen und reiste mit seinem Knecht ab. Sie kamen dann jedesmal nach etwa vierzehn Tagen tief in der Nacht



zurück, wobei sie immer möglichst leise im Sande am Rande der Straße entlang fuhren.

Man wußte aber wohl, wo sie gewesen waren; sie fuhren jedesmal nach Osnabrück.

Bekannte von ihm, die auch gerade da waren, haben Holskedierk, der seinen Namen wegen dieser Reisen bekommen hat, manchmal beobachtet.

Wenn er in Osnabrück ankam, mußte der Knecht ihn sofort vor die feinsten Herrengeschäfte fahren, von einem Laden zum anderen, in die Dierk dann nacheinander mit seinen Holzschuhen hineinklunzte und aus denen er nach einer Weile wieder herauskam, gefolgt von jungen Männern mit Paketen, die sie ihm dann mit Verbeugungen in den Wagen reichten.

Danach aber, nach ihren vielen und großen Einkäufen endlich, mußte der Knecht vor dem Hotel 'Peterilie' vorfahren, wo Dierk dann jedesmal trotz seiner Holzschuhe wie ein Prinz empfangen wurde.

Und während nun der Knecht mit seinem Wagen einen kleineren Gasthof aufsuchen mußte, verwandelte Holskedierk sich in einen Weltmann und Kavalier und verlebte so mehrere Wochen auf unbekannte Weise.

Dann soll man allerdings auch Frauen bei ihm gesehen haben, und freilich prächtigere, als er zu Hause hätte haben können.

Die Leute haben oft versucht, die Knechte auszufragen, doch sollen die jedesmal für ihr Geld dicht geblieben sein."

Mein Vater schwieg jetzt, fuhr wieder mitten auf die Straße, trieb seine Pferde zum Galopp an und betrachtete von nun an wieder aufmerksam die Felder zu beiden Seiten, während ich noch einmal zurücksah auf den Hof, von dem man aber nichts mehr sah als seine Eichen, die fortwährend scheu zurückwichen und dann plötzlich hinter einem dunklen Forst verschwanden.

## Im Herbst

Ludwig Uhland

Seid begrüßt mit Frühlingswonne,  
Blauer Himmel, goldne Sonne!  
Drüben auch aus Gartenhallen  
Hör' ich frohe Saiten schallen.

Ahnest du, o Seele, wieder  
Sanfte, süße Frühliedlied?  
Sieh umher die salben Bäume!  
Ach, es waren holde Träume.

Der Abend geht, die Nacht beginnt.  
Nun schlaf, du geliebtes Kind.  
Der kalte Herbst pocht an die Thür,  
Doch deine Mutter ist bei dir —  
Draußen wandert der Wind.

Nun schlaf, deine Mutter wacht,  
Bis du die Augen zugemacht.  
Sie singt ein Lied für deinen Traum,  
Das blüht wie ein Solunderbaum  
Mitten in Herbst und Nacht.

Die Zeit ist tief, die Zeit ist groß.  
Du liegst in ihr ganz nackt und bloß  
Und hörst das alte Wiegenlied,  
Mit dem dich deine Mutter müd  
Einwiegt in ihrem Schoß.

Sie singt das Leben dir ins Blut,  
Das still in deinem Herzen ruht,  
Sie singt von einer fernen Zeit,  
Sie singt dein Glück, sie singt dein Leid —  
Deine Mutter ist dir gut.

Deine Mutter ist der ewige Stern,  
Du bist darin der goldne Kern.  
Nun schlaf, Kind, geliebtes, ein.  
Deine Mutter singt im Kerzenschein  
Ein Lied zu Gott dem Herrn.

## Das Lenchen und die Ida

Hermann Claudius

Ohne Frage: ich hatte mit meinen elf Jahren das Lenchen sehr lieb. Ich hatte es mit den Augen lieb, und ich hatte es mit den Ohren lieb. Und ganz heimlich wußte ich wohl: das Lenchen mag dich auch. Und daß es heimlich war, das war ungewußterweise die Hauptsache dabei. Wenn ich mitten unter den anderen Knaben stand, und wir redeten von ganz anderen und oft groben Dingen, vermochte ich mir

Lenchens schmales Gesicht mit der feinen, leise gebogenen Nase und den lichtblauen Augen, in denen immer ein heimlicher Funke lauerte, deutlich vorzustellen. Hatte ich doch, ehe ich es gewagt hatte, ihr irgendein offenes Zeichen meiner Zuneigung zu geben, oft genug mein Gesicht gegen das Glas der Fenster Scheibe unserer Speisekammer gedrückt, weil ich von dort her unbeobachtet das liebe Gesicht betrachten konnte, wenn Lenchen vor der Werkstatt ihres gestrengen Vaters, des Glasermeisters Peter Popp, in der Sonne saß und häfelte oder strickte.

Was ist Zeit — und was ist Ewigkeit? Reichten sie sich nicht beide damals lächelnd die Hände?

Und wie viele Male hatte ich mit meiner Rechten, die wohl zu zeichnen verstand, die beiden Buchstaben L und P auf kunstvolle Art miteinander verschnörkelt? Diese Zettel mit den Verschnörkelungen steckte ich Lenchen verstoßen zu und wagte kaum, ihre Hand dabei zu berühren.

Und dann kam die glückliche Zeit, in der wir beide unser jedwedes jüngstes Brüderchen im Kinderwagen vor uns herschoben — den Eppendorfer Weg entlang — nach dem Eimsbütteler Gehölz. Auf der stillen grünen Wiese ragte eine alte gabelige Pappel und rauschte im leisesten Winde. Dort lagerten wir, das Lenchen und ich, und spielten mit den Geschwisterchen Mutter und Kind. Dabei gerieten unsere Blicke dann und wann ungewollt ineinander. Sing Lenchen in solchem Augenblick an zu lächeln — und es war ein Lächeln nur um die Augen herum —, so ward ich verwirrt und schoß schnell im Gras Poppheister oder machte irgendeinen anderen albernen Ausfall. Danach kehrten wir beide schnell in den Ernst unseres Spiels zurück, der dennoch nichts weiter war als ein verkapptes Versteckspielen voreinander.

Lenchen sagte plötzlich zu mir: „Was willst du werden, wenn du groß bist?“ Sie sah mich nicht an und summtete leise vor sich hin. Ich glaube, ich habe ein sehr dummes Gesicht gemacht. Was ich werden wollte? Darüber hatte ich im Ernst noch gar nicht nachgedacht. Etwas Besonderes wollte ich werden. Das war klar. Etwas, was die anderen Knaben nicht werden konnten. Und ebenso plötzlich antwortete ich: „Maler will ich werden!“ und machte eine sehr wichtige Miene dazu. Da lachte das Lenchen schelmisch auf und sagte mit ihrer tiefen Stimme: „Ich will aber einen Mann haben, der bei der Feuerwehr ist wie mein Vetter.“

Wenn man zum Ausgehen angezogen ist, und es wird plötzlich Regenwetter — so war mir auf einmal zumute. Die alte Pappel rauschte auch sehr verdächtig. Lenchen summt wieder vor sich hin.

„Warum soll ich kein Feuerwehrmann werden können?“ fragte ich schließlich verdrießlich.

„Kannst du auch Klettern?“ fragte sie dagegen und sah mich fast spöttisch an.

Ich sagte gar nichts, sondern fing an, die alte sperrige Pappel zu ersteigen. Ich war in diesen Dingen sonst kein Held, aber mir ward bei jedem Meter, den ich höher stieg, um so wohliger zu Sinn. Als ich in dem einen schräghängenden Gipfel saß, wagte ich hinunterzublicken. Da stand Lenchen und sah fast ängstlich zu mir auf. Ich ward vor lauter Stolz übermütig und fing an, auf meiner Gipfelschwebe zu schaukeln. Und beinahe wäre ich abgerutscht. Ich fühle den Schreck noch heute im Blut, wenn ich der Szene gedenke. Sehr — sehr langsam kletterte ich wieder hinab. Meine leinene Bluse war über dem weißen Einsatz weg grau und schmutzig-grün geworden. Es sah häßlich aus. Das Lenchen schien es nicht zu bemerken. Es saß und summt wieder vor sich hin. Mein kleiner Bruder machte dann deutliche Zeichen, daß etwas Notwendiges mit ihm vorzunehmen sei. Ich war ihm dankbar dafür und entschwand mit ihm im nahen Gebüsch. Bald darauf schoben wir nach Hause. Vom Feuerwehrmann fiel kein Wort mehr.

Am selben Abend im Bette vor dem Einschlafen war zum erstenmal nicht mehr das große Singen in meiner Seele vom Lenchen und mir, jene allerersten, ungeschriebenen Gedichte, die mich durchbraust haben. Die große Orgel schwieg still. Ich kniff die Augen zu und schlief trotzig ein.

Ich weiß nicht mehr, wie es anging, aber ich weiß, daß es bald danach die rund- und rotbackige Ida Lüttmann war, die mir Abend für Abend einen runden und reifen Apfel zusteckte, ehe wir nacheinander zum Abendbrot und Schlafengehen in die Häuser gerufen wurden.

Diesen Apfel steckte die Ida mir immer sehr heimlich zu. Und bald wußte ich, daß sie ihn ebenso heimlich Abend für Abend aus der Apfelskiste ihres gestrengen Herrn Vaters entwendete. Ich wollte es dann nicht mehr dulden. Aber Ida Lüttmann sah mich mit ihren strahlenden Augen an und lachte nur. Ida Lüttmann sagte: „Wenn du mein Mann bist, müssen wir ein schönes Haus haben mit einer Werkstatt dabei.“ Ich begriff nicht, was ich mit einer Werkstatt sollte, sagte

aber „Ja.“ — „Dann mußt du viel Geld verdienen, und dann reisen wir nach Izehoe.“ Warum wir nun gerade nach Izehoe reisen wollten, wußte ich wiederum nicht. Aber der Name klang gut. Ich sagte wieder „Ja.“ — „Dann mußt du gut auf die Kinder aufpassen, hörst du? Damit sie nicht ins Wasser laufen.“ Ich nickte. Das Wasser interessierte mich. „Da ist auch ein Wald“, sagte Ida Lüttmann eifriger, „der geht immer weiter — immer weiter. Da wohnt meine Großmutter. Aber wirklich!“ Dabei sah sie mich an, und ihre Augen wurden ganz groß. Ich war schon in Gedanken halb beim Wolf angelangt, als Ida Lüttmann mich anstieß und fragte: „Du, wieviel Kinder wollen wir haben?“ — „Vier“, sagte ich unvermittelt. Meine Brüder und ich waren auch vier. Da lachte sie sehr lustig los, und ihre Augen kugelten beinahe heraus. „Saha! Vier? Ne — acht! Vier Jungen und vier Mädcl. Und Pfingsten kriegen sie alle neues Zeug. Das macht Spaß! Faß mal eben den Wagen mit an“, sagte sie im selben Atemzug weiter, „das eine Rad ist in eine Rute gerutscht!“ Ich hob den Wagen, in dem die dicken Zwillingbrüderchen saßen und auf ihren Daumen lutschten, bis das Rad wieder heraus war. Danach schoben wir nach Hause, und abends bekam ich wieder meinen roten runden Apfel.

Über solchen Apfel ging aber eines Tages unsere kinderreiche Liebe auseinander auf Nimmerwiedersehen.

Der gestrenge Herr Vater, der Tischlermeister Andreas Lüttmann (sie hießen sich alle mit Standesstolz Meister, die in unserer langen Terrasse und ihrer Nachbarschaft hausten: der Küpermeister, der Malermeister, der Drechslermeister — bis auf den Schuster Jessen, von dem ich noch erzählen werde), Herr Tischlermeister Andreas Lüttmann mit der goldenen Brille auf der großen Nase hatte seine Tochter beim Entwenden des abendlichen Apfels beobachtet und des ferneren auch gesehen, wo dieser Apfel verschwand. Überhaupt erschien ihm bezüglich seiner Tochter und mir schwerste Bedenken zu kommen. Ich stand in unserem Hauseingang. Herr Lüttmann kam langsam auf mich zu. Im Rücken verbarg er etwas. Daß bei Lüttmanns die Rute noch eine Rolle spielte, wußte ich bereits. Der offensbaren Schande zu entgehen — denn auf lange Reden würde sich der immer mürrische Meister nicht einlassen — verließ ich mich auf meine langen Beine und kniff aus. Der Meister hinterher. Ich in den nächsten Eingang hinein, die Treppen hinauf wie ein Eichhorn. Der Alte wie ein Marder hinterher. Ich hörte deutlich sein wütiges

Reuchen. Auf der engsten obersten, der Bodentreppe, dachte ich: wenn die Tür nun verschlossen ist? Und der Angstschweiß brach mir aus allen Poren. Aber — Gott sei Dank! — die Bodentür stand offen. Ich schlüpfte hinein und schlug die Tür hinter mir zu. Ich hörte, wie der Meister sie wieder aufriß, daß sie mit dem Eisengriff gegen die Bretterwand prallte. Dann eilte ich im Halbdunkel des Dachgiebels über die langen Balken weiter bis an eine Dachluke. Hier verkroch ich mich in eine große leere Kiste, bekam das ganze Gesicht voller Spinnweben, blieb aber ruhig darin hocken und horchte. Sobald der Meister mir nachkäme, müßte ich aus der Luke heraus und über das Dach hinweg in den Dachboden des nächsten Hauses kriechen und durch die Treppe dieses Hauses entweichen.

Ich kauerte in der Kiste und horchte lange. Ich schalt mich innerlich in eine große Wut auf die dumme Ida hinein: ihretwegen saß ich nun hier oben in der dreckigen Kiste! Ich sah immer ihr rundes Gesicht vor mir. Und dieses Gesicht lachte. Ich machte im Dunkeln eine Faust. Es wurde wirklich langsam völlig dunkel. Dicht über meinem Kopf fing eine Maus oder eine Ratte an zu knabbern. Ganz egal! dachte ich und kroch vorsichtig aus meiner Kiste heraus. Ich balancierte und kletterte so leise, daß es mir fast unheimlich wurde. Endlich stand ich wieder vor der Tür der Rettung. Stufe um Stufe schlich ich die Haustreppe hinab. Die Treppe schien gar kein Ende zu nehmen. Unten war niemand.

Zu Hause kam das Nachspiel. Meister Lüttmann hatte mich als gemeinen Apfeldieb gebrandmarkt. Meine Mutter weinte über ihren ungeratenen Ältesten. Mein Vater lachte und meinte: ohne Apfelstehlen wird kein richtiger Junge groß. Nach dem Abendbrot aber nahm mich meine Großmutter ins Gebet und redete vom siebenten Gebot und von Himmel und Hölle.

Ich träumte dieselbe Nacht vom Teufel, der hinter mir her war. Er hatte der Großmutter Gesicht. Aber der liebe Gott half mir und jagte ihn fort. Und der liebe Gott sah leibhaftig aus wie mein guter Vater.

Isß dein Brot und lach' dich aus.  
Gute Tage soll man loben.

Schlägt's mit Knütteln, wehre dich,  
Bleib', auch unterliegend, oben.

Seemann Stehr

## Herbstbild

Friedrich Sebber

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!  
Die Luft ist still, als atmete man kaum,  
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,  
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!  
Dies ist die Lese, die sie selber hält,  
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,  
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

## Herbstgefühl

Martin Greif

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,  
Doch weit umher ist nichts zu sehn,  
Als wie die Blätter träumend fallen  
Und rauschend mit dem Wind verwehn.  
Es dringt hervor wie leise Klagen,  
Die immer neuem Schmerz entstehn,  
Wie Wehruf aus entschwindnen Tagen,  
Wie stetes Kommen und Vergehn.  
Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel  
Die Stunden unaufhaltsam gehn,  
Der Nebel regnet in die Wipfel,  
Du weinst und kannst es nicht verstehn.

## Wandertag

Hans Klopfer

Herbstlicher Himmel, regendurchrissen,  
Wolkendurchtümmelt, sonnendurchsplissen,  
Blätterdurchleuchtet, fruchtebeschwert,  
Näheverhangen, fernengeklärt,  
Stilleversunken, wipfeldurchrauscht —  
Tag, wie mein Leben im Schauen verlauscht!

## Symnus an die deutsche Sprache Josef Weinheber

O wie raunt, lebt, atmet in deinem Laut  
Der tiefe Gott, dein Herr; unsre Seel,  
Die da ist das Schicksal der Welt.  
Du des Erhabenen  
Starres Antlitz,  
Mildes Auge des Traumes,  
Ehrene Schwertfaust!

Eine helle Mutter, eine dunkle Geliebte,  
Stärker, fruchtbarer, süßer als all deine Schwestern;  
Bittern Kampfes, jeglichen Opfers wert:  
Du gibst dem Herrn die Kraft des Befehls und Demut dem Sklaven.  
Du gibst dem Dunklen Dunkles  
Und dem Lichte das Licht.  
Du nennst die Erde und den Himmel: deutsch!

Du unverbraucht wie dein Volk!  
Du tief wie dein Volk!  
Du schwer und spröde wie dein Volk!  
Du wie dein Volk niemals beendet!

Im fernen Land  
Furchtbar allein,  
Das Dach nicht über dem Haupte  
Und unter den Füßen die Erde nicht:  
Du einzig seine Heimat,  
Süße Heimat dem Sohn des Volks.

Du Zuflucht in das Herz hinab,  
Du über Gräbern Siegel des Kommenden, teures Gefäß  
Ewigen Leides!  
Vaterland uns Einsamen, die es nicht kennt,  
Unzerstörbare Scholle dem Schollenlosen,  
Unserer Nacktheit ein weiches Kleid,  
Unserem Blut eine letzte Lust,  
Unserer Angst eine tiefe Ruhe:

Sprache unser!  
Die wir dich sprechen in Gnaden, dunkle Geliebte!  
Die wir dich schweigen in Ehrfurcht, heilige Mutter!

Viele sind unerfetzlich / alle aber  
sind unentbehrlich / ganz gleich /  
ob sie aus der Fabrik / aus dem  
Kontor / vom Konstruktionsbü-  
ro / vom Geschäft oder vom Acker-  
kommen / ein Volk in einer ein-  
zigen großen Gemeinschaft und  
in der Erfüllung einer einzigen  
großen Aufgabe. Adolf Hitler



Zu späte Ernte

15. Jahrhundert

Mutter, ach Mutter, es hungert mich,  
Gib mir Brot, sonst sterbe ich!  
„Warte nur, mein liebes Kind,  
Morgen wollen wir säen!“

Als das Korn gesät war,  
Rief das Kind noch immerdar:  
Mutter, ach Mutter, es hungert mich,  
Gib mir Brot, sonst sterbe ich!  
„Warte nur, mein liebes Kind,  
Morgen wollen wir ernten!“

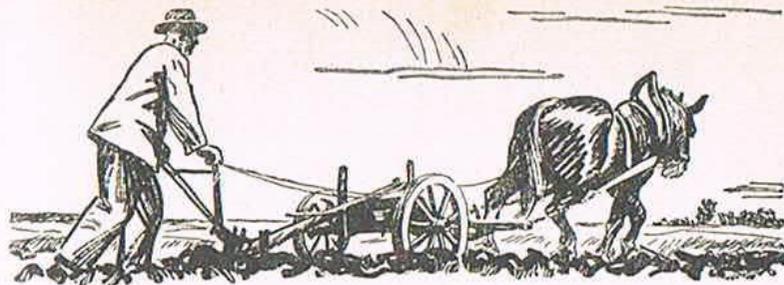
Als das Korn geerntet war,  
Rief das Kind noch immerdar:  
Mutter, ach Mutter, es hungert mich,  
Gib mir Brot, sonst sterbe ich!  
„Warte nur, mein liebes Kind,  
Morgen wollen wir dreschen!“

Als das Korn gedroschen war,  
Rief das Kind noch immerdar:  
Mutter, ach, Mutter, es hungert mich,  
Gib mir Brot, sonst sterbe ich!  
„Warte nur, mein liebes Kind,  
Morgen wollen wir backen!“

Als das Brot gebacken war,  
Lag das Kind auf der Totenbahr.

Wer mit dem Leben spielt, Kommt nie zurecht.  
Wer sich nicht selbst bezieht, bleibt immer Knecht.

Goethe



Werkgemeinschaft

Christoph Wieprecht

Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,  
Ich schau' dein Bild, und glühend fühle ich mit dir:  
Wenn du dein Sinnen um die Scholle breitest,  
Schwingt deines Schaffens ganze Welt in mir.

Ich steh' in Glut und Rauch der dumpfen Schmiede  
Und fühl' bei Funkensprung und Sammerschlag  
Gemeinsamkeit in unserm Lebensliede,  
Des steten Willens großen Arbeitstag.

Seh' ich das Eisen glühend sich gestalten,  
Dann fühl' ich mich als Sämman groß und stark;  
Ich seh' die Pflanzen sich aus ihrem Keim entfalten  
Und fühl' mein Blut in deinem Lebensmark.

Du bat'st um Tag und Sonne, Tau und Regen,  
Wenn um den Samen sich die Furche schloß;  
Auch ich bat Gott um seines Lichtes Segen,  
Wenn Schweiß wie Tau von meiner Stirne floß.

Versenk' auch du dich in den Kern der Flamme,  
Die wie ein Lied aus meiner Seele sprüht;  
Sie singt, daß du und ich von einem Stamme,  
Daß eine Seele unser Sein durchglüht.

Du, Bauer, der du hinterm Pfluge schreitest,  
Gedenke mein beim Werk am grünen Tag;  
Mein Hammer blüht, wenn du mein Werk begleitest,  
Gemeinsam feiern wir den Erntetag.

Der Freiherr von Tettingen erwachte, wandte sich nach dem offenen Fenster und sah über einer dunklen Masse entfernter Baumkronen ein Stück noch dämmerig trüben Himmels: der Brunnen rauschte, es war, als ginge ein Schauer frischer Luft durch die schon harten Blätter des Fußbaums, und hinter dem Hause her drang schwach und sehnsüchtig der eingeschlossene Ruf des Zahns.

Zu wach, um wieder einzuschlafen, zugleich so unruhig und bewegungsbedürftig, daß er nicht stillliegen konnte, richtete sich der Mann auf und lauschte nach seiner Frau im anderen Bett: sie atmete ruhig; sehen konnte er ihr abgewandtes Gesicht nur undeutlich, aber sein Herz sah ihre feinen Züge auch im Schlummer beleuchtet von der Kraft und Freudigkeit, die ihr Wesen waren. Beglückt von ihrem festen Schlaf und zugleich von der Gewißheit, daß sie bei seinem geringsten Laut erwachen würde, um ihm Kaffee zu kochen, lächelte er, schob sich behutsam vom Lager, raffte das Nötige zusammen und vermochte es, lautlos in das Badezimmer zu gelangen, wo er sich ankleidete.

Dann griff er nach Flinte und Tasche, steckte etwas Mundvorrat und eine Handvoll Zigarren zu sich und verließ mit der braunen Sündin den Schloßhof. In den zwei turmhohen Pappeln am Tore raschelte der Morgenwind auf und ab, dünn verklang der unerhörte Ruf des Zahns.

Küßig schritt er hinaus in die Morgendämmerung. Er fühlte sich frei und frisch und ungeduldig, als würde er erst am Ende der Welt wieder umkehren können, und freute sich zugleich, zum Frühstück oder Mittagessen oder auch erst zum Abendbrot wieder bei seiner Frau und seinen Kindern zu sein. Er war glücklich und war sich dessen auch bewußt. Es war ihm immer alles nach Wunsch gelungen. Als junger Mensch war er nach Familienbrauch Husarenoffizier gewesen, wenn schon nicht mehr in Österreich, sondern drunten am Rhein. Dort hatte er sich auch nach seinem Herzen vermählt und sich die trefflichste Frau, seinem Stamm einen Zufluß bewährten Geblütes, seinem Erbe einen entsprechenden Zuwachs an Heiratsgut erworben. Dann hatte er den Abschied genommen und sich in die Heimat am See zurückgezogen, um den ausgedehnten Besitz zu verwalten. Er war stolz, in großem Wesen und Herkommen geboren zu sein, und als einfacher Mann sah er seine nächste Aufgabe darin, diesen Besitz so zu be-

wirtschaften und emporzutreiben, daß nicht nur er selbst, seine Beamten, Knechte und Mägde den Genuß davon hätten, sondern auch jeder Nachbar von solcher Führung Vorteil haben könnte. Freilich, ohne seine Frau würde es ihm schwerlich gelungen sein. Sie war von so wunderbar reger Lebenskraft, daß sie nicht nur in zehn Jahren sechs strotzenden Kindern das Leben gegeben und in unablässiger Pflege und Zucht gehalten, nicht nur den ausgedehnten Haushalt mit natürlicher Lust bis ins einzelne durchdrungen und geleitet hatte, sie war gleichzeitig mit ihrem Mann Landwirt, Viehzüchter, Unternehmer, Volkswirt geworden und war in allem so als Herrin zu Hause, daß sie in jedem Augenblick die Leitung übernehmen konnte. Ja, manchmal hatte sie glücklicher geurteilt und gestimmt als er selbst. Das Ingefühl der schönen und gescheiterten Frau, daß sie jederzeit alles an sich trage, was zu ihrer Stellung im Leben und in der Welt nötig sei, mochte ihr ein freieres und leichteres Verhältnis zu den Dingen geben. So war es bis jetzt außen und innen gut und vorwärtsgegangen. Er wußte das und freute sich daran, und es schien ihm so in der Ordnung zu sein. Er hatte mit glücklichem Instinkt gewählt und seine Zeit und Kraft täglich gut angewendet.

Solches ging ihm, wie er so dem Morgen entgegenschritt, bewußt und unbewußt durch Kopf und Herz und ließ ihn vergnügt und sicher und aufgelegt zu allem, was der Tag bringen mochte. Daß nicht nur die Liebe einer guten Frau, sondern dazu noch die Kunst ihres starken und behenden Willens nötig gewesen war, um ihm das Glück des ersten Jahres ein Jahrzehnt hindurch frisch zu erhalten, ja, zu einer Gewohnheit, einer Einrichtung, einer wundervollen Regel zu machen wie Sonnenaufgang, Tag und Nacht, das war ihm noch nicht in den Sinn gekommen; auch nicht, daß es der Frau nur gelungen war, weil sie nicht nur wie er das eigene Leben breiter und sicherer weitergetrieben, sondern auch noch das zarte, hilflose jedes der sechs Kinder und noch das starke derbe Leben des tüchtigen wehrhaften Mannes in sich zu leben oder zu überwinden verstanden hatte. Allenfalls fühlte er manchmal eine Ausstrahlung dieser Kraft, eine Mütterlichkeit, die allem offen war, die auch ihn häufig umfing, ja, die er manchmal suchte — die er gleichwohl manches Mal belächelte.

Er wanderte gemächlich durch Felder, Wiesen und Wälder, er belauschte stolzierende Fasanen, spielende Hasen, Rehe, die zierlich aus dem Walde ins Feld vortraten und ästen und bei verdächtigem Laut, das helle Hinterteil werfend, davonsprangen. Er sah aus der Ferne

zu, wie die Bauern Grünfütter holten oder abgeräumte Felder pflügten, er umschritt und betrachtete fast wie ein Fremder die Ziegelei, die er zur Ausbeutung eines Lettlagers errichtet hatte, und als er Hunger fühlte, sprang er in die tiefe Schlucht hinab, die der Bach sich durch den Moränenhügel gegraben, legte die Flasche in das kühle Wasser, setzte sich daneben an die besonnte Wand und frühstückte. Jeder Platz erinnerte ihn an vergangene Tage, an alte Geschichten von Vater und Ahnen. Er dachte an die Zukunft und an das Alter, das unbegreifliche, das unsichtbar schon in der ferne stand und wartete, und an seine Frau, die lachen mochte, als sie sein Bett leer fand; es war ja nicht das erste Mal, daß er aus der Nacht hinweg hinaus mußte, um zwecklos den Tag zu durchlaufen und unermüdet abends heimzukommen.

Auf der anderen Seite des Baches, wo vor einer halben Stunde der Freiherr hinabgesprungen war, polterte ein Sandbrocken den Gang hinab und blieb träge unten liegen. „Der hat lange gebraucht“, sagte Tettingen, erhob sich und ging weiter, ziellos durch den Wald. Er fand Pfifferlinge und Schirmpilze, und wie er es als Kind von seinem Vater auf Spaziergängen gelernt, sammelte er sie wählerisch und tat sie in die Jagdtasche.

Eine schmale, gerade Waldstraße, übergrast und kaum begangen, lockte ihn mit ihrem weitherleuchtenden Ziele: ein altes Jagd- und Lustschlößchen lag dort zwischen mächtigen Parkbäumen, von einem Bach umflossen in der Nähe eines Waldweibers; nach langer Vernachlässigung war es wieder instand gesetzt worden. Er trat zum Tor, das den Zugang zu der gewölbten Steinbrücke abspernte, es war zu, und er hatte keinen Schlüssel. Er stand eine Weile vor dem tief eingegrabenen Bach und schaute hinüber. Still und geheimnisvoll anziehend lag das Haus drüben im Grünen, langsam glitten die Schatten eines windbewegten Astes in dem Goldhauch des säulengetragenen weißen Giebelfeldes hin und her.

Der Freiherr konnte einer Knabenlaune nicht widerstehen: er legte Jagdtasche und Flinte ab, befahl dem Hund, dabeizubleiben, und kletterte über das hohe Tor hinüber. Er umwandelte das wohlverschlossene Haus, setzte sich da, legte sich dort auf eine der breiten niedrigen Steinbänke, rauchte eine Zigarre und sah dem Blätterspiel der hohen Baumkronen zu. Er stieg endlich wieder über das Tor, warf Jagdtasche und Flinte über und schritt auf dem geraden Sträß-

chen vom Jagdschloß wieder weg in den Wald. Er gedachte, hier nun bald wieder ein Jagdfezt zu feiern.

Zu Mittag kehrte er in einem Dorfe ein, und dann wanderte er weiter. Es begegnete ihm nichts, das ihn seinem jugendlichen Träumen und Schweifen entriß, nichts, das ihn ermüdet oder ihm das Weitergehen verleidet hätte.

Am späten Nachmittage, schon wieder auf sein eigenes Jagdgebiet zurückgekehrt, schoß er, in Gedanken an das Abendessen mit seiner Frau, ein paar Rebhühner. Aber heim ließ es ihn doch noch nicht: Eine Anhöhe mit hoch in den Himmel stehender Pappel lockte ihn, er stieg hinauf und sah den See liegen mit blaßblauen und blaßgoldenen Wassern, mit den weißen Segeln und den Silberschweifen der Fischerboote und dem stillen Waldzug des anderen Ufers. Da mußte er hinter in das Städtchen, in den baumreichen Wirtschaftsgarten am See, bei einem roten Seewein die Sonne hinter der jenseitigen schwarzen Waldhöhe versinken zu sehen.

Als er den Garten durchschritt, um sich vorn an der Seemauer einen Platz zu suchen, wurde er angerufen und befand sich alsbald in einem Kreise befreundeter Damen und Herren der Nachbarschaft, die auch vom schönen Tage zufällig hier zusammengeführt waren. Während er sich setzte, sagte die junge Gräfin Ittendorf neckend zu ihm über den Tisch:

„Sie haben aber eine — geradezu eine Riesenstrecke an der Jagdtasche hängen!“

Alle lachten auf, und einer hob die Jagdtasche empor, an der das arme Rebhuhnpärlein mit langgezogenen Halsen baumelte.

Tettingen erwiderte der Gräfin lächelnd: „Sie haben gesegnete Augen! Sie sehen, was sonst kein Mensch sieht.“

Sie schaute ihn mit großen überraschten Blicken an und verstand nicht, zuckte leicht die Achseln, schüttelte leicht den Kopf, während ihre Augen fragend auf ihm hafteten. Und er merkte nun, daß er ihre Augen gut benannt habe.

„Ihre Augen sehen halt, was ich in Wirklichkeit heimbringe. Ich zog aus aufs Geratewohl, vielleicht, um was zu schießen, und erbeutete einen Tag, der mich nichts sehen und begegnen ließ, das mich nicht gefreut hätte, von früh vor der Dämmerung bis zu diesem Augenblick“, er verneigte sich leicht und höflich lächelnd.

Sie errötete, und, wie wenn sie sich den Sprecher nun doch genauer ansehen müßte, bedeckte sie ihn mit einem vollen, schweren, aber alsbald auch in sich versinkenden Blicke.

Tettingen sah langsam beiseite.

Und wenn er im Hin und Her sie anschaute oder über sie hinsah, fühlte er, wie alsbald ihr Auge das seine zu fesseln oder in seinem zu ruhen bereit war.

Und als er, unruhig geworden, sich nach kurzem verabschiedete, ward ihm bewußt, wie sich zwischen ihren und seinen Augen ein Strahlengewebe verkettete und mit Willen zerrissen werden mußte, wie ihr Auge blank aufflamnte, und wie sie erbleichte, indem sie seinen Abschied mit gehaltenem Kopfnicken erwiderte.

Sein Weg führte eine Strecke weit am See hin: rote und blasse Goldflüsse regten sich weich und spielten über die dunkle Tiefe hinüber, und drüben hinter der schwarzblauen Bergwaldmauer glühte der Abendhimmel immer höher hinauf.

Er ließ seine Augen in der Blendung dahingleiten, ohne recht zu sehen, er kam nicht los von dem glänzenden Auge und Blicke der Gräfin Ittendorf. Er kannte das Mädchen, wie er alle seines Kreises kannte, er wußte, daß sie vor etwa zwei Jahren knapp vor der Hochzeit ihren Bräutigam verloren hatte und bald auf Reisen, bald auf ihren Besitzungen am See nach ihrer Art dahinlebte.

Er schlug sich, von der Uferstraße abbiegend, einen Schluchtweg hinauf, der ihn landeinwärts seiner Heimat zuführte: über versumpfte Wiesen, schmale Stege, über senkrechte Eisenleitern, über schmale Abgrundspfade, über ausgetretene Felsstufen, unter überhängenden Felsen durch Klamm er beim Tosen des fallenden Wassers durch die Dämmerung, durch die Nacht der Felschlucht hinauf, ohne einen Fehltritt zu tun und ohne etwas zu sehen, er starrte in ein Auge voll ersten Feuers, voll Liebes- und Lebenshungers, und ein Zauber zog ihn. Bisher hatte er diesen Zauber selbst zu besitzen geglaubt, nun plötzlich schien ihm der seine längst verbraucht und verloren. Er fühlte in dem Auge alle Jugend und Verheißung, die doch längst, wie er jetzt inward, langsam hinter ihm zurückgeblieben war, er fühlte die Möglichkeit, die Gewißheit darin, alles überschwengliche Glück, in dessen Nachglanz er sich noch so beneidenswert gedünkt, alles genossene und versunkene Jugendglück noch einmal zu finden, ein Stück Unsterblichkeit.

Rüstig, als gelte es, die zu erlaufen, griff er auf der Höhe aus und war mit der Dunkelheit vor dem Tor mit den zwei Pappeln und hörte die Luft in ihnen auf und ab rascheln. Das gemahnte an seinen Auszug, an seinen Frohmut den ganzen Tag durch, und er suchte mit Kopfschütteln die sehnsüchtige Trunkenheit und Träumerei der letzten Stunden abzuwerfen; langsam ging er auf das Haus zu.

Nach kurzem saß er mit seiner Frau zu Tisch und erzählte haarklein, wo er gewesen und wen er gesehen, nur von seiner Verzauberung durch die Augen der jungen Gräfin Ittendorf berichtete er nichts. Und zum ersten Male geschah es, daß er nach solchem Ausfluge, statt noch bis Mitternacht beim Weinkrug zu sitzen, müde schien und frühzeitig zum Bett Zuflucht nahm.

„Auch wir werden halt älter“, sagte seine Frau und strich ihm mit der warmen Hand zärtlich über die Wange.

Ein ärgerlich abwehrendes Wort zuckte ihm in der Zunge; er bezwang es aber und erwiderte: „Älter? — Das Gefühl ist mir eigentlich fremd. Man wird gelegentlich auch einmal müde.“

\*

Die nächsten Tage beherrschte das Bild der Gräfin und der Traum eines freibeuterischen Glückes seine Gedanken. Dann versank der Zauber langsam; aber nicht in Vergessenheit, sondern in die Sicherheit seines jugendlich sich dehnenden Herzens, und acht Tage nach seinem Ausflug war es wieder emporgetaucht und trieb ihn mit Flinte und Tasche und Hund ungeduldig hinaus wie zu heiliger Verabredung.

Und es ward ein Tag ohne Muße, ohne Freude am Himmel und an der besonnenen Erde, ohne Stillung durch die vertraute Natur. Er stürmte seines Weges, er blieb auf Wegsteinen und Baumstämmen und Brücken sitzen, um die Zeit vergehen zu lassen, um an der Verschiebung eines Baumschattens die Zeit vergehen zu sehen. Er lag hinter dem Jagdschlößchen auf der zur Stellfalle in den Weiher hinausgebauten Brücke und sah dumpf träumend den Wasserspinnen zu, wie sie sich mit langen Rudersfüßen wie über eine Glasplatte dahinschnellten, oder den Karpfen, wie sie tief darunter langsam, fast ohne Regung durch das durchsonnte Wasser drangen.

Er schoß wieder zwei Rebhühner und war weit früher als voriges Mal in dem Wirtschaftsgarten am See. Er setzte sich zu bekannten Herren des Städtchens, die da ihren Abendschoppen tranken, und unterhielt sich mit ihnen.

Nach langem Kam die Gräfin, blau gewandet mit weißem Schal, durch den Garten, und alle schauten ihr zu. Tettingen verneigte sich grüßend. Sie schritt weiter und setzte sich näher beim See an ein Tischchen.

Man sprach über sie, man fragte den Freiherrn nach ihr, er antwortete bereitwillig und freundlich, aber mehr mit leicht hingeworfenen Gegenfragen und Vermutungen als mit Tatsachen und bekam so von dem und jenem zu hören, was man von ihr sprach.

Wenn er aufschaute, sah er ihre Gestalt dunkel und neugierreizend vor der weit hinausgedehnten Wasserfläche.

Endlich verabschiedete er sich von den Herren, warf Tasche und Flinte um, nahm den Hund an die Leine und schritt langsam gegen das Ufer vor.

Im Vorbeigehen stehenbleibend, begrüßte er die Gräfin und nahm auf ihr Geheiß Platz. Aber er legte die Tasche nicht ab und hielt die Flinte zwischen den Knien auf die Erde gestützt.

Sie sprachen über zufällige Dinge.

Manchmal versank er in ihren Anblick, daß er ergriffen nur mit Stottern weiterreden konnte, ward sich dessen bewußt und schaute rasch beiseite. Dann nahm er sich vor, sie kühl und prüfend anzusehen, da er ja außer ihren Augen noch nichts von ihrem Gesicht wußte; aber wie er von dem geschittelten blonden Haar über die breite Stirn zu den fast geraden Brauen gekommen war, da stürzte er schon über diese hinab in die blauen Brunnen, in die Silberflammen ihrer Augen, und sein Blick ward hilflos. Sie saß scheinbar unbewegt da, ihrer Schönheit und Gewalt bewußt, durchglüht von Singabe und Begehren, verdammt, sich begehren zu lassen, besiegen zu lassen, zu warten, ihrer Miene mächtig, dem Wechsel ihrer Farbe hilflos preisgegeben.

Nach kurzem erhob er sich, um weiterzugehen, und als er ihre Hand zum Kusse fassen wollte, ergriff sie seine Hand und drückte sie mit herzhaftem Druck.

Er trat noch vor bis zum Ufer, tat einen verlorenen Blick in die tiefer glühenden Wellen und verließ seitwärts den Garten.

Widerwillig, enttäuscht wandelte er heimwärts. Das war also, wovon er tagelang geträumt hatte! Da saß er, als ob er sich noch nie verliebt, noch nie ein Weib im Arm gehabt hätte, saß da und gaffte und stotterte und ließ sich von diesem jungen Ding entwaffnen! Zuviel der Jugendeseelei! Jedes Aufsehen zu vermeiden, war ja geboten;

aber statt belangloser Worte hätten verfängliche, verstrickende, blitzheiße und durchschlagende gesprochen werden müssen, statt wie jetzt vielleicht mit einem kleinen Triumph, müßte sie erschüttert wie nach einem Erdbeben, bang wie bei einer Sonnenfinsternis dasitzen!

Indessen, sie war dagewesen, wie er dagewesen war: was wollte alles andere dagegen! Und wieder gab er sich dem Traume hin, die lebendigste Zeit seines Lebens noch einmal zu leben, diesmal aber nicht ahnungslos wie etwas Selbstverständliches, das nie enden kann, sondern wissend mit der Inbrunst und Dankbarkeit des Erfahrenen als etwas Einziges, Kurzlebiges, als einen kühnen Raub aus dem Vorrath der Götter, im Verborgenen wie unter der goldenen Wolke des Göttlichen. Er sah keine Gefahr und kein Hemmnis. Seine Ehe hatte ihn nie auf die Probe gestellt, er hatte alles Glück und Gelingen nur als Bestätigung seiner Triebe und Wünsche hingenommen, so war er noch jung, unerfahren in sich und sicher, ein glücksgieriges Kind wie vor zehn Jahren. Wenn ihm Gedanken an seine Frau und Ehe mahnend und verwerfend dazwischentraten, so wies er sie als Spielverderber ab. Er nahm seiner Frau ja nichts, er liebte sie heute nicht weniger als vordem; aber was ihn aufs neue berauschte und in Besitz nahm, das lag eben hinter ihr. Es war so, es konnte wohl nicht anders sein, und keine Faser, kein Tröpflein in seinem Hirn oder Herzen wollte anders.

Am nächsten Dienstag ging er wieder, aber erst nach Mittag. Seine Frau begleitete ihn ein Stück und sagte, als sie umkehrte: „Wenn es Regen gibt — es sieht fast danach aus —, so plag dich nicht, nach Hause zu kommen, bleib im nächsten Gasthaus; das ist mir lieber, als wenn du in triefenden Kleidern noch stundenlang heimfährst.“

„Es wird wohl nicht so schlimm werden“, erwiderte er und küßte ihr die Hand.

„Ja“, murmelte er im Weiterschreiten, „aber Zero hat ihren Liebsten lieber naß gehabt als gar nicht.“

Und es regnete in der Tat, als er gegen Abend auf den Seegarten zuschritt, und ein gedeckter, schwarzglänzender Kraftwagen hielt vor dem Hause.

Der Freiherr trat in den großen Saal. An einem Tische wurden Karten gespielt, in einer Fensterische am anderen Ende saß die Gräfin beim Tee und sah durch die Lücken der schwernassen Bäume dem kalten Wogen des grauen Sees zu.

Tettingen legte ab und ging, wie um einen Platz zu wählen, durch den Saal; da sah sie nach ihm um, er trat grüßend zu ihr, und sie bot ihm Platz.

Nach Austausch einiger höflichen Worte verstummten sie und blickten einander in die Augen, so voll Kraft und Freude, daß jedem war, als sei ihm nichts mehr am anderen verborgen.

Endlich lachte er mit einem Knabenlachen und murmelte: „Ich wußte — hier sind Sie!“

„Saben Sie das gewußt?“ erwiderte sie, ohne den Blick von ihm zu lassen, und setzte leiser hinzu, indem sie den Kopf senkte und ihre Augen von unten blickten: „Aber — daß ich gestern hier war und daß ich vorgestern hier war und vorgestern und Freitag und Donnerstag und Mittwoch hier war, das hat Ihnen nicht geschwamt?“

„Es muß doch wohl!“ flüsterte er lachend, „denn gestern und vorgestern und vorgestern und Freitag und Donnerstag und Mittwoch suchten meine Gedanken Sie hier — nachdem sie sich um den ganzen See herum nach Ihnen umgetan hatten.“

„Brave Gedanken! — Ich hab' sie auch immer gespürt — und ich bin auch immer wiedergekommen.“

Von nun an trafen sie sich nicht mehr im Seegarten, und, wenn sie sich einmal in Gesellschaft sahen, so verriet kein Blick und keine Regung, daß sie schon vertraut miteinander gesprochen hatten.

Sie mußten, um zusammenzukommen, mit der größten Heimlichkeit zu Werke gehen; die Gräfin wollte niemand ins Vertrauen gezogen haben:

„Was kein Auge sehen darf, das darf auch kein fremdes Herz wissen!“

Der Freiherr ging jeden Dienstag auf die Jagd und gewöhnte sich daran, über Nacht auszubleiben. In diesen Nächten trafen sie sich in dem stillen alten Jagdschloßchen, zu dem die Gräfin einen weiten nächtlichen Weg durch Feld und Wald und oftmals durch Sturm und Schnee zu machen hatte.

\*

Frau von Tettingen lebte in dieser Zeit mit ihrem Gemahl in gleich innigem ungetrübtem Glück weiter. Wenn sie über ihn hätte aussagen müssen, so würde sie bekannt haben, daß er ritterlicher geworden sei, daß er einen zarten, huldigenden Ton von Frauendienst gefunden, der das verschwenderische Werben der ersten Liebeszeit ersetze und erst

rechtfertige, daß er überhaupt reifer und entschiedener geworden sei und eine feste Form von Männlichkeit gefunden habe.

Eines Tages, er war noch nicht lange von der Jagd zurückgekehrt, sah sie im Vorbeigehen an seinem dahängenden Jagdrock ein Haar glänzen, das sich an einem Knopfe verwickelt hatte. Sie machte es los, trug es zum Fenster und dachte: Ist mein Haar noch so glänzend?

Sie trat dabei unwillkürlich zum Spiegel: nein, ihr Haar war fahler geworden — wenn es je diesen Goldton besessen hatte. Es mochte von einer der Töchter sein; aber die eine war flachsblond, die beiden anderen etwas dunkler; es konnte nur von dem ältesten Buben sein, der ja noch langes Haar trug, wenn auch nicht so langes; aber es bleibt ja beim Stutzen manchmal ein längeres stehen. Sie trat zum Fenster, um es fliegen zu lassen; da tat es ihr leid, sie rollte es um ihren kleinen Finger, wo es wie ein feines Goldringlein schimmerte, und schob es dann in ein Medaillon. Und dachte nicht mehr daran.

Und es war wieder Sommer und bald ein Jahr vergangen, da sah sie, als Tettingen, von der Jagd kommend, vor dem Hause die Kinder begrüßte und sich gerade bückte, um den Jüngsten aufzunehmen — von seinem Rocktragen aus über die rechte Schulter und quer über den Rücken ein goldenes Haar glänzen. Ein Schrecken fuhr in sie, nicht ein Verdacht, eine unglaubliche Gewißheit.

Sie stand da mit maskenhaftem Lächeln und schaute zu, wie er ihre Kinder küßte.

Sie faßte sich sofort, das Geheimnis durch Geheimnis zu ergründen.

Sie ging hinter ihrem Mann in das Haus hinauf, wankend, ungeschickt, immer das Haar im Auge haltend, daß es ihr nicht noch verlorenginge. In seinem Zimmer nahm sie es ihm unvermerkt vom Rock und ließ ihn allein, sich umzukleiden.

In ihrer Stube angekommen, wickelte sie das Haar, das viel länger war als das frühere, auf den kleinen Finger, nahm dann das goldglänzende Köllchen, rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger und roch daran: es war kein Kinderhaar. Es war das duftende Haar einer Dame. Sie holte jenes vergessene Medaillon hervor und fand, daß jenes Haar und dieses zusammengehörten; da tat sie das neue zu dem alten und schloß das Medaillon weg.

Sie setzte sich hin, bedeckte die Augen mit der Hand und ließ sich die Damen ihrer Bekanntschaft durch den Kopf gehen: es waren da mehrere, von denen das Haar hätte sein können; aber es widerstrebte ihr, eine etwa in falschen Verdacht zu nehmen, und sie sagte sich, daß

es auch von einer Unbekannten sein könnte — ja, daß der Freiherr beide Male das Haar auf eine ganz harmlose Weise aufgefangen haben könnte —, sie mußte also auf jeden Fall ganz behutsam und insgeheim, mit unhörbaren Schritten zum Ziele zu kommen suchen.

Einen Aufschub ertrug ihr gequältes Herz und schon ihr Keulichkeitsbedürfnis nicht, und so überraschte sie denn wenige Minuten später ihren Gemahl durch den Wunsch, auf kommenden Sonntag eine große Abendgesellschaft zusammenzubitten, und als er wegen der Kürze der Zeit widersprach, kämpfte sie so bekümmert um das Recht, auch einmal eine Laune durchzusetzen, daß er lächelnd nachgab. So hatte sie noch den Gewinn, daß die sich drängenden Vorbereitungen sie verhinderten, sich der Grübeleien, dem Ekel, dem Schmerze zu überlassen.

Beim Feste, zu dessen Einladungen sie bedachtsam den weitesten Kreis gezogen hatte, beobachtete sie unermüdlich ihren Mann in seinem Verkehr mit den Damen wie mit den Herren, sie prüfte die Miene jedes Gastes und jedes Dieners: sie konnte keine Unruhe des Freiherrn, kein Bemühen oder Meiden, kein heimliches Schielen nach irgendeiner Dame, keine Befangenheit oder besondere Liebenswürdigkeit gegen irgendeinen der Herren feststellen, umsonst suchte sie in den Augen der sie Umgebenden jenen mitwissend betrachtenden Blick, jene heimliche Neugier, jene bewusst vergeltenswollende Teilnahme — nach einem Tag angespanntester Beobachtung und nervöser Jagd von einer Miene zur anderen schloß sie die Augen, ohne auch nur den leichtesten Grund zum Verdacht gefunden zu haben, und doch mit dem demütigenden Gefühl, die Gesuchte sei selbst dagewesen — schloß die Augen und konnte nicht schlafen. Die vielen Gesichter, die sie gesehen, drängten sich in frazenhaftem Zuge durch ihr überreiztes, vergiftetes Hirn, alle ebenso blind und betrogen wie sie selber.

Wenn ihr Mann eine Geliebte hatte — und sie zweifelte nicht mehr daran —, so wußte niemand darum, so war diese Liebe der ganzen Verwandtschaft, Freundschaft, ja der ganzen Landschaft ein ungeahntes Geheimnis. Ihr graute bei dem Gedanken an die ruhige Kuchlosigkeit, an die heuchlerische Sicherheit in dem Manne, den sie so lange kannte und so anders gekannt hatte; aber seltsam: verlor er dadurch, so gewann er auch. Sie empfand über diese Kühne und trotz allem edle Art von Liebe fast einen Stolz; wie wenn sie ihr selbst gälte, und Eifersucht, weil sie ihr nicht galt. Ihr Schmerz verbrannte fast spurlos in der unerträglichen Glut der Spannung auf die Unbekannte; denn nur noch zwei Tage mußten vergehen.

Als er am Dienstag seinen gewohnten Jagdgang anzutreten im Begriff war, begleitete ihn seine Gemahlin, die Hand auf seine Schulter legend, zum Tor und sagte lächelnd: „Nun wirst du mir doch auch schon ein rechter Gewohnheitsmensch! Jeden Dienstag, den Gott gibt, mußt du jagen gehen.“

Stehenbleibend griff er an den Riemen seiner Flinte, wie um sie abzunehmen, und fragte mit erfreutem Lächeln: „Soll ich heute zu Hause bleiben? Wär' es dir lieber?“

„Lieber?“ entgegnete sie. „Ich kann nicht nein sagen, und es wäre zuviel, wenn ich ja sagte. Es ist mir lieber als alles, wenn du bei mir bist; es ist mir aber um nichts weniger lieb, wenn ich weiß, daß du froh deinen Dingen nachgehst; und es ist keine größere Freude, als wenn du wieder heimkommst. Glückliche sein können beim einen wie beim anderen!“

So schieden sie. Sie wunderten sich danach beide, wie durchaus ehrlich und aus dem Herzen ihre Worte gekommen waren, und sein Herz war doch voll Sehnsucht nach einer anderen, und das ihrige so voll Angst und Argwohn.

Und so dachte sie auch nicht einen Augenblick daran, seine freudige Bereitwilligkeit zum Bleiben als Zeichen seiner Unschuld auszulegen; ein geheimer Bund konnte natürlich nur bei der größten Freiheit beider bestehen.

Sie verbrachte den Tag vollends wie gewöhnlich und legte sich zur üblichen Zeit zu Bett.

Nicht, um zu schlafen!

Sie lag da und sah empor ins Dunkle und suchte zu erträumen, wo er jetzt sei; ob er mit ihr zusammen sei; wer die Zauberin sei, die ihr den Mann genommen, die ihr den Mann verwandelt, die ihr von ihrem Manne diesen unbegreiflich vollkommenen Rest gelassen hatte! Aber alles Suchen und Träumen und Schließen war umsonst. Nur — die Untreue, die Verlassenheit, die seit einer Woche ihre heimliche Unruhe gewesen war, dieser Verrat warf sich ihr nun als neue, als eben jetzt geschene Tat aufs Herz, und je stärker und reiner dieses Herz war, um so heißer von Zorn und Abscheu, um so kampflustiger empörte es sich.

Die Nacht wurde heller vom aufsteigenden Monde, die Frau erhob sich auf den Ellenbogen und schaute hinaus in den Park, wo die Luft den Silbersaum der Baumkronen rieselnd bewegte und weiterzog in den hellen Himmel mit seinen wenigen feinen Sternlichtern.

Der Brunnen rauschte, der Uhu schrie.

An welche Brust gelehnt sah ihr Mann in diese Nacht hinaus? Wo? Wenn es nicht in dem Jagdschloß war, wo er oft zu übernachten behauptete, so war ihr Sinnen umsonst, davon aber mußte sie Gewißheit haben!

Gegen Mitternacht stand sie auf, kleidete sich an, warf einen leichten, braunseidenen Mantel um und, wie sie dann nach einem Kopftuch langte, bekam sie auch eines in die Hand von weicher weißer Seide, das ihr Tettingen als Bräutigam mit zwei großen goldenen Nadeln geschenkt hatte. Dieses, das erste und liebste seiner Geschenke, warf sie über ihr Haar und steckte es mit den Nadeln so fest, wie sie es damals bei ihrem ersten gemeinsamen Gang ins Konzert mit ihm ausprobiert hatte.

Sie verließ unbemerkt das Schloß und den Garten und schritt rasch in die Nacht hinaus.

Wie fremd und täuschend das war! Wie schwer, den wohlbekannten Weg zu erkennen. Wie groß und lastend waren die Bäume, wie stofflich lagen ihre Schatten da, lauernd, als müßte man sich vor ihnen hüten! Wie geheimnisvoll, versteckartig drängten sich die Pflanzungen auf den Feldern! Wie gering und flach wogten die Höhenzüge!

Wie still! Manchmal ein Eulenschrei, manchmal ein Turmuhrschlag, manchmal ein Hundegebell in der Ferne; dann lange nichts als ihr rascher Schritt und ab und zu ein seltsames Klatschen ihres Gewandes oder Mantels hinter ihr, das sich anhörte, als folge ihr jemand, und das sie zuerst erschreckt hatte.

Lange Strecken empfand sie nichts von der Schönheit und den Schauern der Nacht, sie glühte und zitterte in dem Gedanken, den Mann, der sie verriet, und das Weib, das ihn ihr genommen, zu stellen, dem Paar in die Augen zu blicken und Rache zu nehmen; sie wußte nicht wie; aber ihr Herz schrie danach. Gewißheit und Rache, sei's nur einer Sekunde, was wollte sie anderes?

Sie schritt an einer eisgrau schimmernden Wiese vorbei, unter dem Laubvordach des Waldbrandes, da geschah ein Krach über ihr in den Ästen, daß sie schreiend zusammenhockte, den Kopf zwischen die Schultern zog und die Arme abwehrend in die Höhe streckte — ein Krach, als bräche ein Fels durch den Baum herab und müßte sie zermalmen. Zweige fielen auf sie herab, und neuer Schrecken ertönte von oben: ein Reuchen wie aus der Brust eines Fabeltieres — und dann ein Klatschen und Sausen — und nun richtete die Frau sich bange auf und lugte

behutsam über sich und sah auf Feuchenden, fausenden, Flatschenden flügel schlägen einen großen Vogel über die Wiese hinüberfliegen. Sie reckte sich, preßte die Hand auf das hämmernde Herz und murmelte, dem Flüchtling nachschauend: „Zwei Hasenfüße!“

Sie lief aufatmend wieder des Weges; aber es fehlte nicht viel, und sie wäre zwanzig Schritte weiter unter demselben Krachen wieder zu Boden gesunken, und noch drei-, viermal geschah es an diesem Waldrande, daß ihre Schritte einen Baumfalken aus dem Schlaf schreckten.

Der Weg bohrte sich in den Wald, kroch in eine rauschende Schlucht hinab, überquerte den Bach und stieg aus der Finsternis wieder hinauf in den mondlichtdurchstreiften Wald. Es wollte der Frau grauen beim Eintritt in das Dunkel, aber sie schüttelte den Kopf und sagte: „Was gibt es denn noch zu fürchten!“

Und nun empfand sie die Trostlosigkeit ihrer Worte und mußte weinen und schluchzen und griff zum Taschentuch. Da fiel ihr ein, daß sie einmal am hellen Tag eine Frau laut weinend durch die Straßen habe laufen sehen und daß ihr nie vorher etwas so das Herz zerrissen hatte wie jener Anblick — und sie faßte sich und wurde wieder still.

Endlich stieß ihr Weg senkrecht auf das Waldsträßlein, das zum Jagdschloß führte, und bald sah sie den weißen Giebel durch die Bäume schimmern.

Sie blieb stehen: nun war sie am Ziel, nun hatte sie es in der Hand; da lag das wie eine Falle, von ihr gestellt! Aber was gäbe sie darum, wenn sie nicht hier stehen müßte!

Und was verdient das Weib, das sie dazu gezwungen hat!

Der trübe Bodensatz ihres Wesens trieb auf bei diesem Gedanken, schoß vergiftend in ihr Blut und ihren Willen hinein und jagte sie auf das Schloßchen zu, als müßte sie in diesem Augenblick die Hände um den Hals des Opfers legen.

Das Tor öffnete sich dem Druck ihrer zitternden Hand.

Sie schritt über die Brücke: wie eine goldene Schuppenschlange bewegte sich rechtsher auf dem schwarzen Kanal der Abglanz des Mondes.

Sie trat behutsam auf das Haus zu: da regte sich etwas auf der obersten Stufe der Freitreppe. Die Hündin lag dort vor der Tür, hob den Kopf und segte mit der wedelnden Rute den Boden.

Die Baronin machte nur „Pst!“ und ging vorbei und auf die Tür zu: diese stand offen.

Die Frau hielt betroffen auf der Schwelle.

Ihr Mann — allein?

Und was dann?

Dann — Kam eben sie zu ihm — in Gottes Namen mit einer Lüge!

Sie durchschlich die Halle und öffnete lautlos die Thür rechterhand zum Schlafgemach: silberweiß flimmerte das alte Parkett, voll schien der Mond über die Bäume durch das hohe offene Fenster herein.

Sie schob sich zu dem breiten niedrigen Bett hin: da lagen in festem Schlaf Tettingen und die Gräfin Ittendorf, die Köpfe gegeneinandergelehnt, die Hände der verschlungenen Arme gefaltet.

Bebend und von ihrem Herzschlag durchdröhnt, entsetzt von ihrem Eindringen hier, hielt Frau von Tettingen inne; beschämt, angewidert von diesem Eindringen stand sie kraftlos da, wußte sich keine Entschuldigung und starrte im hellen Mondlicht auf die zwei Menschen, die harmlos wie zwei Kinder schliefen: sie mußte die blühende und doch kindlich zarte Schönheit der Gräfin und die schlanke, zu höchster Kraft gesteigerte des Mannes empfinden, bewundernd und befangen, als sähe sie zum erstenmal ein Menschenpaar; sie fühlte eine verwirrende, rührende Unschuld in dieser Heimlichkeit bei offenen Fenstern und Türen und erschrak vor etwas Geheimnisvollem, Schicksalhaftem, das über ihre Begriffe hinging, sie ward sich plötzlich ihrer Keife und Mütterlichkeit gegenüber diesen beiden Kindern bewußt, schaute an sich hinab und bedrängt im Gemache umher, erblickte im großen Spiegel gegenüber die Jugend und Schönheit des Paares wie ewigen Marmor leuchtend, und sich selbst daneben braun verummumt wie den lauernden Tod und mußte an den abgestorbenen Tannenbaum denken, der vorhin ebenso rostbraun wie sie an ihrem Wege gestanden, sie hörte die Amsel immer noch vom Baum herab locken, sah die klare Scheibe des Mondes unbeweglich über den Wipfeln, sie blickte wieder nach dem Lager, wußte nichts mehr von Grimm und Rache, sie war voll von einem großen unheilbaren Schmerz und einer kleinen Scham.

Sie mußte wieder fort.

Aber sie ertrug es nicht, heimlich hier gewesen zu sein, und dachte auf ein Zeichen. Sie nahm ihren weißen Schleier ab und breitete ihn, wo die Füße sich unter der dünnen Decke abzeichneten, über das Paar und steckte ihn mit den goldenen Nadeln hüben und drüben fest.

Wie um Hilfe, Bestätigung, Zwang zu suchen, betrachtete sie noch einmal das schlummernde Paar und verließ das Zimmer.

Als sie an dem Zunde vorbeischlich, erhob er sich langsam und folgte ihr über die Brücke; aber am Tor schickte ihn die Baronin um.

Von ihrem Verlust ausgehöhlt und schwer, unfähig, ihre Verwirrung zu klären, zwang sie sich langsam heimwärts.

\*

Gleich darauf erwachte die Gräfin aus einem drückenden Traum, rang sich auf wie aus einer Lähmung, blieb sitzen und starrte, sich sammelnd, in das Mondlicht und das durchsilberte Dunkel der Bäume, hörte die Amsel von ihrem Wipfel herunterrufen, hörte den Hund die Stufen emportappen und sich fallen lassen, und vernahm das frühe Piepsen kleiner Waldvögel — und als sie endlich das geblendete, schlaftrunkene Auge ins Zimmer zurückwandte und vor sich hinstierte, da erblickte sie den weißen Schleier auf den Füßen — und die schimmernde Goldnadel — und konnte sich nicht entsinnen, ihn hingelegt zu haben, und kannte ihn nicht, und stieß jäh einen entsetzten Schrei aus.

Der Mann fuhr aus seinem Schlaf auf, umsing sie mit seinen Armen und sprach: „Herz, was ist dir? Ich bin ja bei dir!“

Sie deutete mit beiden zitternden Armen auf den Schleier und stammelte: „Hier — hier! Es ist aus!“

Er begriff es so wenig, daß er, die Schönheit ihrer Arme und Hände anstaunend, sie fester an sich drückte und ihr schmeichelnd zusprach: „Aber, Kind, beruhige dich, du träumst!“

„Sieh doch den Schleier!“ stieß sie heraus, löste seine widerstrebenden Hände von ihrem Leib und zog sich die Decke bis zum Hals hinauf.

Nun beugte er sich vor und griff nach dem dünnen weißen Ding, und er erkannte es, und er erkannte die Nadeln, und langsam verstand er, und stöhnend sank er zurück.

Und wenn sein Stöhnen zunächst der Schmach galt, entdeckt und gesehen worden zu sein, so galt der Schmerz, der nun in ihm brannte und gleich dem glühenden Draht des Arztes alle Winkel seines Bewußtseins ausräumte, der geliebten Frau, die hier hatte stehen und sich zur letzten Güte hatte überwinden müssen. So hatte er durch Schmach das edelste Herz mißhandelt, daß es nach einem stillen Blick der Erkennung nur ein heimliches Zeichen gab und sich stärker zeigte als Glück und Unglück. Dieser Frau nachheilen, bekennen, bitten, um Verzeihung bitten und um ein Restchen Liebe! Wer eine solche Frau aufgeben konnte, wen eine solche Frau lief ...

Ein Wimmern brach aus dem Munde der Gräfin, und sie sprach in klagendem Tone aus, was sie unverrückbar notwendig fühlte: „Nun muß ich fortreisen — weit fort — und die halbe Erde zwischen uns bringen — und wir dürfen uns nie — mehr — sehen!“

Er seufzte tief und konnte nichts erwidern.

Sie drückte ihr Gesicht ins Kissen und weinte, ihr Körper zuckte im Schmerz.

Tettingen warf ein Gewand um, ging zum Fenster und schloß den Laden. Er trat ans Bett und drückte der Weinenden einen Kuß auf das Haar. Dann verließ er das Zimmer.

Bald darauf traten sie aus der Thür und schritten Hand in Hand über die Brücke.

Am Tor wandten sie sich um und betrachteten das wohlgeschaffene Haus. Die Bäume und jeder Pfad und Winkel des wasserumsflossenen Bezirkes waren ihrem Herzen bewußt, das Glück, das Schwärmen, das besinnungslose Spiel, die Selbsttäuschung und endlich die ernste Wahrheit. Sie durchschritten das Tor, Tettingen schloß zu und warf den Schlüssel in den Bach.

Hand in Hand gingen sie die Waldstraße dahin, wo jede Tanne für ihr Erinnern vollhing wie ein Weihnachtsbaum, und sie sprachen nichts.

Wo der Waldweg abzweigte, Tettingens Weg, blieb er stehen, ergriff mit der Rechten die ihrige, sie sahen sich an und sahen fremde Gesichter.

Endlich sagte er gepreßt: „Verzeih mir!“

„Ich danke dir!“ rief sie leidenschaftlich. „Und du, dank auch du mir!“

„Ich danke dir und werde dir immer danken, und ich fühle, ich habe dir mehr zu danken, als ich heute weiß.“

Sie warf sich ihm schluchzend an die Brust.

Plötzlich riß sie sich los und taumelte weiter, und ohne ein Wort eilte jedes seinen Weg nach Hause.

\*

Wie er so davonlief, ohne Gedanken, nur Wille, fand Tettingen plötzlich in seinem Bewußtsein, weit unter sich gesehen, das Bild, wie seine Frau vor ihm und vor seiner Untreue dahinsfloh, und wie nach der anderen Seite die Geliebte jäh von ihm und seiner Untreue hinwegfloh, und wie er sich in unbewußtem Trieb nicht nach ihr umsah, sich nicht um sie sorgte, nur bemüht war, jener nachzueilen, den Abstand zu

verschlingen, sie einzuholen, solange sie noch unterwegs wäre — und er stockte nicht eines Schrittes Dauer, er lief noch eiliger. Dort vorn mit seiner Frau floh alles, was in seinem Leben Dauer gewonnen hatte, der Dauer des Kampfes, des Schmerzes, dieser schmachvollen Stunde wert war! Alles, was er verlieren, aber nie verloren geben konnte! Auf der Wahrheit und Echtheit eines Mannes hatte diese Frau über ein Jahrzehnt, viertausend Tage, alle Augenblicke von viertausend Tagen zu einem Hause aufgebaut mit Liebe und Vertrauen und Geduld, und, wie sie heute nacht sah, da fehlte der Mann, da war nur ein Knabe da, noch zu grün zu Verzicht und Wahl, der Heimlichkeit verfallen, ungütig, ein Näscher! War der Bau unter der Frau und ihrem Entsetzen zusammengebrochen, lag sie zerschlagen und wund in den Trümmern und tastete nach ihren Kindern? Oder war sie, von Ekel gejagt, die Treppe hinabgestoben, hinab, hinab bis zum reinen Fundament des eigenen alleinigen Lebens, um von da allein neuzubauen, was gebaut werden muß? Zum ersten Male fühlte er mehr als Freude und Liebe zu dieser Frau, in diesem Schmerz fühlte er zum ersten Male seine Einheit mit ihr, in diesem Schmerz, den er ihr getan, den er ihr streitig machte. Und wenn er ihr durchs ganze Land nachjagen mußte, dieser Augenblick durfte nicht verrollen, dieses Blut der Scham, das in seinem Gesicht brannte, durfte nicht erkühlen, ehe er ihr vor Augen stand ...

Tettingen erspähte seine Frau noch aus der Ferne und holte sie vor dem Tore des Schloßhofes ein.

Sie sahen einander nicht an. Aber er faßte ihre hängende linke Hand, und sie entzog sie ihm nicht.

So betrat er mit ihr das Haus und schritt mit ihr die Treppe hinauf, und so führte er sie weiter und weiter, bis sie in dem offenen Ruppeltürmchen über dem Dache ankamen.

Hier stellte er sich ihr gegenüber und blickte sie an; aber sie schaute nicht zu ihm auf, als schämte sie sich.

Da sagte er: „Willst du alles auf dich nehmen, so viel, daß an mir nichts übrigbleibt? Sieh mich an, damit du sehen kannst, daß ich mich schäme, und daß ich soviel zu tragen gewillt bin, wie du mir auferlegen magst und wie meine Ehre, meine Pflicht und meine Liebe nur von mir verlangen können, und damit du sehen kannst, daß ein anderer vor dir steht und mit dir spricht als gestern noch!“

Sie schaute auf und sah es, und ihr Auge wurde frei.

„Ich will nichts beschönigen“, fuhr er fort, „und nichts entschuldigen.“

Was geschehen ist, will ich als Mann vertreten, obschon ich es als Knabe beging, vom Glück und von allem verwöhnt. Daß ich es nicht mehr als Knabe fühle und nicht mehr als einen Knabenstreich wie gestern noch, das verdanke ich dir. Daß ich es als meine Schmach erkannte, die keineswegs die deinige ist, die nur dann auch deine Schmach wäre, wenn ich es nicht als die meinige fühlen gelernt hätte — daß diese Schmach mein Blut gefärbt und mich zum Manne gemacht hat, der seinen Besitz schätzen und sein Ziel erkennen kann, das danke ich dir, nicht deiner Absicht oder deinem Zorn, sondern deiner Liebe, die du in dem Moment am größten zeigtest, als du sie fast sterben fühlen mußtest. Um dieser Liebe willen, die versunken ist, aber wieder steigen kann und steigen muß, bitte ich dich. — Jenes andere ist aus und vergangen. — Vergib mir!“

Sie schüttelte den Kopf und sprach: „Ich habe dir nichts zu vergeben, ich liebe dich.“ Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und sie sank auf die Bank.

Er zog das seidene Tuch, in dem die Nadeln steckten, hervor und bat: „Dann nimm auch dieses wieder, bitte ich dich“, und legte es ihr auf die Hände.

Ihre Tränen fielen darauf.

Sie nahm's und wischte die Tränen ab, aber immer neue quollen hervor.

Er fuhr fort: „Und wenn du erst wieder Vertrauen zu mir fassst und Freude an mir hast, an dem Tag stecke ihn wieder ums Haar, damit ich es weiß und dir danken kann.“

Sie hatte die Nadeln herausgezogen und trocknete sich das Gesicht ab. Sie breitete den Schleier auseinander und sah, wie er naß war, und hielt ihn einen Augenblick in die bauschende Luft. Dann schwang sie ihn über den Kopf und legte ihn zurecht, steckte ihn rechts und links mit den goldenen Nadeln fest, ließ die Enden fliegen und sagte: „So kann er trocknen.“

Der Mann ließ sich ihr gegenüber auf die andere Bank nieder und sah sie aus brennenden Augen an, und Scham und Trauer drückte so schwer, daß er kein Wort mehr hervorbrachte.

Da kam der Hund die Treppe heraufgetappt, ihnen nach, sprang neben der Frau auf die Bank und blickte durch den offenen Bogen in die Weite, dem Licht der aufdrängenden Sonne entgegen; und als scheuten sie sich, das Tier etwas merken zu lassen, fingen sie miteinander zu sprechen an.

## Erntetanz

Volkslied aus dem 13. Jahrhundert

Räum aus die Sessel und die Stühle!  
Und mit den Tischen / fort in die Nischen!  
Zeit wird zum Fest zertanzt die Diele!

Das Fenster auf und die Türen!  
Auf daß der Wind / Mag kühl und lind  
Die Mädchen, heißgetanzt, berühren!

Und wenn die Musikanten schweigen,  
Sollt ihr doch alle / Hier in der Halle  
Aufs neu euch drehn nur nach der Geigen!

Nun auf, das Tanzen hat begonnen!  
Bursch, sei gescheit / Greif eine Maid,  
Sonst ist die Freudenschar zerronnen!

## Abend am Berg

Das Lied der Getreuen

Das macht uns wieder froh für viele Tage:  
Ein Abend, irgendwo auf stiller Höh'  
Und einer fühlt beglückt des andern Näh'  
Und weiß: der trägt das Leid, wie ich es trage.

Und aus dem Kleinen, festgeschlossnen Kreis  
Ertönt ein Lied ins Dunkel eines Raumes,  
Klingt auf als Sehnsucht eines großen Traumes,  
Und wie es anschwell — so verebbt es leis.

Dann horchen wir ihm eine Weile nach  
Und denken alle an die ferne Wende ...  
Und später reichen wir uns fest die Hände  
Zum stummen Schwur, den bisher niemand brach.

Und draußen auf den Schnee fällt schwach der Schimmer  
Des gelben Mondes, der ins Dunkel steigt,  
Und wie sein Schein zur Nacht die Wege zeigt,  
So leuchtet auch für uns der Weg noch immer.

Pasteten hin, Pasteten her,  
Was kümmern uns Pasteten?  
Die Kanne hier ist auch nicht leer  
Und schmeckt so gut als „bonne chère“  
Von Fröschen und von Kröten.

Schön rötlich die Kartoffeln sind  
Und weiß wie Alabaster!  
Sie dünn sich lieblich und geschwind  
Und sind für Mann und Weib und Kind  
Ein rechtes Magenpflaster.

## Weinjahr

Gottfried Keller

Rüstet die Kelter, die Rufen und Tonnen,  
Denn es verglühet ein seltenes Jahr!  
Schon naht der Herbst, und es glastet die Sonne,  
Wie sie geglastet den Sommer entlang!

Sehet! unbändig schwellen die Trauben —  
Rüstet die Kelter und rüstet den Krug! —  
Jegliche Beer' eine sonnige Klausel,  
Drunnen ein Glutelf brauet die Flut!

Rüstet die Tonnen! Umfanget den starken  
Keisigen Wein mit eisernem Band!  
Männern zerbricht es den stämmigen Nacken,  
Stürzet sie jählings in Jammer und Qual!

Füllet die Krüge, doch trinket den Frieden,  
Trinket das Licht, das dem Himmel entstrahlt!  
Bindet die Herzen mit eisernem Willen,  
Daß ihr entrinnet dem tödlichen Fall!

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;  
Schenk ein den Wein, den holden!  
Wir wollen uns den grauen Tag  
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,  
Unchristlich oder christlich,  
Ist doch die Welt, die schöne Welt,  
So gänzlich unverwüßlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —  
Stoß an und laß es klingen!  
Wir wissen doch, ein rechtes Herz  
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;  
Schenk ein den Wein, den holden!  
Wir wollen uns den grauen Tag  
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,  
Doch warte nur ein Weilchen!  
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,  
Es steht die Welt in Weilschen.

Die blauen Tage brechen an,  
Und ehe sie verfließen,  
Wir wollen sie, mein wackerer Freund,  
Genießen, ja genießen!

Ältern versehen es insgemein auf zwei Seiten, entweder durch allzu große Sätzchelei und Verzärtelung, oder durch allzu große Strenge und Verbitterung. Es muß auf beiden Seiten Maß gehalten werden. Es muß der Apfel bei der Rute sein.

Martin Luther

Mir ist so bang. Komm du allein  
Und laß nichts Fremdes um und bei mir sein.

Ich zittre so. Der Herbstwind weht.  
Der schöne Sommer auf der Weige steht.

So kurz! So schnell entflattert Zeit.  
O schönes Spiel mit Lieb' und Herzeleid.

Die Blum' ist tot. Vergänglichkeit  
Friert um mein Herz. O breit' die Arme weit.

Vergeben und Vergessenheit umfängt  
Mich wie dein Mantel. Und das Herz gedenkt

Nun andrer Dinge länger nicht.  
Dein Mund allein an meinem Ohre spricht

Mich leis' in Schlaf, in siebenfarb'nen Traum.  
Du blühend Herz! Du immergrüner Baum!

Der Preis

Ludwig Finckh

Wir haben nicht mehr die hellen Augen,  
Die für die kostbare Arbeit taugen,  
Wir sind alle zerschliffen und zerkämpft.  
In unsere Gesichter haben sieben  
Mal siebenzig Wetter ihr Zeichen geschrieben  
Und unsere Freude mit Schmerzen gedämpft.

Wir haben nicht mehr die blonden Haare  
Unsrer frohlockenden Kindheitsjahre,  
Früh wurde das Haupt und vor Zeiten uns weiß.  
Aber wir haben für dich gestritten,  
Deutschland, und mit dem Führer gelitten. —  
Das ist unser Preis.

Theodor Mommsen:  
Zu Moltkes neunzigstem Geburtstag

26. Oktober 1890

Euer Excellenz

bittet die unterzeichnete Akademie der Wissenschaften, welche seit dreißig Jahren die Ehre hat, Sie zu ihren Mitgliedern zu zählen, zu dem heutigen Ehrentage Ihnen ihren Glückwunsch darbringen zu dürfen.

Es ist ein unvergleichliches Fest, welches alle Klassen und alle Kreise der deutschen Nation an diesem Tage in ihren berufensten Vertretern um Sie vereinigt. Den Mann, dem es gegeben war, bei dem gewaltigen Bau der Einheit des Vaterlandes ein Eckstein zu sein, den Feldherrn des Wagens und Wagens, den Tapferen, welcher nie den Kleinmut und nie den Übermut gekannt und bis in das höchste Greisenalter den Klaren und festen Gleichmut sich bewahrt hat, den Mann, der die Schlachten so zu beschreiben verstand wie zu gewinnen, den Meister des Wortes in der seltenen Rede, den einsichtigen und liebevollen Erforscher und Darsteller des mannigfaltigen Völkerlebens, den wissenschaftlichen Erkunder der Landschaften am Tiber und am Euphrat, den Mann, zu dem Deutschlands Fürsten wie Deutschlands Bürger verehrend hinaufsehen, den edlen deutschen Mann, dessen langes Leben ein langer Segen für unser Volk gewesen ist, den feiert heute an seinem neunzigsten Geburtstage mit dem ganzen Vaterland auch die Königliche Akademie.

Möge es Euer Excellenz vergönnt sein, noch lange der Nation als leuchtendes Mal vor den Augen zu stehen und ihr, die so schwer sich einigt, die einmütige Verehrung für den großen Mann, der keinen Feind hat, ein lebendiges Zeugnis ihrer Einigung zu bleiben.

Die Königliche Preussische Akademie der Wissenschaften.

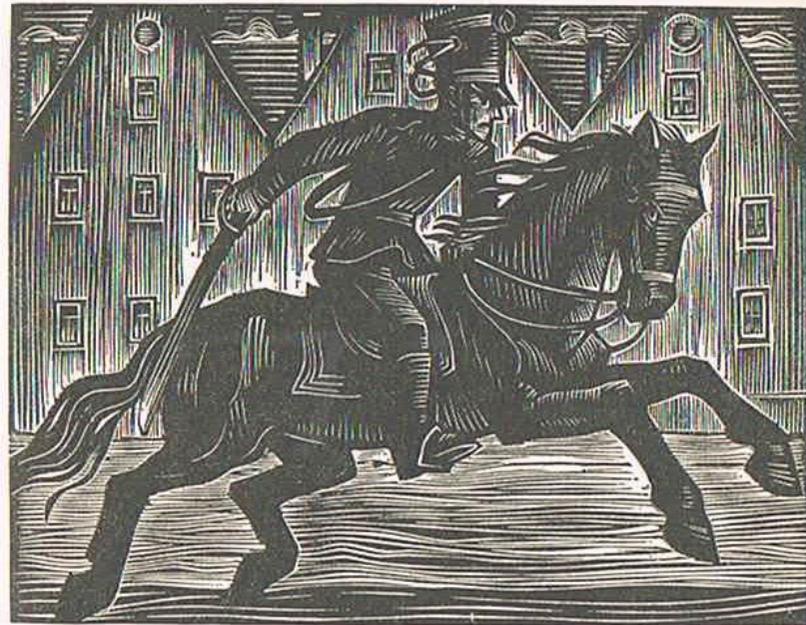
Anekdote aus dem letzten preussischen Kriege

Heinrich von Kleist

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenzollern verlassen und von Franzosen, die es für

befetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preussischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: Herr Wirt! und, da ich fragte: Was gibt's? — Ein Glas Branntwein! antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: mich dürstet! Gott im Himmel, sag' ich, und will er machen, Freund, daß er wegkommt? die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf! — Ei was! spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt: ich habe den ganzen Tag nichts genossen. — Nun, er ist, glaub' ich, vom Satan besessen. He, Liese! rief ich, und schaff ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: Da! und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. Ach was! spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: Wo soll ich mit dem Quarf hin? Und: schenk' er ein! spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet: denn ich habe keine Zeit. — Nun, er ist ein Kind des Todes! sage ich. Da! sag' ich und schenk' ihm ein: da! trink' er und reit' er! Wohl mag's ihm bekommen! — Noch eins! spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: Noch eins? plagt ihn —? — Noch eins! spricht er, indem er sich den Bart abwischt und sich vom Pferde herab schneuzt: Denn es wird bar bezahlt. — Ei mein Seel! So wollt' ich doch, daß ihn — Da! sage ich, und schenk' ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk' ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: ist er nun zufrieden? — Ach! schüttelt sich der Kerl: der Schnaps ist gut! Na! spricht er und setzt sich den Hut auf: Was bin ich schuldig? — Nichts, nichts! versetz' ich: Pack' er sich in Teufels Namen! die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf! — Na! sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: so soll's ihm Gott lohnen! Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: schaff er mir Feuer! — Feuer? sag' ich: plagt ihn —? — Feuer, ja! spricht er: denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen! — Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Liese! ruf' ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mädchen ihm Feuer. — Na! sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen! Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und

zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. Ein Mordkerl! sag' ich: ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will er sich in Senkers Namen scheren, wo er hingehört? Drei Chasseurs — sieht er nicht? halten ja schon vor dem Tore! — Ei was! spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerle blitzend ins Auge: wenn ihrer zehne wären, ich fürcht' mich nicht! Und in dem Augenblick



reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf. Bassa Manelka! ruft der Kerl, und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Sohenlohesche Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit stutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und: Bassa Teremetem! ruft, und: Sieht er wohl, Herr Wirt! und: Adieus! und: Auf Wiedersehn! und: hoho, hoho, hoho! —

So einen Kerl, sprach der Wirt, hab' ich zeit meines Lebens nicht gesehen! —

An einem Sonntag im Vorherbst ging Grude zu Lena Tording. Sie hatte ihn vom Fenster aus kommen sehen, war bis an den Torweg gegangen und stand nun vor ihm.

„Ich biete dir noch einmal meine Hand, Lena“, sagte er, „du bist alt geworden über deinen Groll, und ich bin heute zum letztenmal bei dir, ich fühle es. Öfter werde ich nun allein nicht kommen können.“

„Allein nicht?“ sagte sie, aber sie sah dabei an ihm vorüber. Auf den Ackergründen drüben am Waldrand lag Nebel. „Es ist ein grauer Tag heute“, sagte sie dann, „aber wir kennen es hier ja nicht anders.“

„Nein, allein nicht“, antwortete Grude, „du weißt auch, wie ich es meine. Du weißt, in welcher Gesellschaft ich beim nächstenmal an deinem Hof vorübergehen werde. Du bist ja auch aus dieser Gegend.“

Er wartete auf ein Wort von ihr. Sie sagte ihm nichts, stand stumm da, und ihr Blick suchte ihn nicht.

„Du wolltest mich auch heute nicht auf deinem Hof haben, ich habe wohl gemerkt, wie schnell du mir entgegengegangen bist. Dabei muß es nun bleiben, aber wenn es dir möglich ist, verweigere mir heute deine Hand nicht. Du weißt, warum ich damals die genommen habe, die dann die Mutter meiner Söhne geworden ist. Du hast deinen Groll hinter mir hergetragen ein ganzes Leben hindurch. Laß es jetzt genug sein.“

Sie sah nach rechts und links, als ob er gar nicht vorhanden sei, schlang ein Band ihrer Schürze um den Finger, wickelte es wieder ab und schien nur auf sein Fortgehen zu warten. Auf dem Hof stand ein Ochse, ein großes, gesundes Tier.

„Als mein ältester Sohn geboren war, stand ich zum erstenmal vor dir, Lena Tording. Dann kam ich wieder, als ich seine Mutter begraben wollte. Nun werden meine Söhne bald mit mir den Weg an deinem Hof vorübergehen. Du weißt, wie wir es halten, wenn wir unsere letzte Stunde ansagen hören“, und er zeigte auf die Spitze des Kirchturms, die sich in der Ferne hinter den Zügeln aufreckte. „Ich habe doch immer nur dich gemeint. Meine Söhne sind groß geworden und haben mir ihrer Mutter wegen niemals etwas nachgetragen. Du weißt, daß alles so gekommen ist, wie es kommen mußte. Der Hof ist zuweilen stärker als der Mensch, der auf ihm wohnt. Ihm habe ich damals gehorchen müssen. Und als ich schnell handelte, habe ich es getan, um es dir und mir leichter zu machen.“

Nun sah sie ihn ganz fest an. „Du wolltest es dir leicht machen? Das habe ich zu seiner Zeit gemerkt. Ich will es nun auch einmal leicht haben. Am Tage deines Todes werde ich einen Ochsen schlachten.“ Und sie zeigte auf das Tier: „Den Ochsen da; es ist mein bester, aber für den Tag ist mir nichts zu schade.“

„Ist das dein letztes Wort, Lena Tording?“

„Es ist mein letztes. Das, was du meinen Groll nennst, ist heute noch so stark wie am ersten Tag. Nimm das, was ich eben sagte, als eine Verabredung zwischen uns.“ Sie wandte sich um, ging quer über den Hofplatz, strich im Vorübergehen dem Tier über den Rücken und verschwand dann im Hause.

Vier Wochen später, an einem Sonnabend, kam der jüngste Sohn Grades zu Lena Tording, um ihr anzusagen, daß der Vater seit einigen Tagen schwer erkrankt sei.

„Wir werden morgen mit ihm an deinem Torweg vorüberkommen. Er will seinen letzten Kirchgang halten. Er läßt fragen, ob ich ihm eine Antwort von dir bringen soll.“

„Hat er dir außerdem noch etwas aufgetragen?“

„Nein, er sagte nur, daß eine Verabredung zwischen euch sei.“

„So ist es. Sage ihm also, daß alles so geschehen wird. Wir haben genug Fleisch im Hause, aber ihm zu Ehren werde ich den Ochsen schlachten lassen.“

Sie schwieg, und dem Sohn schien es so, als ob sie ihren eigenen Worten nachhorche. Er wußte aber nicht, wie sie es meinte. Dann sagte sie: „Ich werde euren Wagen ja hören, und ich werde am Torweg stehen. Da werde ich bleiben, bis ihr zurückkommt.“

Am nächsten Morgen war Grude so hinfällig, daß seine Söhne ihn baten, doch von der alten Sitte abzustehen und sich diesen letzten Gang zu der sonntäglich versammelten Gemeinde zu ersparen. „Wir werden dich sonst nicht lebend wieder zurückbringen“, sagten sie.

Sie mußten nach seinem Willen tun. Und weil es unmöglich war, ihn auf den Wagen zu heben, richteten sie eine Trage her und machten sich so mit ihm auf den Weg. Den jüngsten Sohn sandte er voraus, er sollte es Lena Tording ansagen, daß der Vater auf dem Wege sei und bald an ihrem Hof vorüberkommen werde.

Es war ein ganz verhängter Morgen. Der Nebel stand so dicht um die Söhne, die in der Schiene der Trage gingen, daß sie rechts und links vom Weg kaum noch etwas wahrnehmen konnten. Grude lag ganz still, und hin und wieder, wenn die Trage für einen Ruhe-

augenblick abgesetzt wurde, trat einer der Söhne zu ihm, um zu sehen, ob der Vater noch lebe. Der lag jedesmal mit offenen Augen da. Der Sohn strich ihm dann die Nässe aus dem Bart, so legte sich der Nebel um das Gesicht des kranken Vaters.

Als sie neben Lena Tordings Torweg angekommen waren, mußten sie die Trage abstellen, und der Vater versuchte sich aufzurichten. Weil es ihm nicht gelang, stellten die Söhne die Trage fest und stützten seinen Rücken.

Der Nebel hob sich ein wenig, und alle sahen auf dem Hofplatz einen geschlachteten Ochsen liegen. Neben dem Tier stand Lena Tording, niemand weiter war auf dem Platz. Sie sah nicht herüber und hatte ihre Augen nur auf das Tier gerichtet.

Als Grude sie leise anrief, wandte sie den Kopf, und in diesem Augenblick war es, als ob sie in sich zusammenfalle. Dann hob sie die Füße langsam, als ob sie eine Last hinter sich herziehe, und zuletzt stand sie neben der Trage. Sie strich über das Holz. „Bist du gekommen?“ sagte sie, „ich meinte, du wolltest fahren?“ Und dann sagte sie: „So bist du also gekommen, so, auf deiner Trage?“ Dann wandte sie sich schnell um, legte die Hand vor die Augen und lief fast auf den Hof zurück. Als sie neben dem geschlachteten Ochsen stand, machte sie die Augen frei, sie sah das Tier, aber es war, als ob sie nicht wisse, was da am Boden liege. Dann schrie sie leise auf, lief weiter, stolperte fast über das Tier. Als sie in das Haus trat, ließ sie die Tür weit offen. Grude sah eine lange Weile auf die Tür, als ob er warte. Dann legte er sich wieder zurück, gab seinen Söhnen ein Zeichen; sie hoben die Trage auf und gingen wieder.

Das letzte Ende nahmen sie quer über die Felder, um dem Vater den Weg kürzer zu machen. Er bewegte hin und wieder den Kopf, war unruhiger als vorher und deutete einmal zum Weg hinüber, den sie an der Seite liefen. Es war der Weg, den die Leute von den Höfen nahmen, wenn sie ihren Kirchgang hielten.

„Ich meine, Lena Tording geht da“, sagte er. Die Söhne sahen hinüber, sie sahen aber niemand.

Nach einer Weile mußten sie halten, noch einmal. „Ruft Lena Tording?“ fragte er. Die Söhne horchten in den Nebel hinein. Nein, sie hörten keinen Ruf. Die neblige Wand war wieder so dicht geworden, daß es wohl unmöglich war, eine Stimme bis hierher zu vernehmen.

„Ich meine, ich habe sie gehört“, sagte der Vater. Und dann gingen sie.

Die Gemeinde war schon in der Kirche versammelt, als die Söhne mit dem Vater anlangten. Sie trugen ihn vor den Altar, stellten die Trage da nieder und gingen dann an ihren Platz. Der Vater war nun schon so schwach, daß er die Augen ganz geschlossen hielt.

Als der Pfarrer an den Altar treten wollte, schloß er die Tür wieder, ging dicht an die Trage, sah lange auf den Liegenden, und dann sagte er der Gemeinde durch Zeichen, daß ein Sterbender unter ihnen sei. Einen solchen Kirchgang erlebte die Gemeinde zum erstenmal. Alle schwiegen, der Pfarrer hatte sich tief gebückt, und es war ganz still in der Kirche. Auch die Söhne rührten sich nicht.

In diesem Augenblick öffnete jemand die Tür vom Eingang her, kam durch das Glockenhaus in die Kirche, setzte sich nicht auf den ersten Bankplatz, wie es sonst alle taten, die zu spät zum Gottesdienst kamen, sondern ging bis zum Altarplatz.

Es war Lena Tording. Sie kniete neben der Trage hin, sah eine lange Weile auf Grude, und ihre Finger strichen wieder über das Holz.

„Ich bin auf dem Weg hinter dir hergegangen, Grude“, sagte sie, „aber ich habe dich nicht mehr gesehen. Ich habe dich auch gerufen, hast du mich nicht gehört?“

Die Gemeinde hatte sich erhoben, und alle sahen, daß Grude versuchte, ein wenig mit dem Kopf zu nicken. Mit Lena Tording aber war es so, als ob sie nicht wisse, daß sie jetzt in der Kirche sei. Sie schien sich allein mit Grude zu fühlen.

„Da du mich unterwegs nicht hören konntest, muß ich es dir nun hier sagen: Ich konnte nicht eher kommen, weil ich ein Unglück unter dem Vieh hatte.“ Alle sahen, daß Grude den Kopf zu schütteln versuchte.

„Es ist so, Grude. Ich ließ den Ochsen auf den Hof führen. Da warf er sich hin, streckte sich und war tot. Hörst du mich noch, Grude? Es ist so, wie ich sage. Er starb mir.“ Dann sagte sie: „Ich lüge, Grude. Aber uns beiden soll es so sein, als ob ich jetzt nur Wahrheit spräche. Du kommst auf deiner Trage zu mir, darum komme ich dir nun so. Nimm mich an.“

Dann legte sie den Kopf an seine Brust und blieb da. Der Pfarrer winkte zur Orgel hinauf, und als sie leise einsetzte, sang die Gemeinde das Lied, das für diesen Sonntag als erstes an der Tafel verzeichnet war.

Das ist eines der aller kürzesten, aber der allerwichtigsten Kapitel, es führt mich aus der ersten kindlichen Jugend und aus der Hirtenheit hinaus zur zielbewußten Arbeit und zur jungen Mannbarkeit.

Es bedurfte vieler Ränke, bis ich's vom Kinderhirten zum Pflüger brachte. Ich mußte mir den Fuß verstauchen, daß ich den Tieren nicht mehr entsprechend nachlaufen konnte; ich mußte auf der Weide Vogelnester entdecken, wodurch mein jüngerer Bruder geneigt wurde, an meiner Statt das Hirtenamt zu übernehmen; ich mußte endlich den Knecht Markus, der sonst den Pflug begleitet hatte, gewinnen, daß dieser versicherte: 's wär' ein bequemes Zeug, ließe sich handhaben wie ein Taschenfeitel, und ich — der junge Bub — sei leidlich stark und geschickt, den Pflug zu führen.

Und ich stand da und streckte mich, daß ich dem langen Markus mindestens bis an die Achsel langte, und ich schüttelte einen Zaunstecken, daß er ächzte — zum Beweise meiner Reife für den Pflug. Aber mein Vater lachte und rief: „Geh, du bist ein kleiner Prahlhansel! Wär' not, es tät' dir noch alle Tag ein anderer dein Hösel stäuben. Na ja, und jetzt will er den Ausgewachsenen spielen. Ist recht, pack' nur an — wird nicht lang dauern!“

Auf dem Acker war's gesprochen. Der Markus stand zurück, und ich packte den Pflug bei den Hörnern.

Der Pflug in der Gegend meiner Heimat ist zwar nicht mehr der gekrümmte Baumast der Wilden, sonst jedoch ein unvollkommenes, plumpes Werkzeug. Der Bauer zimmert ihn selbst aus Birkenholz, die Eisenteile dazu holt er sich vom Schmied und die Räder vom Wagner. Die Hauptstücke des Pfluges sind: das Sech, Pflugmesser, welches den Rasen senkrecht durchschneidet, der Arling oder die Schar, welche denselben waagerecht abledigt, so daß eine Rasensohle entsteht, welche vierseitig und etwa eine Spanne breit und eine halbe Spanne dick ist. Dann ist das Mull- oder Tauchbrett, welches die abgeschnittene Sohle aus der Furche emporhebt und umlegt, so daß die Rasenseite nach unterwärts zu liegen kommt. Weitere Teile, vermittels welchen diese Hauptstücke am Gründel befestigt sind, heißen die Griesensäule, die Sohlschwelle, die „Katze“. All diese Vorrichtungen müssen doppelt vorhanden sein, da die wechselweise Hin- und Herfahrt auf bergigem Acker solches bedingt. Voran liegt der Pfluggründel auf der Räderachse, an welche zumeist ein Paar Ochsen gespannt ist. An der Rück-

seite des Pfluges stehen drei Hörner oder drei Sterzen, die Handhaben, hervor, durch welche der Pflug von einem kräftigen Manne geleitet wird. An der Leitung dieses „Pflughabers“ liegt es, die Rasensohle breit oder schmal, die Furche tief oder leicht zu machen; diesem Manne obliegt es, am Rande des Ackers den Pflug gut einzusetzen und auszuheben, auch muß er es vermögen, auf steinigem Boden vor jedem größeren Steine den Pflug herauszureißen, denn die Ochsen sind nicht plötzlich zum Stehen zu bringen, und der unbewachte Pflug würde gar bald in Trümmer gehen.

Außer diesem Pflughaber ist zum Gefährte auch noch ein Fuhrmann nötig, der die Ochsen leitet, so daß im Paare der eine stets in der Furche, der andere auf dem Rasen schreitet. Dann muß endlich ein „Nachhauer“ sein; das ist zumeist eine Magd, welche mit einer Saue dem Pfluge folgt, nicht gut umgelegte Sohlen niederdrückt, fehlerhafte Furchen aushaut — kurz, den Korrektor des Pfluges abgibt.

Man sieht, daß die Sache nicht einfach ist. Es gehört ein langer Tag dazu, um mit einem Pfluge ein Joch hängigen Ackerlandes umzukehren. Nun, und wie ist's dabei dem jungen Pflughaber ergangen?

Fest hatte ich den Stier bei den Hörnern gefaßt. Es war aber wahrhaftig ein Stier. Vom Markus hatte sich das Zeug wie ein Spielwerk handhaben lassen; es war, als hielte er sich nur des Vergnügens wegen an die Handhaben. Jetzt war's eine andere Art. Die Kinder zogen an. Mich schleuderten die Handhaben nach rechts und nach links, der Pflug wollte aus dem Geleise steigen, und meine Barfüßlein kamen etliche Male unter die Erdssole. „Er ist zu gering beim Steiß!“ hörte ich den Vater und den Knecht noch lachen; das Wort weckte mich. Es handelte sich um meine Ehre, um meine Mannbarkeit. Nicht mehr der Halterbub wollte ich sein, der am Tisch bei der untersten Ecke sitzen mußte, der nirgends ein Wörtlein mitsprechen durfte, der — wußte er was Gescheites — daselbe mit den Kälbern und Schafen bereden konnte. Mein Sinn stand nach dem Höchsten; groß, stark und selbständig wollte ich sein wie der Weidknecht. Und siehe, der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken! Ich führte den Pflug und schnitt eine leidliche Furche. Die ausgeackerten Regenwürmer hoben verwundert ihre Köpfe, zu sehen, wer heute ackere!

Die Acker meines Vaters hatten zähe, gelbrote, mit Graswurzeln durchflochtene Erde, und die Sohlen waren ein endloser Darm und brachen auf der ganzen Pflugstrecke kaum ein einzimal ab. Mich freute das, denn so blieb der Pflug stets gleichmäßig in seiner Lage,

und die Furche war regelmäßiger als Teichgräberarbeit. Meinen Vater freute das nicht; er hätte lieber schwarze und mürbe Erdsohlen gehabt. „Schwarze Erde, weißes Brot!“ sagte der Spruch.

Als ich den Pflug das dritte Mal über den Acker leitete, lugte ich nach der Sonnenhöhe. Ach, diese Uhr stand! Es waren Wolken davor. Und wenn der Herrgott boshast sein will und es heute nicht Mittag werden läßt ...!

Es dauerte lange, bis zur Mahlzeit oben beim Hause die Mutter auf dem Söller stand, wie einst die Ahne, zwei Finger in den Mund hielt und einen Pfiff austieß, den der Waldschachen so prächtig nachmachte. Ich ließ die Handhaben los und gestand mir's: so schön habe die Mutter noch gar nie gepfiffen.

Dann ging's zum Mittagessen. Ich hütete mich wohl, die Erde mir von den Händen zu reiben, denn eben diese Kruste gab mir das Ansehen: ich war nicht mehr der Halterbub, ich war der Pflughaber, hatte die gleichen Rechte mit den Knechten; ich saß neben dem Vorknecht und bestrebe mich, gewichtige Reden zu führen. Man sprach über meine Leistung; da schwieg ich, denn meine Leistung verstand sich von selber.

Es ist ein kleines Ding aus der Jugendzeit, es ist kaum groß genug, daß man's so laut erzählt; aber für den Landmann ist's ein wichtiger Tag, wenn er das erste Mal seine Hand an den Pflug legt; es ist eine heilige Tat. Das Schwert, das Kreuz ist Gegenstand hoher Ehren — ich halte auch den Pflug für ein Symbol der Welterlösung. Den grauen Erdstaub, der damals an meiner Hand klebenblieb und mit dem ich zum Mittagessen ging — ich habe ihn bis heute nicht gewischt —, er ist mir das, was dem Schmetterling der Goldstaub.

Und so mag ich's wohl noch sagen, daß ich im selben Jahre den ganzen Acker umgebaut habe, daß mein Vater mit frommer Hand das Korn in die Erde gestreut hat und daß im nächsten Frühjahr das Korn in schönster, erfreulichster Grüne gestanden ist.

„Seit zehn Jahren hab' ich kein solches Kornfeld mehr gehabt“, hatte mein Vater hierauf gesagt.

Im Hochsommer, als die schweren Salme zur Reife neigten, schlug der Hagel die ganze Frucht tief in den Erdboden hinein.

So war mein erstes Ackern ausgefallen. Es war lange nicht mein letztes gewesen, aber endlich ist uns die Lust vergangen, in ewiger Mühsal dort zu bauen, wo fast jedes Jahr größer oder leichter die Schlossen dreinführen. Mein Vater hat darüber niemals geflucht,

jedoch, durch mannigfaltige Mißgeschicke entmutigt, allmählich den Streit mit den Elementen aufgegeben.

Heute steht auf jenem Felde, über das ich den Pflug geleitet, ein schöner, junger Lärchenwald; ich kann mit meiner Hand die Wipfel nicht mehr erreichen. Freisch aufwuchert es allerwärts, wo früher meines Vaters und seiner Kinder Pflug und Spaten gewühlt — freisch auf zu einem neuen Hochwald. Allmählich sind wir teils fortgebrängt worden, teils willig davongezogen von der sandigen Scholle der Vorfahren. Meine Geschwister kamen zu fremden Bauern. Ich lernte ein Handwerk und ging dann in die Fremde, um es wieder zu vergessen. Die Mutter wurde nach manchem Jahre herber Mühsal durch den Tod erlöst. Nur der alte Vater ist am längsten noch geblieben in einem Häuschen mitten im sprossenden Wald.

Endlich, da ihm die Wildhühner unter dem Dache genistet und die Eichhörnchen zu den Fenstern hineingelugt haben, ist auch er aufgestanden und, gestützt auf einen Stock des Wacholders, niedergestiegen in das sonnige Tal der Mühsal.

## Traumslösser

Rudolf Such

Die Frage war die, ob die fünfzig bis tausend Gäste, die stets in seinen Schlössern verweilen würden, in Betten von Gold oder von Diamant schlafen sollten. Gold fand er schöner, aber Diamant war ja wohl wertvoller, und so mochte es Diamant sein. Selbstverständlich durfte jeder Gast beim Abschied sein Bett mitnehmen. Nur in dem Schlosse, in dem er selbst wohnen wollte — es war ganz aus Elfenbein gebaut, und die Einrichtung bestand aus geschnitztem Rubin —, war er entschlossen, keinen Gast zu dulden. Ella von nebenan konnte ihm den Haushalt führen. Auch Karlchen, Ellas Bruder, wollte er da nicht haben. Der konnte ja eines von den anderen Schlössern geschenkt bekommen. Karlchen war sehr stark. Aber er verstand nichts von großen Taten, Unsterblichkeit und was dahin schlägt. Er kletterte wohl mit auf den Kastanienbaum, aber er turnte oben herum und rutschte bald wieder herunter. Sans verachtete ihn, aber ein Schloß sollte er haben.

„Sans! Sans!“ rief Mama. Es war wieder einmal vorbei. Jörnig sauste er aus seinem goldiggrünen Reiche hinab auf die Erde. Was hatte Mama nur davon, daß sie ihm das einzige Vergnügen, das er

hatte, immer verdarb! „Haus, träume nicht!“ In dieser Formel war alles feindselige der Welt enthalten. Sie war der schrille Trompetenton der aufdringlichen Wirklichkeit, das große Klopfen der öden Umwelt. Er fühlte in diesem Augenblicke etwas wie einen Saß gegen seine Mutter. Sie sah seinen finsternen Blick, und ein Gram flog über ihr Gesicht.

Wie weh ihm das tat! Was würde er geben, wenn er das traurige, bleiche Gesicht in ein rosig heiteres verwandeln könnte!

Er war entschlossen, diese Verwandlung durchzusetzen. Er wollte ihr frisch heraus sagen, daß er sie sehr lieb hätte und daß sie sich wirklich nicht um ihn zu sorgen brauchte, da er ja später ein großer Mann sein und viele Schlösser haben würde, in deren schönstem sie wohnen und hundert Dienerinnen haben sollte. Mama gab ihm eine freundliche und edle Antwort, vertraute ihm und ließ ihn seine Wege gehen, und alles war gut.

Dies war so leicht und eigentlich selbstverständlich in Gedanken, aber merkwürdig schwer in der Wirklichkeit. Er mußte die Aussprache, die er mit allen Antworten Mamas wörtlich im Kopfe hatte, immer wieder verschieben. Schweigend ging er neben ihr ins Haus, schweigend verzehrte er sein Abendbrot, scheu und gedrückt sagte er ihr gute Nacht. Wie dumm war das alles! Wie trostlos dies ganze Leben! Wenn die Zukunft nicht wäre! —

## Es war ein Tag

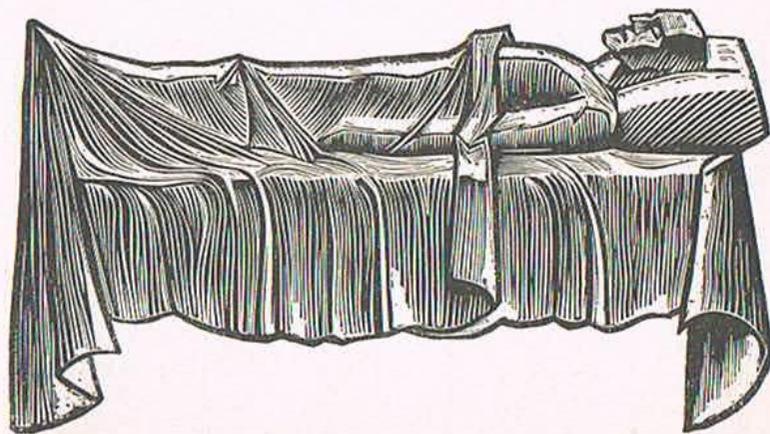
Gustav Falke

Es war ein Tag — fern liegt er lang —  
Der Mutter lehnte ich am Knie,  
Und während mich ihr Arm umschlang,  
Erzählte sie.

Ich weiß nicht mehr, wovon, wie weit,  
Weiß nur, wie sanft, wie gut es klang.  
Es war ein Tag der Jugendzeit —  
Fern liegt er lang.

**Die Menschen kommen  
und Menschen sterben.  
Aber diese Gemeinschaft  
aus der sich immer wie-  
der die Nation erneuert,  
sie soll ewig leben.**

Adolf Hitler



## Über die Seide

Theodor Storm

Über die Seide hallet mein Schritt,  
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Serbst ist gekommen, Frühling ist weit —  
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geistern umher,  
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!  
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

## De Seel'

Hermann Claudius

Wat is de Seel?  
En Melodie  
An't Ohr — an't Ohr —  
Un denn vörbi.

Wat is de Seel?  
Ut Orgelwerk  
En Dunnerstorm!  
Wat bewt de Rark!

Wat is de Seel?  
En schönen Droom.  
Un wakst du op —  
Keen hett'n di nahm'n —?

Wat is de Seel?  
Töv aff — töv aff —  
En witte Wulf  
Wull öwert Graff.

## Auf dem Kirchhof

Detlev von Liliencron

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,  
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen,  
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,  
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,  
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.  
Wie sturmestot die Särge schlummerten,  
Auf allen Gräbern taute still: Gewesen!

## Die Toten

Hans-Jürgen Nierentz

Wir haben viele Tote schon begraben,  
Und jeder Tote war uns Kamerad.  
So fielen Männer, und so fielen Knaben,  
Und jeden haben wir mit Schmerz begraben  
Als Deutschlands treuen Kämpfer:  
Als Soldat.

Sie waren tapfer wie die vielen andern,  
Die fremde Erde mütterlich umfängt,  
Und die in Frankreich liegen und in Flandern  
Und vielen Ländern ... Tapfer wie die andern,  
Die großer Krieg in fremdes Land gesenkt.

Wir haben viele Tote schon gegeben,  
Und jeder Tote war uns reines Licht.  
So gaben sie ihr Blut, und so ihr Leben:  
Verschwenderisch bereit, sich hinzugeben  
Für Deutschlands großes Werden, für die Pflicht.

Wir lernten, wie es ist, von Schmerz zerrissen  
An offenen Gräbern tränenlos zu stehn.  
Wir kennen Not aus tausend Finsternissen  
Und wissen, daß wir dies erlernen müssen,  
Um groß in große Zukunft einzugehn.

Wir haben viele Tote schon begraben,  
Und jeder Tote war uns lichte Tat:  
So fielen Männer, und so fielen Knaben ...  
Daß sie für uns den Tod erlitten haben,  
Sei ihnen hehrstes Denkmal, Kamerad.

## Wehe dem, der lügt

Hans-Jürgen Nierentz

Und nun sind wir bereit! Wir stehn im Bunde,  
Den wir mit Blut geschaffen und gefügt.  
Ein jedes Leben sei nun Kurs und Kunde:  
Weh dem, der lügt!

Weh dem, der nicht wie Ruf ist und wie Hallen,  
Wenn die Standarte sich im Lichte hebt.  
Für jeden Mann ist einer uns gefallen,  
Und jeder lebt.

Und jeder lebt, wenn wir im Bunde stehen.  
Dies ist die Gnade noch im tiefsten Grund:  
Wie kann das Reich von dieser Welt verwehen  
Vor diesem Bund.

### Der Kamerad

Serybert Menzel

Wenn einer von uns müde wird,  
Der andre für ihn wacht.  
Wenn einer von uns zweifeln will,  
Der andre gläubig lacht.

Wenn einer von uns fallen sollt,  
Der andre steht für zwei.  
Denn jedem Kämpfer gibt ein Gott  
Den Kameraden bei.

### Kameraden der Zeit

Franz Göller

Wir tragen die Wende,  
Kameraden der Zeit!  
Daß sie sich vollende,  
Stehn wir nun bereit!

In unserem Singen  
Erglüht heut die Welt.  
Uns muß drum gelingen  
Die Tat, die uns hält!

Was wir beim Marschieren,  
Auf Fahrten erschaut:  
Die Trommel laßt rühren!  
Der Morgen nun graut.

Wir wissen heut alle:  
Auf uns kommt es an!  
Das Morfsche, es falle:  
Wir fangen neu an!

### Schiller an Charlotte von Lengefeld

Sonnabend, 5. April 1788

Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen. Daß Sie nicht bleiben konnten, wußte ich; ich habe mir dieses schon so oft gesagt, daß es mich nicht mehr überraschen sollte und doch tut es das. So wenige Augenblicke Ihres Hierseins auch die meinigen waren und die meinigen sein konnten, so war mir Ihr Hiersein doch schon an sich allein ein Vergnügen und die Möglichkeit, Sie alle Tage zu sehen, ein Gewinn für mich. Ihre Abreise bringt mich um alles dieses. Aber Sie gehen auch ungern — und beinahe hätte mich das gefreut. Sie glauben doch nicht im Ernste, daß ich dem Worte Freundschaft gram sei? Nach dem, was ich Ihnen freilich hie und da vom Mißbrauch dieses Namens mag gesagt haben, klingt es vielleicht stolz, wenn ich bei Ihnen darauf Anspruch mache — aber der Name soll mich nicht stören. Lassen Sie das kleine Samenkorn nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus werden wird. Meinem hiesigen Umgang mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Wert gegeben; ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehrers bin ich nun wohl nicht, aber doch um etwas wenigens besser, als ich während der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Anteil haben. Auch in Ihrer Seele werde ich einmal lesen, und ich freue mich im voraus, bestes Fr., auf die schönen Entdeckungen, die ich darin machen werde. Vielleicht finde ich, daß wir in manchen Stücken mit einander sympathisieren, und das soll mir eine unendlich werthe Entdeckung sein. Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie mir es verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet sein, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den 8 Jahren, daß ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner; damit ich aber dessen versichert bin, so müssen Sie mir erlauben, bestes Fräulein, daß ich Ihnen zuweilen sage, wenn ich mit

Ihnen beschäftigt bin. Keine Correspondenz, Gott bewahre! Das sieht so pflichtmäßig aus, und selbst die Antworten will ich Ihnen erlassen, wenn Sie glauben sollten, daß Sie mir sie schuldig sind. Einmal aber müssen Sie mir doch Nachricht geben, ob ich das bewußte Logis erhalten kann.

Seute Mittag hätte ich Sie also bei Scharchts sehen können, wenn mein guter Engel mich zu rechter Zeit erinnert hätte. Aber ich war wirklich nicht ganz wohl, um in eine ganz fremde Gesellschaft zu gehen. Sehen will ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr — Abschiede, auch auf kurze Zeit, sind etwas so trauriges für mich. Vielleicht sehe ich Sie im Vorbeifahren noch; ich vermute auch, daß Sie jetzt immer umringt und beschäftigt sein werden. Frau von Kalb wird um so mehr beklagen, Sie nicht mehr hier zu finden, wenn sie hört, wie nahe sie dabei war. Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier jemand ist, der unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal leben Sie recht glücklich.

Von Jones folgen hier noch 3 Bände; die übrigen sind von der Bodischen Übersetzung noch nicht heraus. Verlangen Sie sie aber, so kann ich sie Ihnen in einer andern nach Rudolst. nachschicken. Ihrem Kaufe empfehlen Sie mich recht schön, und suchen Sie zu machen, daß ich da ein wenig willkommen bin. Adieu. Leben Sie recht wohl.

Schiller.

## Schiller an Körner

Rudolstadt, 12. September 1788

Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Zerder, Frau v. Stein und der Frau von Schardt, der, die Du im Bad gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus an-

genehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als alle andre europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von 5 Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit verheiratheten. Umgekehrt ist es in Neapel. Überhaupt soll man in der Behandlung des andern Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht theurer und kaum so theuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Die Angelica Kaufmann rühmt er sehr; sowohl von Seiten ihrer Kunst, als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein; aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlstand hat weder ihre Liebe zur Kunst, noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Kaufe gelebt zu haben, und die Trennung davon mit Wehmuth zu fühlen.

Ich wollte Dir noch mehreres aus seiner Erzählung mittheilen; aber es wird mir erst gelegentlich einfallen. Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine

Epöche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Dieser Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbstes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er sagt mir, daß er Verschiedenes in den t. Mercur geben werde; ob er auf nächste Ostermesse seine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung seiner Gedichte.

Meinen Brief wirst Du durch Beckern erhalten haben. Die Nachricht von Deiner Krankheit hat mich erschreckt; aber bei näherer Betrachtung finde ich, daß Dir diese Krisis heilsam sein kann. Beharre ja auf der Lebensordnung, die Du Dir vorgeschrieben hast: auflösende Seifenmittel, vegetabilische Diät, Beschäftigung des Geistes und Bewegung. Wenn Du in Etwas auf meiner Seite sein willst, so sei es hier. Dein Zustand ließ mich fürchten, daß eine Gemüthsbewegung daran Antheil habe. Solltest Du wirklich etwas von der Seite gelitten haben und mir ein Geheimniß daraus machen?

Beherzige, wenn Du Dir Lust dazu geben kannst, meine Bitte wegen der Composition der 2 Gedichte, wovon ich Dir im letzten Briefe geschrieben. (Apropos, schlage den August im d. Museum nach, dort findest Du einen Aufsatz von Stollberg gegen meine Götter Griechenlands.) Grüße mir die Weiber recht herzlich. Bald schreibe ich Dir wieder und mehr. Lebe wohl.

Schiller.

## Mutter ohne Tod

Ganns Johst

Der Zug hielt.

Da stand der Vater. Unter lauter breiten Menschen stand er still und Klein.

Wie Klein er geworden war. Er war um die Mutter Kleiner geworden, denn sonst stand immer Mutter neben ihm. Und das Ehepaar, das konnte sich sehen lassen im dichtesten Gedränge der Wartenden, weil es zusammenhielt, und weil die Erwartung und die Freude einen

magischen Kreis von Bedeutung um die zwei glücklichen Menschen schlug.

Wie Klein Vater geworden ist... Um die ganze liebe Mutter Kleiner...

Ein Träger nimmt den Koffer. Der Vater sagt: „Herzlich willkommen, mein Junge!“ Sonst trat er immer zurück, lächelnd, und ließ der Mutter das erste Wort. Mein Gott, sie war eine Frau, nicht wahr? Er blinzelte dazu seinen Jungen lustig an. Und das Blinzeln hieß: Diese Frauen... sie können es nicht lassen, die Gefühle an den Tag zu legen. Wir Männer, nicht wahr, mein Junge, wir Männer lassen uns Zeit! Wir geben uns nachher die Hand, sehen uns dabei in die Augen, überprüfen einander... Aber die Frauen, und gar die Mütter... So etwa blinzelte er sonst über die Schultern der Mutter in unsere erste Begrüßung. Heute tritt er auf mich zu. Seine Mundwinkel zittern, sind wie mit unerbittlichen Messern in das Gesicht geschnitten. Die Brille mit dem goldenen Rand, die liebe Schulfmeisterbrille, scheint angelauten. Die linke Hand greift danach.

Wie weh die Hand wurde... Sie verträgt die große Selbständigkeit nicht, die ihr zufiel.

Die Hände der Mutter... Wer steht auf und wagt zu sagen, eine Mutter hätte nur zwei Hände? Wer steht auf in aller Welt und wagt, solch kurzbeinige Lüge zu sagen? Aber ein Vater hat nur zwei Hände, zwei ungeschickte, unselbständige Menschenhände. Hände, mit denen er Brot verdient und Steuern zahlt. Die Hände der Mütter sind, wie sie unzählbar sind, auch unkontrollierbar. Eine wahre Mutter hat ihre Hände überall und in allen Dingen. Wie Klein Vater geworden ist, und er steht unter den vielen drängenden Menschen so wunderbar allein, daß man ihn gleich erkennt und daß wohl jedermann sofort fühlt: dem Alten geht etwas ab. Aber der Jedermann hat keine Zeit, dergleichen Gefühlen nachzuhängen. Der Jedermann wird vom Verkehr weitergestoßen oder drängt in eigener Richtung weiter. Und der Alte steht einsam und unbeholfen in seinem Witwertum.

Ja, Vater ist Witwer geworden... Ich habe das Wort oft gehört, aber ich habe es noch nie erlebt. Ich habe mir noch nie etwas dabei gedacht. Jetzt sage ich: „Guten Tag, Vater!“ Ich wollte ein Wort mehr sagen. Ich hatte auf der Zunge, zu sagen: Guten Tag, lieber Vater... Aber das hilflose Wort „lieber“ kam mir nicht über die Lippen. Es hätte wie Trost klingen mögen, wie ein unnötiges Erinnern an die fehlende. Ich sagte: „Guten Tag, Vater!“ Ich sagte

es laut und männlich. Männlich... Auf einmal, mitten auf dem Hauptbahnhof von Leipzig, wußte ich, daß ich Mann zu sein hatte. Mann, nach dem Gesetz des Lebens.

Ich wußte schon immer, daß man am Ende der Dreißig kein Junge mehr ist, aber solange Mutter an mich schrieb und sagte „mein Junge“, machte ich mir eine fromme Lüge vor und fühlte mich in irgendeiner Provinz meines Herzens noch geborgen und behütet, fühlte mich noch Junge... Nun stand ich meinem Vater gegenüber. Er sah mich an — über keine mütterliche Schulter mehr. Aug in Auge, Mann gegen Mann standen wir uns gegenüber.

Mann gegen Mann? Seltsam... Der Vater zerböckelte unter meinem Blick zu lauter Hilflosigkeiten. Ich sah seine gebeugte Hand, ich sah seine weißen Augenbrauen. Ich sah die mühselige Haltung seines Mundes, ich sah seine eingesunkenen Schläfen... Ich sah einen Greis, und ich erschrak mit ganzer Seele.

Der Vater war ein alter Mann... Ein Greis... Mutter war ein halbes Jahr tot. Sie war ein einziges Jahr jünger als der Vater... Eine alte Frau war gestorben in ihr? Das war mir noch gar nicht eingefallen. Meine Mutter war immer „Muttel“ gewesen. Ich hatte nie um ihre Jahre gewußt.

Nicht etwa, daß ich ihr nicht jährlich zum Geburtstag gratuliert hätte. Natürlich tut man so etwas gewohnheitsmäßig und artig. Aber ich hatte mich nur gefreut an solchem Geburtstage, weil ich wußte, daß dieser Tag schöner und festlicher als ein Sonntag begangen wurde, daß Kränzchenschwestern kamen und sonst noch mancherlei Gratulanten. Kurz, daß es ein vergnüglicher Tag war mit der großen Bürde völliger, bürgerlicher Erregungen. Daß die jährliche Folge dieses Tages gezählt werden müsse und mit innerem Bedacht nachgezählt, als ganz wertvolle, unersehbare Münzen, daran hatte ich nicht gedacht. Die Mutter war mir nicht älter geworden. Mutter war ein Zustand in der Welt gewesen. Die Mutter war eine selbstverständliche Voraussetzung gewesen, ein natürlicher Bestandteil meines Lebens, den man mit Jahreszahlen nicht erfassen konnte. Und nun war dieser Bestandteil tot. Das Wort, die Überschrift über die Briefe, das Wort der Gebete „Meine lieben Eltern“ war zersplittert in Vater und Mutter. Und das Wort „Mutter“ war eine Erinnerung geworden.

Eine Erinnerung.

Ich haßte dieses neue Wort, das die lebendige Nähe, das Lebendigsein meiner leiblichen Mutter zu einem Bild, zu einem Gleichnis entseelte. „Mutter“ hätte ich schreien mögen, um sie zu beschwören, da zu sein! Aber ich drängte mich dem Koffer nach, der rhythmisch auf der Schulter des Trägers schwang, neben dem Vater der Bahnsperre zu.

Ich führte den Vater ein wenig mit dem rechten Arm. Natürlich ganz unauffällig. Vater kann solche Hilfen um den Tod nicht ausstehen. Das waren die ständigen Auseinandersetzungen bei dergleichen Gelegenheiten, daß nämlich Muttel den Vater im Gedränge schützen zu müssen glaubte. „Komm, Vater“, sagte sie etwa und schob ihren Arm unter Vaters Arm. Das gab dann Grobheiten. „Bin ich ein kleines Kind?! Bin ich ein Tapergreis?!“

„Männer sind ungeschickt!“

„Frauen sind schutzbedürftig! Paß auf...! Siehst du...? Ohne meine Warnung wärst du an das Gitter gerannt... Und so etwas glaubt, unsereinen beschirmen zu müssen!“

Jetzt führte ich den Vater ein wenig, ganz unauffällig. Und Wunder über Wunder! Irrte ich mich nicht? Vater hatte nichts dagegen einzuwenden. Im Gegenteil, ich spürte einen gewissen Druck, einen Druck, der einer gewissen Entspannung gleichkam und einer lautlosen Dankbarkeit.

Der Beamte an der Sperre nahm mir mein Billett ab. Der Vater stand dem ganzen wirbelnden Verkehr im Wege und suchte seine Bahnsteigkarte. Seine beiden Hände umflatterten mit erregten Bewegungen seinen ganzen Körper. Die Brusttaschen, die Westentaschen, die Hosentaschen wurden immer nervöser abgesehen. Was würde jetzt Muttel tun, dachte ich, um Vater zu helfen, denn ich wollte ihm nicht auf meine fremde Art und Weise helfen. Muttel wußte natürlich jetzt, wo Vater diese Art von Karten aufzuheben gewohnt war. Sie hätte ihn sicher schon zehn Schritte vor der Sperre daran erinnert, und es wäre alles ruhig und ohne Aufregung abgegangen. Wo trug doch Vater immer die Karten...? Blitzschnell besann ich mich.

Wie weit lagen die Sonntage, die kleinen Fahrten zurück, da wir drei ein paar Kilometer mit der Bahn aus der Großstadt hinausfuhren in einen Wald, dort Wege gingen, die uns Vater führte, und am Abend, gesättigt von der guten, reinen Luft der Wipfel und Wiesen, heimkehrten... Damals wußte ich genau, wo Vater die Karten trug, denn ich hoffte immer, daß der Knipser einmal ein

Billet in Vaters Hand zurücklassen möchte und ich dann diese fraune Karte aus Pappe als Besitz erhielt. Ich sammelte damals alles. Besonders aber stellte ich Bahnkarten nach. Briefmarken waren mir zu gedanklich, zu begrifflich. Eine Fahrkarte ... das verbürgte eine Reife! Das war eine Wirklichkeit, Beweis einer wahr und wahrhaftigen Fahrt in soundso viel Kilometer Welt.

Die Bahnsteigkarte fand sich nicht. Die Aufregung des Abholens war für Vater zuviel gewesen ... er hatte darüber auch die Karte vergessen. Ich führte ihn beiseite. Er war ganz unglücklich. „Wo ich nur die Karte habe?“ Da verklärte sich sein Gesicht: „Natürlich, aber natürlich! Wie konnte ich bloß nicht daran denken!“ Er sprach vor sich hin. Er hatte es in diesem halben Jahre gelernt, lernen müssen, diese neue Sprache, dieses Fürsichsprechen. „Steck deine Karten immer in den Aufschlag dieses Mantelärmels, sagte Mutter jedesmal ... Richtig ...! Da ist die Teufelskarte!“

Er gab sie wohlgenut dem Beamten, der sie wohlgenut entgegennahm und ihm gutmütig zunickte, so, als ob er wisse, daß ein alter Mann ohne Frau seine Karte nie fände, daß das nun einmal so sei in dieser wunderlichen Welt, in der alles einer Kontrolle bedürfe, damit sich kein Mensch je einsam fühle, denn solch eine Kontrolle sei und bleibe eine feine Berührung von Mensch zu Mensch. Der Vater nickte auch dem Beamten freundlich zu. Diese zwei Instanzen des Lebens verstanden sich, obgleich sie beide nur einer scheinbar leeren, zwangsläufigen Geste des Verkehrs und seiner Ordnung nachkamen.

„Auto?“ fragte der Mann im grünen Kittel und führte uns durch die große Halle des dröhnenden Bahnhofs zum Droschkenstand. Wir gingen nebeneinander her. Beide innerlich bemüht, unserem Schweigen eine forsche, tatkräftige Grundgesinnung zu unterstellen.

Wir nickten zu unserem Gehen, als ob alles recht sei und wir froh wären, endlich wieder einmal beieinander zu sein.

In mir aber geschah das bittere Wunder, daß neben den Bildern, die die Wirklichkeit vor meinen Augen in wechselnder Folge abspielen ließ, daß neben diesem Wechselspiel von alltäglichen Vorgängen ein Bildstreifen lief, ebenso wirklich wie diese pulsierende Wirklichkeit, aber dennoch nur von der Kamera gespeist, die in mir ihre rätselhafte Bildheimat hatte: Neben mir, zwischen Vater und mir, eilte mit kurzen, schnellen Schritten die Mutter. „Auto?“ hörte ich sie sagen, „wer wird in diesen Zeiten soviel Geld ausgeben ... Wir sind mit der Elektrischen ebenso schnell zu Hause!“ — „Er liegt seit neun Stunden

auf der Bahn. Wir müssen am Fleischerplatz umsteigen“, so sagt der Vater auf seine gründliche und gewissenhafte Art und Weise. „Neun Stunden Eisenbahnfahrt sind ein Vergnügen ... Er hat heute genug Geld ausgegeben ... Zweiter Klasse zu fahren ...! Meiner Lebtag ...“ Wenn Mutter „meiner Lebtag“ sagte, so begann damit immer eine lange Rede, in der sie den Zerfall und Verfall der guten früheren Zeit endgültig bewies. In diesem Punkte gab es keinen Widerspruch. Dieses Axiom gehörte zu Mutter.

Wir stellten uns gehorsam und schlugen den Weg zur nächsten Haltestelle der Straßenbahn ein. Mutter blieb vor den Windtüren der großen Halle schon stehen, holte tief Atem und besann sich, als ob sie etwas vergessen habe. — „Ihr jungen Leute von heute“, sagte sie dann unvermittelt und ohne rechte Logik, „ihr vertragt nichts mehr ... Du siehst angegriffen aus ... Nehmen wir einen Taxameter ... Aber daß du die Fahrt bezahlst, Vater! Der Junge soll hier keine Ausgaben haben, soll sparen lernen ...“

Wir standen vor dem Auto. Der Vater stieg ein. Ich entlohnte den Träger und nannte dem Chauffeur Straße und Hausnummer. Hörte ich nicht, wie Mutter die Scheibe zum Chauffeur beiseiteschob und mit ihrer immer ein wenig aufgeregten, aber guten Stimme dem Mann ans Herz legte, nicht zu schnell zu fahren? Sie könne die moderne Raserei nicht ausstehen? Ich hörte ihre Stimme und ihre Ermahnung. Der Mann am Steuer nickte. Zu ihren Worten ...? Zu meinen Worten ...?

Er fuhr an.

Ich saß neben dem Vater. Sonst hatte ich immer einen Not Sitz aufgeklappt und an den Knien der Eltern gehockt. Das hatte ich schon immer sehr gern gehabt, dieses Heimfahren zwischen den Knien der Eltern. Ich wußte im Rücken die Eltern. Ich fühlte ihre Blicke. Wenn ich scheinbar interessiert einmal zum Fenster hinaus sah, wurde mein Gesicht überprüft daraufhin, ob ich gesund aus sähe. Nun, Mutter fand immer, daß es höchste Zeit war und sie mich wieder einmal gründlich herausfüttern müsse. An den Kurven fühlte ich die Knie körperlich an meinem Rücken. Manchmal, bei schnellem Abbremsen, hielt sich Mutter wohl auch an meiner Schulter fest. Sie suchte scheinbar nur Halt bei mir, und die Bewegung versteckte doch eine einzige große Freude, daß der Junge da war, und eine wunderbare, mütterliche Zärtlichkeit und einen weiblichen Stolz auf einen großen Jungen, an dem man bei Erschütterungen einen Halt hatte.

Wir fuhren die vertrauten Straßen, überquerten die bekannten Plätze. Überall huschten die flinken Gespenster der Erinnerung.

In jenem Eckladen kaufte Mutter gern Wurstwaren. Da war das Gutgeschäft, in dem wir drei meine erste grüne Gymnastastenmütze mit dem Silberstreifen erstanden. Ich probierte Mütze um Mütze. Keine paßte mir. Endlich brachte der Ladenbesitzer eine mit einem Kniff im oberen Rand. Oh, er kannte seine Pappenheimer! „Die jungen Herren tragen diesen Kniff sehr gern“, erklärte er den Eltern, die für dergleichen modische Feinheiten meiner neuen Bildungsuniform gar kein rechtes Verständnis hatten. Immerhin, ich bekam die Mütze mit Kniff, setzte sie auch sofort auf und glaubte das ganze Interesse der Straßen eindeutig auf meine neue Mütze versammelt. Daß man diese Art Mütze, wenn alles gut ging, neun Jahre zu tragen hatte und daß diese neun Jahre kein reines Vergnügen werden würden, diese Voraussicht quälte mich nicht im geringsten. Seither weiß ich, daß man mit Mützen und Kappen viel Beschwer aus der Welt schaffen kann.

Der Vater sitzt still in seiner Ecke. Er hat nie viel gesprochen. Das ist richtig. Aber sein Schweigen war mir nicht aufgefallen. Es hatte mir immer geschienen, er spräche gleichzeitig mit dem Munde Mutters. Denn was sie fragte, wollte er auch im gleichen Augenblicke wissen, und was sie sagte, hatte er mit ihr sicher auch schon oft beredet, und ihre Aussage war ganz und gar aus seinem Herzen. Jetzt hätte er nun die Rede führen sollen. Sie war ihm zugefallen. Aber es ging dem Vater wohl wie mir. Er schwieg, und er schwieg gern, weil er in dieser Stille zwischen uns beiden das Gerede, das liebe Willkommen-Durcheinander von Fragen und Sagen hörte, wie es für Mutter bei solcher Fahrt natürlich war. Bis wir aus dem Wagen stiegen, hatte sie alles erzählt, was inzwischen passiert war und irgendwie mich interessieren konnte.

Da war ein früherer Klassenkamerad ein großes Tier geworden, oder eine Tanzstundenbekannte hatte ein Kind bekommen, oder im Dorfe unserer Heimat — meine Großmutter mütterlicherseits besaß ein schönes Gut — war ein Gutspächter beim Falschspiel erwischt worden. Wer hätte das von dem Manne gedacht? Oder eine frühere Magd lag im Krankenhaus... Und was alles an derlei buntem Geschehen die Zwischenzeit hervorgebracht haben mochte, alles wurde mir nahegeführt mit dem jugendlichen Feuer, mit dem dergleichen Dinge Mutter erfüllten. Sie machte alles zu ihrer eigensten Angelegenheit.

Das gab es bei ihr nicht, daß sie eine Sache erfuhr und sie nur eben so notierte. Wie? Der Koborn ihre Frieda hat ein uneheliches Kind...? Ja, wer ist der Vater...? Zahlt er...? Er muß zahlen! Die Frieda verdient Maulschellen! (Mit Maulschellen war Mutter, wenigstens in ihrer Rede, schnell zur Hand.) Der alten Koborn muß man ein gutes Wort geben. Sie ist ohne Schuld! Sie bestimmt! Sie hat ihre neun Kinder streng und gottesfürchtig aufgezogen. „Der Wilhelm Koborn... Kannst du dich entsinnen, Junge? Der Saderlump — man konnte ihm nicht böse sein —, er hat dich was Suckepack getragen... Immer Goldrio im Schädel und immer ein Schnäpsschen in der Gurgel, bis er auf der Tenne hing. Läßt die Ida Ida sein und die neun Kinder neun Kinder, nimmt das beste Kälberseil von der Großmutter — entsinnst du dich, Junge? Sie hingen neben den Kumten über der Futterkiste vor dem Pferdestall —, bindet den Strick an den Dachbalken, legt den Kopf in die Schlinge, springt von der Dreischmaschine und haumelt in der Luft wie der leibhaftige Gottseibeius. Das war ein Schreck am Morgen!“

„Passierte damals nicht die Geschichte mit dem Leichenwagen?“

„Die Geschichte mit dem Leichenwagen...? Aber Vater!“ Mutter tadelte bei solchen Anlässen nur zu gern und stellte Vaters sträfliche Ignoranz mit einem Kopfschütteln fest, mit einem Kopfschütteln... „Die Geschichte mit dem Leichenwagen passierte der Kretschmars Mine!“

Biegen wir jetzt nicht in die Tauchnitzstraße ein? Der Chauffeur fährt einen Umweg. Lassen wir ihn fahren. Der Vater hat Zeit. Ich habe Zeit. Es eilt uns beiden nicht, nach Hause zu kommen. Im Gegenteil... Ich habe Angst. Vom Vater her spüre ich auch lauter Unsicherheit.

Ich höre Mutter erzählen... Vater sicher auch... Sie erzählt so lebendig, daß sie in ihrem Eifer den Umweg übersieht. Denn sie würde gegen die Scheibe klopfen und sagen: „Junger Mann... Sie fahren uns spazieren... Das ist ein Irrtum. Man kann langsam fahren und doch auf dem richtigen Weg bleiben!“ Aber sie erzählt... Das ist gut... Erzähle nur, Mutter; wir sind ganz Ohr...

„... Na ja, also damals, als sich der Kretschmars Karl ertränkte, gab der Pastor den Leichenwagen nicht heraus. Er versagte überhaupt und prinzipiell jedes christliche Begräbnis... Gehst mir mit den Pastoren! Wie kann ein wahrer Christenmensch dergleichen Prinzipien haben? Als ob einer zum Vergnügen die Nase in den Teich

stecke! Als ob man die Überlebenden bestrafen müsse mit solch sinnlosem Versagen...! Aber gut... Die Kretschmers Mine wußte Rat. Sie kaufte der Gemeinde den Leichenwagen ab... Gemeinden brauchen immer Geld, und der Wagen war alt, und der Kretschmern ihr Geld kam gelegen. Es langte für einen neuen Leichenwagen und für mehr.

Mine spannte ihre Kappen vor den Wagen und kutscherte ihren Karl am helllichten Tage mitten durch das Dorf, durch das ganze Kirchspiel nach dem Gottesacker und begrub ihn in der Selbstmörder-ecke. Der Pfarrer drückte beide Augen zu. Was blieb ihm übrig? Dann kam die Heuernte. Was tat meine Mine? Sie fuhr Heu ein mit dem Leichenwagen! Ich sehe es noch wie heute. Ich war damals dreizehn Jahre alt. Das ganze Dorf riß Maul und Nase auf. So etwas war noch nicht dagewesen. Ich sehe noch den Leichenwagen, ein schwarzlackierter Kasten mit silbernen Ecken, und auf dem Dach kniete vor einem schräggelegten, langen Kreuz ein Engel im Gebet mit erhobenen Händen. Der ganze Kasten war ausgefüllt mit Heu. Sie fuhr den Wagen selbst. Knallte mit der Peitsche. Surrehopp ging es durch das Dorf. Der Wagen torkelte nur so auf seinen Rädern. Als ob sie in den Himmel fahren wolle mit ihrem Heu, so donnerte sie am Pfarrhaus vorüber. Der Pastor mußte wohl oder übel die Augen aufmachen. Kreisrund riß er sie auf und schrie etwas von Lästerung. Die Geschichte wirbelte damals mehr Staub auf als der Leichenwagen auf der Dorfstraße..."

Aber jetzt sind wir da. Das Auto hält vor dem Hause. Nummer dreiundachtzig. Ich bezahle den Chauffeur. Knalle die Tür zu. Der Koffer steht auf der Straße. „Nur langsam, Vater!“ Vater hat zugegriffen. Wir halten am gleichen Griff.

Ich mache mich hoch, damit ich mehr zu tragen bekomme. Ganz vertreiben läßt sich Vaters Hand nicht. „Die drei Treppen legen sich auf, mein Junge. Wir wollen teilen...“ Auf der zweiten Etage machen wir halt wie immer. Verschmaufen uns. Auf jeder Etage wohnen zwei Parteien. Auf jeder Etage wohnen viele Menschen-schicksale. Auf der zweiten Etage wohnt eine Apothekerswitwe. Sie war operiert worden. Krebs... Hoffnungslos... Auch was! Hoffnungslos... Sie ist vor einem Jahr operiert worden und lebt, lebt... „Pumpelwohl ist sie wieder, die brave Frau Argelsried... Gar nichts wissen die Ärzte!“ hatte bei meinem letzten Besuch Mutter gesagt. „Was ein gesunder Mensch ist, der wird mit einem Krebs immer noch fertig!“

Ja, und nun ist sie selbst mit einem winzig kleinen Blutgerinnsel nicht fertig geworden, und die Ärzte, die gar nichts wissen, die haben ihren Totenschein ausgestellt. Schwarz auf weiß: Geboren... verheiratet... gestorben... „Bitte, Herr Direktor, das macht zwölf Mark achtzig Pfennig, und dann müssen Sie sich mit dem Schein auf das Standesamt begeben...“ Alles läuft wie am Schnürchen... Alles hat seine Ordnung.

\*

Frau Weidlich steht in der Tür. Die alte Weidlichen... eine treue Seele.

„Ich hätte, weiß Gott, den Koffer holen können... Warum flingeln Sie nicht?“

Wir ziehen die Mäntel im Korridor aus. Nur langsam, denke ich. Als ob das jetzt noch etwas nützen könnte... Ich helfe Vater. Vater hilft mir... Die alte Weidlichen uns beiden. Sie hat meinen Koffer schon in mein Zimmer gestellt.

Mein Zimmer...

Die Küchentür ist halb offen. Ich schaue in die Küche. Ich schaue in das Wohnzimmer. Ich schaue in das Arbeitszimmer von Vater. Ich schaue in das Schlafzimmer der Eltern. Nur so einen Blick werfen in die Räume... So, wie ich es immer tat. Ich will alles wie immer halten, überall hinsehen... Ob alles noch beim alten ist, beim vertrauten, heimeligen alten.

Es ist alles beim alten. Nur... Vater steht mitten im Korridor, der dunkel ist. Aber ich sehe eine Träne in seinem Gesicht. Ich schlucke selbst mächtig. Etwas ist in meinem Mund... ein Geschmack... ein Gefühl...

„Dann wollen wir mal Kaffee trinken, Mutter Weidlich... Ihr guter Kaffee wird wohl tun!“

„Mutter“ Weidlich, das sind so Worte... Früher hat man sie gebraucht, der alten Weidlich eine Freude damit gemacht, heute fällt das Wort „Mutter“ schwer. Das Wort ist gestorben. Man hat eine feierliche Verantwortung dem Wort gegenüber. Keinem Menschen gehört das Wort mehr, es ist tot. Es ist meinem Leben ausgestorben.

Die alte Weidlichen hantiert in der Küche. Die Tür ist geschlossen. Das tut gut. Man fängt schon wieder an, sich zu belügen. Was täte jetzt Mutter anderes, als den Kaffee richten? Das war so ihre Art. Kaum standen wir auf dem Gang, schon verschwand sie in die Küche,

wie in ihr Laboratorium, und braute den Kaffee. Die gute, alte Kaffeemühle... Ihr Mahlen war wie Märchenerzählen. Mutter hielt sie zwischen den Knien und drehte mit einem Finger blitzschnell die Kurbel.

\*

Vater steht immer noch wie ein Baum mitten im Korridor. Er weiß sich nicht zu helfen. Man muß ihm zu Hilfe kommen ... zu Hilfe kommen...

„Da wären wir also, Vater. Gehen wir in das Esszimmer!“

„Der Kaffee wird gleich fertig sein... Du wirst Hunger haben.“

„Tüchtigen Hunger habe ich mitgebracht!“

Ich schiebe den Vater in das Esszimmer. Der Tisch ist gedeckt. Auf der weißen Tischdecke steht das Meißner Porzellan mit dem blauen Zwiebelmuster. Die alte Weidlich hat den Kuchen gebacken. Wie immer: Prophetenkuchen, Altenburger Spezialität. Kein Mensch kann ihn backen, nur Mutter... Nun hat ihn also die Weidlichen gebacken. Natürlich, es wird immer Prophetenkuchen gebacken werden...

Auf der Kredenz — Mutter's ganzer Stolz — steht ihr Bild. Eine Passaufnahme. Vater hat sie vergrößern lassen. Ich kenne das Bild noch gar nicht. Ich nehme es in die Hand ... vorsichtig in beide Hände. Mutter schaut mich an ... heißt mich willkommen. Die Bluse kenne ich, die sie da anhat, und die Kette, die sie um den Hals hat. Das Gesicht selbst...? Eigentlich kenne ich das nicht. Mutter habe ich bisher nie als Bild gesehen. Von dem, was nicht ist, macht man sich Bilder. Was man nicht hat. Landschaften hängt man sich in die Stadttuben ... Baumgruppen ... Dorfgiebel ... Und vom übersinnlichen macht man sich auch Bilder... Von Christus... von Maria ... von Gott... Und von seiner Mutter hält man also eines Tages auch ein Bild in den Händen ... und man sucht in den Zügen ...

Die Mutter, nicht wahr, die hat sich von einem neun Monate lang ein Bild gemacht, und dann hat sie dem Bilde Leben gegeben. Ja, die Mütter ... die können zaubern in ihrer Liebe! Aber die Söhne ... die stehen armselig und hilflos und halten ein totes Bild in den Händen und können ihm nicht zum Leben verhelfen... Stümper, die Söhne!

Vater steht in seinem bescheidenen Anzug neben mir. Er sieht mir zu, läßt die Brille. Der Bügel hat auf dem Nasenrücken ein blutrotes Joch gescheuert. Die Brillengläser flimmern auf der Stirn.

Vater sieht aus, als ob er vier Augen habe, als ob er eine verwackelte photographische Aufnahme sei: unwirklich sieht er aus ... auch wie ein Bild.

Gott sei Dank, endlich spricht er etwas. Die Worte sind kleine, überzeugende, lebendige Wirklichkeiten: „Am Morgen ... jeden Morgen, wenn ich in meine Schule gehe, da fragt sie mich: Hast du dein Frühstück...? Jage nicht so über die Straßenkreuzung... Und halte dich besser... Deine ewige Bronchitis hast du nur von deiner schlechten Haltung... Genug Taschentücher...? Wo ist denn der Kragenschoner? Bei dem Wetter ... ohne Kragenschoner!“

Der Vater lächelt zu seiner Rede ... lächelt und dienert dem Bilde zu und winkt mit halber Geste: „Und du, Mutter, daß du mir mit dem Mittagessen pünktlich bist“ — er lächelt wieder. — „Dann reise ich aber aus, denn dann kommt ihr Schimpf: Als ob du je hättest warten müssen! — das höre ich gerade noch, wenn ich die Korridortüre ins Schloß drücke...“ Er lächelt ein erpresstes Lächeln.

Mit sechzig Jahren solch ein Spiel spielen zu müssen, fällt nicht leicht. Als Kind hat man dafür reichlich genug Phantasie. Aber nach einem gelebten Leben sind dergleichen Versuche ein salziger Notbehelf.

Ich stelle das Bild zurück. Wir setzen uns. Ich sehe zum Fenster hinaus. Von der Gegenseite der Straße schaut eine Mietskaserne herüber und ein schmaler Streifen Himmel. Mit wie wenig Himmel die Stadtmenschen auskommen müssen!

Er verliert seine Bedeutung, seine Allmacht in der Perspektive dieser Höhlenbewohner.

Frau Weidlich setzt die Kaffeekanne auf den Tisch. Die Kanne mit der abgeschlagenen Nase. Sie bleibt in der Tür stehen, die eine Hand an der Klinke, die andere glättet die gestärkte Schürze. Mutter liebte altmodische gestreifte Leinenschürzen. Dies war ein letztes Weihnachtsgeschenk für die alte Weidlichen.

„... und so plötzlich!“ — Das war das einzige, was die alte Frau damals zu sagen hatte. Sie sagte es heute wieder. Sie sagt es wie ein höfliches Beileid und wie eine herzensgute Frage. „Weidlichen, rief sie mich, ich lege mich eben mal. — Frau Direktor, sagte ich, Sie gefallen mir nicht. Soll ich den Doktor holen? — Wenn einem ein Doktor helfen kann, sagte sie, kann einem auch die eigene Natur helfen! — Dann verlangte sie nach einer Wärmflasche. Ich hatte heißes Wasser, schönes, heißes Wasser hatte ich gerade in der Pfanne. Ich füllte die große kupferne Wärmflasche und wickelte sie in das alte

Flanelltuch und legte die Wärmflasche ganz dicht an ihre Füße. Aber die Füße wurden und wurden nicht warm... Ja, und dann kam der Herr Direktor selber aus der Schule... Mein Gott! Den König habe ich vergessen... Er tut dem Herrn Direktor so gut... Es ist reiner Lindenblütenhonig..."

Die alte Weidlichen holt den König. Es geschah alles alltäglich, wirklich und wirkte wie ein Zauber des patriarchalischen Lebens. Der Tisch mit seinem Essen und Trinken, das Zimmer mit seiner abgeschlossenen Sicherheit, die treue Seele, die bediente, der Vater...

Wie oft hatte ich hier gegessen an diesem Tisch und hatte mit geschlossenen Augen die Ruhe und die Klarheit der gewohnten Dinge um mich gewußt. Hatte heiter den Geräuschen gelauscht, die ich alle kannte, die mir alle vertraut waren: Der Gang des Vaters im Nebenzimmer... ein Wortwechsel in der Küche... ein Klappern von Tellern und Bestecken... der scharfe Klang vom Pendel der Uhr, die über dem Klavier hing und dessen Gleichmaß die Saiten des verstimmt Instrumentes zu beunruhigen schien, so daß sie immer ein ganz klein wenig brummt... von der Straße her, tief drunten vom Fluß der Straße her: Käderkreischen, das Läuten der Elektrischen, ein Superton... Und dann sehr plötzlich Mutter neben mir: „Du bist müde... abgehzt!“

„Nein!“

„Doch... Dein Beruf gefällt mir nicht... Du hast keinen Urlaub, keine Ferien... Wärest du Lehrer geworden. Man sage, was man will, die schönen Ferien... oder Pastor... eine schöne, stille Landpfarre...“

„Aber Mutter!“

„Zu Anfang des Lebens“, so fuhr sie fort, „fallen alle Schatten der Grenzen nach außen und vergrößern scheinbar das Dasein. Später fallen sie nach innen und verkürzen, verkleinern und verdunkeln den geliebten Rest...“

Sie konnte wunderbar sprechen, Mutter. Ihre Gleichnisse waren immer schwermütig und sagten Einsamkeit aus. Aber dann ließ sie unvermittelt wieder dieses Traurigsein und erzählte eine Fahrt von zu Hause. Denn solange sie nun auch schon in der Stadt lebte, zu Hause war sie auf dem Lande geblieben, im Dorf ihrer Mutter, wo wir noch ein Häuschen besitzen.

Das Gut der Großmutter? — Das mit dem Gut, das ist so eine Sache. Wir haben nie richtig darüber gesprochen. Ich weiß bis auf

den heutigen Tag nicht genau, was es mit dem Verlust dieses stattlichen Hofes eigentlich für eine Verwandnis hat. Eines ist gewiß: Der Großvater scheint ein Hochhinaus gewesen zu sein. Altenburger-talerstat... Luxus mit Säulen... große Jagdfeste... die Mägde schienen es bei ihm auch gut gehabt zu haben... Und dann das Gut unter dem Hammer... Aber, wie gesagt, ich weiß nichts Bestimmtes. Soviel sonst Mutter erzählte, darüber kein Wort.

Und die Großmutter?

Die erzählte von ihrem Gottlieb nur lustige Dinge und fröhliche Schnaken. Er ritt aufs Feld und rief zu den Leuten: „Beneide ich euch, daß ihr arbeiten könnt... Wie gerne würde ich arbeiten... aber ich kann nicht... ich kann nicht...“

Wenn später vom Gymnasium her ein Brief kam, daß ich zu Ostern gefährdet wäre und meine Versetzung sehr in Frage stünde, pflegte die Großmutter zu sagen: „Das hat er vom Großvater. Er hat halt eine schwächliche Natur.“ Wir ließen die Großmutter in diesem Glauben. Mir lag es bestimmt nicht, hier einen Renegaten zu schaffen, denn die gute Großmutter half meiner schwachen Natur hier und da mit einem harten Taler nach oder mit einer heimlichen Tafel Schokolade. Mutter war gegen die Süßigkeiten, der Zähne wegen. Mit den Zähnen machte ich immer meine besten Geschäfte bei Mutter. Schalt sie mich, war sie wirklich einmal recht ungehalten über meine Schlampererei oder Faulheit... gleich klagte ich, daß ich Zahnweh hätte oder gehabt hätte. Da wurde sie schwach. Zahnschmerzen...? Damit konnte ich sie immer milde stimmen. Wegen der Zahnschmerzen haderte sie geradezu mit Gott. Das sieht nach Schikane aus... Warum Zahnschmerzen...? Alles andere sah sie ein. Wer geboren wird, gut, der hat sich damit abzufinden, daß er stirbt! Und weil der Tod einen Grund braucht, muß es allerhand Krankheiten geben. Soweit läuft die Schöpfung in Ordnung. Aber Zahnschmerzen? Das ist Schikane... das ist Kleinlich... Auch dem Schnupfen stand sie kriegerisch gegenüber. Krankheiten, die als Todesursache nicht in Frage kamen, beargwöhnte sie alle als Schikanen des Weltbildes. Über diese Dinge kam sie zu keinem Frieden, denn sie nahm sie „ernst“.

Der Tod war für Mutter immer eine ordentliche und saubere Sache gewesen. Man schloß eines Tages die Augen, und der Tod legte seine Hand darauf wie ein Siegel. Gott öffnete dann im Sarkophag der Erde den Leichnam, entnahm ihm die Seele und prüfte sie danach,

ob sie Kost angefetzt hatte, oder ob sie blank war vor lauter Nutz und Frommen.

Mit meinen Urgroßeltern, den Großeltern meiner Mutter also, war es so zu Ende gegangen: Der Urgroßvater war vierundneunzig Jahre alt, da wachte er eines Morgens in seinem bäuerlichen Doppelbett auf und fand neben sich die Urgroßmutter kalt. Er wollte sie erwärmen. Da nahm er ein glimmendes Scheit und legte es unter den Strohsack. Die Kinder sind dazugekommen und haben Unheil verhütet. Er sah nicht ein, daß die Urgroßmutter tot war. Er legte sich wieder neben sie und streichelte sie und rieb sie und wollte sie warm hauchen, bis sein Atem ersahnte und er tot neben der toten Lebensgefährtin lag. Sie kamen in ein Grab.

Und die Großmutter, die legte sich mit siebenundachtzig Jahren in das Bett, wartete, bis der Abend kam, die Sonne in den früheren Besitz ihrer Licker sank, dann ließ sie das Fenster ihrer Kammer öffnen, sagte mit Mutter ihren Lieblingschoral: Jesus meine Zuversicht, hörte auf zu sprechen, als die Glocke der Dorfkirche Feierabend läutete, nickte, reckte sich noch einmal so recht aus Herzensgrund heraus und war nicht mehr am Leben.

So hielten wir es von mütterlicher Seite her mit dem Sterben.

Und Mutter, da sie es nicht besser wußte, handelte wie ihre Mütter. Nur schien sie es nicht erwarten zu können, das Stichwort vom Jenseits, denn sie war gerade sechzig geworden. Sechzig Jahre, da hat man noch Zeit, sollte man meinen ... aber sie nahm sich keine Zeit. Sie legte sich auf das Sofa da drüben. Es steht unschuldsvoll, in bürgerlicher, praller Gemütlichkeit an der Wand und ladet mich ein, Platz zu nehmen. Seitdem ich denken kann, seit ich meine ersten Schritte in das Zimmer hineinstolperte, immer, ununterbrochen hat das gleiche Sofa seine behagliche Einladung geäußert. Vater hält sein tägliches Viertelstündchen darauf. Und ich habe ... in der Tat, was habe ich für eine gute Kameradschaft auf dem alten, breiten Kanapee genossen. Mit den Rissen baute ich Burgen. Den ganzen Robinson erlebte ich da ... Und nun hat auf diesem Idyll Mutter ihr Bewußtsein verloren. Sie hat es nicht gespürt, daß Sanitäter sie auf eine Bahre schnallten, die Treppe hinunter in ein Rettungsauto trugen. Daß dieses Auto sie in ein Krankenhaus entführte. Ja, entführte ... denn was hätte Mutter bei Bewußtsein dem Chauffeur alles für Winke zu geben gehabt ...

Wie war es doch ...?

Die alte Weidlichen bringt den König. Der Vater sagt: „Danke schön!“ Er wiederholt seinen Dank. Die alte Weidlichen versteht. Sie schließt die Tür behutsam von außen, als ob Kranke im Zimmer wären.

„... Ich rief dich vom Hauptbahnhof an ...“

Woher weiß der Vater meine Gedanken?

„Ich habe mich später schon viel darüber gewundert, daß ich nicht gleich im Krankenhaus telephonierte ... Aber ich tat alles wie in einem Traum. Und am Bahnhof glaubte ich mich dir näher.“

„... Wir kamen von einem Ausflug zurück ... von Andechs zurück ...“

Das hatte ich alles dem Vater schon mehrmals erzählt in jenen Tagen des Sterbens und in den Tagen nach dem Tod von Mutter. Aber ein wunderliches Gesetz des Lebens will es, daß man diese Tatsachen immer wiederholt, liturgisch die gleichen Tatsachen mit den gleichen Worten wiederholt. Es wird ein Sinn und damit ein Segen hinter dieser Naturnotwendigkeit stehen. Diese Wiederholungen beruhigen. Man äußert zunächst alles atemlos und ohne Sinn und Verstand. Man spricht, um nicht an der Stille zu ersticken. Von Wiederholung zu Wiederholung enthüllt der gleiche Wortlaut getreu das Damalige, aber die Entfernung besänftigt von Mal zu Mal die fast untragbare Erregung. Die Tatsache wird ganz langsam Erzählung, die Erzählung verhüllt sich immer mehr in die märchenhaften Schleier des „Es war einmal ...“.

Ich sagte also zu den vertrauten Worten des Vaters vom Bahnhof „Wir kamen von einem Ausflug zurück ... von Andechs zurück ...“

Ich wußte schon Vaters Satz im voraus, und es kam auch von ihm her: „Seltsam, drei Wochen, genau drei Wochen vor dem Tage des Anrufes waren wir zusammen dort ... Mutter liebte das Gnadenbild der Mutter Gottes ... Und während ich dir am Apparat das Notwendige sagte, hatten sich vor der Zelle, in der ich mit dir sprach, die nächsten Anwärter auf Verbindungen angesammelt, und als ich herauskam, traten sie alle zur Seite. Ich hatte vergessen, die Tür zu schließen. In dem Augenblick erst, als diese fremden, ernsten Gesichter alle lautlos und ergriffen zur Seite traten, überfiel mich das fürchterliche. Bis dahin war alles Beschäftigung gewesen, Aufregung, Hast ... Jetzt war plötzlich alles still, stehengeblieben wie ein Uhrwerk. Meine Füße fielen in einen Abgrund ... Ich weiß nicht, wie ich nach Hause

Kam, in ein Zuhause, das mich wie ein einziges schlechtes Gewissen empfing. Das leere Bett...

„Laf, Vater...“, hörte ich mich.

„Ich habe die ganze Nacht die Bettdecke hin und her gewendet, die Decke von Mutters Bett ... bald bis zum Kopfkissen hochgezogen ... bald fand ich mich in der Küche, um ihre Wärmflasche zu richten. Erschreckt über diese Sinnlosigkeit kroch ich in mein Bett zurück... Aber man kann nicht liegen neben einem solchen beraubten, leeren Bett... Ich sah dann nach, ob ihre Bettschuhe richtig auf dem Bettvorleger stünden. Sie standen nebeneinander vor dem Bett. Sie sahen mich an, fragten mich, wo ihre Frau bliebe... Ich hantierte wieder sinnlos mit der Bettdecke herum. Dann zog ich mich an, ging zu meinem Stehpult und korrigierte Kette. Das tut ihr gut — meinte ich —, wenn sie mich an der gewohnten Arbeit weiß. Aber ich fand keine Fehler in dieser Nacht. Ich las Zeilen ... aber ich sah keine Schriftzüge... Es war nur, daß man sich mit irgend etwas Nahelegendem betrog...“

„Ich fuhr inzwischen mit dem Schnellzug...“

Diese Fahrt...

Ich ging in meinem Abteil immer hin und her. Quer zur Fahrtrichtung. Hin und her. Dieses Hinundher schien mir dann aber die Strecke zu verlängern. Da lief ich den Waggon entlang draußen auf dem Gang. In der Fahrtrichtung immer voll Entschlossenheit, das Ziel schneller herzuerrren ... auf dem Rückweg Atem holend... Nur keinen Schlaf, dachte ich. Auf der Spitze deines Wachens, wie ein Ball auf dem Spiel einer Fontäne, gaukelt das Leben deiner Mutter... Alles ist eine Frage der Energie... Du mußt dir heute das Leben deiner Mutter verdienen. Gesteh es ein, gesteh es dir ein, du hast diese köstliche Gabe immer wie eine Selbstverständlichkeit genommen.

Heute ist die Geburtsstunde vom letzten Wissen um deine Mutter! In diesen Stunden des Leidens, der Verzweiflung, des Bangens, der Schmerzen wirst du Sohn! Die Wehen preßten mich, schüttelten mich...

Alle Zärtlichkeiten meiner Kindheit, alle Liebe, die ich von meiner Mutter empfing, umstreichelten noch einmal meine Hände, alle Gliedmaßen, den ganzen Körper, das Herz... Ich lehnte gegen das Fenster. Landschaft flog draußen vorbei. Die ganze Mondnacht flog wie ein Schneeball draußen vorbei, wie ein Schneeball, mit dem der Zufall nach dem Schicksal wirft. Ich sagte zu mir ... zu ihr sagte ich über

alle Entfernung weg, und ich beugte mich dazu über ihre Lagerstatt: „Fürchte dich nicht!“ Genau dieses Wort der himmlischen Botschaft überfiel mich mit der Herrlichkeit seines unsterblichen Trostes. Ich empfing es erneut aus der gnadenvollen Hand der Nacht, und ich flüsterte es wie ein Gebet tausendmal über das Bett, das ich in irgendeinem Zimmer des Krankenhauses wußte.

Das Krankenhaus... Mein Freund war dort — vor, ja, es sind achtzehn Jahre her — Assistenzarzt gewesen. Ich habe ihn oft nachmittags abgeholt. Ein paarmal ging ich mit zur Visite. Zimmer auf und ab, immer die schmalen Korridore entlang, die wie Chaussees durch ein Dickicht von Karbolgeruch und Lysoform trostlos in ihrer Sachlichkeit führen. Die Schwestern huschten lautlos von Tür zu Tür, immer eilig, immer gewissenhaft.

„Fürchte dich nicht!“

Oh, Mutter, die Krankenhäuser sind gut! Alles in ihnen ist Hilfe. Fast alle Menschen, die im Rettungsauto hineingetragen werden, verlassen eines Tages zu Fuß und ohne Beschwerde die Anstalt...

Ich soll nicht solchen Unsinn reden? Vielleicht darf ich überhaupt nicht mit meinen Gedanken auf sie einreden? Vielleicht hat sich Schlaf auf ihre Krankheit gelegt, und mein Ansturm von Gefühl beunruhigt die ersten Zeichen einer Genesung?

Dann jagte man vom Bahnhof hinaus in das Krankenhaus. Der Portier nannte die Nummer des Hauses. Es ist ein Stadtviertel aus der Anstalt von damals geworden. Die Etage. Die Zimmernummer...

„Oberschwester!“

Man klammert sich mit den Augen an die fremde, hohe Gestalt.

Man sucht ihr Gesicht zu entziffern. Was meint diese erfahrene Frau? Was weiß sie? Ist sie Trost? Ist sie Dienst?

„Einen Augenblick ... der Herr Professor wollte Sie sprechen.“

Da taucht er schon am Ende des Korridors auf. Ein weißer Kittel, einen anderen jüngeren Kittel neben sich.

Die Schritte schlürfen auf dem Linoleumboden. Es klingt, als ob die beiden Männer, die auf mich zukommen, über Moor waten. Es dauert eine Ewigkeit, bis sie vor mir stehen. Dieser Ernst verschlossener Gesichter von Ärzten. Alles ist Nerv und Muskel. Der Blick greift wie Handschlag herüber, hält und verpflichtet gleichzeitig von innen her zur Haltung.

Der Professor führt mich in einen Warteraum.

„Sehr ernst ... ohne Bewußtsein ... keine Hoffnung ... nach menschlichem Wissen und Gewissen: hoffnungslos...“

„Sie lebt?“

„Kommen Sie...!“

Der Vater sitzt in einem Großvaterstuhl zu ihren Füßen.

Er taumelt auf ... die Brille ist naß...

Mutters Kopf liegt vor mir. Ich streichle ihre Hände. Das Atmen ist die letzte Lebensleistung ihres Wesens. Das Auge starrt mit blinder Pupille in das Nichts. Das Auge, in dem sich mein ganzes Leben spiegelte, ist nicht mehr da für mich... Es ist aufgerissen, ausgeplündert ... es kennt kein Innen und Erinnern mehr... Es kennt kein Außen und keine Äußerung mehr. Leer... Nichts... Aber alle die anderen Züge sind noch da. Die Schläfe, das Kinn, der Mund, die Nase, die Stirn, das Haar... Alles liegt zerstreut, sinnlos auf der Fläche des Gesichtes, ohne Zusammenhang, ohne die Ordnung des Bewußtseins...

Die Fingerspitzen von den gelähmten Händen kratzen an der Bettdecke hin.

„Wenn einmal die Hände zu graben anfangen...!“ Mutter selbst hat mich so das Sterben gelehrt... Der Mensch will heim, er rüstet sein letztes Lager. Wie der Instinkt jedes Tieres, das sich verkriecht in das Dunkel ... in die letzten Gründe ... in die Erde ...

Das Atmen ... das Köcheln ... dann wieder ein Aussetzen ... einen Augenblick eine lähmende, entsetzliche Stille ... dann wieder das Atmen ... das Köcheln ... Die Schwester legte eine Eiskompresse auf die Stirn. Man hat sie wohl nur gewechselt, um mich das Gesicht sehen zu lassen.

Der Professor nickt mir zu, führt mich mit dem Willen seines Blickes vor die Tür. Er erklärt mir die Krankheit, ihren Verlauf. Nur das Herz hat seinen Kampf gegen die Vernichtung noch nicht eingestellt. Eine Frage von Stunden...

\*

Sie ist tot...

Sie ist ganz klein geworden und ganz Mutter... Alle Züge sind gestrafft, geordnet und wie von einer großen Verantwortung gesegnet. Welch atemlose Zuversicht. Welche Gelassenheit! Die hohe Stirn ... Eine Mullbinde hält das Kinn an das Gesicht gepreßt. Wie eine Nonne ohne Gatten und Kind ... eine Nonne ohne Berührung

mit der menschlichen Gesellschaft, ganz einsam, eingestellt auf den Dienst an göttlichem Sinn.

Die Tote, die vor mir im Schleier der Tränen ruht, ist jeder mütterlichen Vertrautheit weit entrückt.

Sie ist eingegangen in das gewaltige, unsterbliche Gleichnis aller Mütter...

Mutter unser... Mutter unser...

Die Korridor Klingel schellt. Ich springe auf und will zur Tür. Der Vater sieht auf mich mit einem Blick, den ich nicht sofort begreife.

„In den ersten Tagen“, sagte er ruhig, „ging es mir, wie es dir heute geht. Jedes Klingelzeichen riß mich aus der Trübsal. Gewohnheitsmäßig ging ich, die Tür zu öffnen... Ich erwartete sie aus der Stadt zurück von Einkäufen ... so... Aber sie ist es nie... Jetzt weiß ich es schon...“

Ich höre die Schritte der Weidlichen, die Stimme der Weidlichen... Jemandein Händler ... ein Bettler...

Mutter kommt nie wieder aus der Stadt zurück, beide Arme voll Pakete und voll gutmütiger Vorwürfe, daß wir sie an der Tür viel zu lange hätten warten lassen... Aber das ist doch alles selbstverständlich... Mutter ist tot... Wozu dieses sinnlose Beschwören von vergangenen Bildern?

Ich will sie nicht, diese schmerzliche, trostlose Laterna magica!

Ich will dem Vater von der Reise erzählen... Ich will neue Eindrücke in seine Seele prägen... Ich will ihm über die Einsamkeit hinweghelfen oder ihn wenigstens auf die Dauer meines Besuches hinwegtäuschen...

Aber jede Bewegung, die geschieht, löst, automatisch von einem unheimlichen Willen bestimmt, Erinnerungen aus. Hier ist alles Erinnerung. Hier geschieht nichts Neues mehr. Hier geht das Leben zu Ende. Vater selbst gehört zu den Dingen, die nur noch getreu sein dürfen. Das Leben, das sich immer aus unbedachter Heiterkeit ergibt und gemeinsamer Sorge, aus Plänen und Hoffnungen, aus Gerede und Getue, dieses namenlose, selbstverständliche Leben hat hier aufgehört, hat sich in lauter Erinnerung verwandelt. Die Erinnerung hat die Führung in diesen Räumen übernommen und die Herrschaft. Das wenige, was geschieht, geschieht, weil es unbedingt notwendig ist, oder es geschieht mit einem Wort, das sich auf früher bezieht.

Der Schreibtisch, der auf seinen vier zierlichen Fußbaumbeinen im Zimmer steht und mit seinen schmalen Schubladen und ihrem Durcheinander von Muttels Liebe zu ihm spricht, er ist viel lebendiger als die Tatsache, daß wir essen und trinken.

Das erste gemeinsame Essen und Trinken, sonst immer ein Fest von lauter Zärtlichkeiten, ist nun eine Folge von ängstlicher Fürsorge und guter Rücksicht.

Rück-Sicht, ja, das ist es...

Früher trug alles die Perspektive nach vorwärts in sich, und jetzt ist die Sicht aller Dinge und Gespräche zurückgewendet. Ein unheimlicher Wandel!

„Die Blattpflanzen“, sagt der Vater, „machen mir Sorge. Ich habe, scheint es, nicht die rechte Hand dafür. Auch die Zimmerlinde kränkelt.“

Ich stehe auf, gehe zu den Pflanzen. Das Grün der Blätter ist blasser als sonst. Woher wissen diese unvernünftigen Lebewesen, daß ihre Pflegerin tot ist? Was vermissen sie? Vater gießt sie, rückt sie in die Sonne, stellt sie in den Schatten, behandelt sie gewissenhaft mit dem gleichen Bedacht wie Muttel... Aber diesen stummen, von der Mutter Erde verlassenen, in den Ersatz einer Tonscherbe eingesetzten Gewächsen fehlt die Hand, die persönliche Liebe ihrer vertrauten Pflege...

\*

Auf dem Schreibtisch finde ich dann eine Rechnung, die den Vermerk trägt, daß sie bezahlt wurde. Es ist eine lange Rechnung... lauter einzelne Posten sind vorgedruckt. Ihre Addition ergibt einen hohen Betrag.

Ich lese: Leichenhemd nach Vorschrift des Krematoriums... Bissen nach Vorschrift des Krematoriums... Predigt... Glockengeläute... vier Kandelaber mit Wachskerzen... Pflanzenarrangement... Orgel... Chorgefang (zwei Choräle)... Sarg... überführung... Urne...

Ich sehe Zahlen untereinander gereiht, stupide Zahlen. Und ich lese: Orgel... Gesang... Predigt... Kerzen... Pflanzen... Ich sehe sie wieder vor mir, die Aussegnungshalle... den kühlen Raum, eingebettet in einen heißen, blauen, wolkenlosen Sommertag... Ich sehe, wie es sich Muttel wünschte, ihren Sarg unter ein schwarzes Bahrtuch gehüllt... Ich sehe keinen Kranz. Muttel haßte diese gewundene Konvention, diese Blumenindustrie, mit der sich unsere Zeit so gern von einer inneren Trauer loskauft.

Wie zwei hatten nur ein paar Hände voll Blumen mitgebracht. Veilchen und Maiglöckchen ihr in die Hand gedrückt und auf ihr Bahrtuch Rosen gelegt. Sie liebte nie die Menge... nie die Masse, auch bei den Blumen nicht. Der Pfarrer las aus der Bibel den Satz, daß es viele Wohnungen gäbe in des Vaters Haus.

Das Vaterunser...

Der Sarg sank...

Bebte die Erde...?

Der Sarg sank, von seiner Schwere überwältigt, in den Boden...

Bronzene Klammern schlossen sich über der Gruft.

Der Boden ruhte... glatt... blank... Nichts verriet, daß hier der Sarg meiner Mutter unterging.

Wie in den Märchentälern die Berge sich öffnen, Abenteuer verschlucken und sich schließen, so sprang der Boden auf... die Erde wankte... die Orgel dröhnte...

Dann stand man wieder unter blauem Himmel im Lichtwirbel des August, ging von der Stätte des Unheils und hieß sie: Friedhof... Gottesacker... Gab gute Namen für eine schlimme Sache...

Was war das alles damals, dieser Tumult des Herzens, diese Katastrophe der Seele...? Eine quittierte Rechnung ist der Rest. Eine Beerdigungsanstalt hat ein Geschäft getätigt. Muttel fährt mit dem Finger die einzelnen Posten ab und überprüft, wie sie es gewohnt ist, jeden Betrag.

Nein! Nein! Unsinnige, sentimentale, flache Phantastik! Sie tut es nicht!

Die Wirklichkeit meiner Mutter ist ausgelöscht... Kein Wort... kein Blick... Keine Bewegung ihrer Hände ist geblieben...

Alles ist verbrannt... verbrannt...

Ich habe keine Mutter mehr!

Ich habe keine Mutter mehr...?

Mich überwältigt das Gefühl: wie gering, wie belanglos, wie wesenlos im Grunde die Wirklichkeit ist... flucht...? Feigheit... dieses Gefühl? Nein, Gewißheit mit klarer, frontaler Stirn!

Ich habe meine Mutter nicht verloren... Man verliert seine Mutter nicht wie ein Vermögen oder ein Ding oder irgendeine Sache!

Jeder Gedanke, den man denkt, jedes Gesicht, das man schaut, wird vom Er-Innern her vervollständigt, vom Er-Innern an die Mutter.

Der Vater hat sich auf das Sofa hingestreckt. Er ist müde. Er hat die Hand über die Augen gelegt, die ihn schmerzen.

Ich habe mir einen Stuhl an das Fenster gerückt. Rauche eine Zigarre. Der Atem des Vaters geht ruhig ein und aus ... er geht leise ... Ich glaube, Vater ist ein wenig eingenickt.

Die Freude, daß er nicht mehr allein ist, daß die kleine Familie, soweit es noch möglich, wieder beieinander ist, hat ihm gut getan.

Er stand auf Posten die Zeit über, der gute Vater, auf verlorenem Posten. Jetzt weiß er mich wachen ... warten ... den Abschied tragen ... Der Zigarrenrauch, die blauen, verwehten Ringe sind ihm Bestätigung, daß alles in Ordnung geht.

Ich sitze ganz still und wende mich Muttels Bild zu.

Es sieht mich an.

Es sagt ganz einfach, ganz auf Muttels Weise: „... Ich habe dich hier erwartet ... hier in diesem Leben, nicht wahr? Und du bist gekommen ... und ich habe für dich gesorgt ... Und nun bin ich vorausgegangen und erwarte dich wieder ... Und du wirst wiederkommen ... Ich habe dir das Sterben vorgemacht, damit es dir, wenn deine Stunde kommt, nicht schwer wird ... damit du weißt, drüben ... schon ganz dicht ... ganz nahe deinen sinkenden Sinnen erwarte ich dich, komme auf dich zu ... komme dir entgegen...“

Der Vater ist müde. Er hat einen ruhigen Schlaf. Sein Atem geht ein und aus wie eine Zärtlichkeit ohne jedes Bangen. Ich freue mich seines Schlafes ...

Und dir, Mutter, danke ich dein Sterben...

Immer sterben die Mütter für die Söhne...

Einmal freilich ist ein Sohn für seine Mutter gestorben ... aber das war Gottes Sohn...

## Martinsgans

Simon Dach

Wann der heilige Sankt Martin  
Will der Bischofswahl entfliehn,  
Sitzt er in dem Gänsestall.  
Niemand findet ihn überall,  
Bis der Gänse groß Geschrei  
Seine Sucher ruft herbei.

Nun dieweil das Gießgacklied  
Diesen heiligen Mann verriet,  
Dafür tut am Martinstag  
Man den Gänsen diese Plage,  
Daß ein strenges Todesrecht  
Gehn muß über ihr Geschlecht.

Drum wir billig halten auch  
Diesen alten Martinsbrauch,  
Laden sein zu diesem fest  
Unfre allerliebsten Gäst'  
Auf die Martinsgänselein ein  
Bei Musik und kühlem Wein.

## Ballade vom Brennesselbusch

Börries, Freiherr von Münchhausen

Liebe fragt Liebe: „Was ist noch nicht mein?“

Sprach zur Liebe Liebe: „Alles, alles dein!“

Liebe küßte Liebe: „Liebste, liebst du mich?“

Küßte Liebe Liebe: „Ewig, ewiglich!“ — —

Hand in Hand hernieder stieg er mit Maleen  
Von dem Heidehügel, wo die Nesseln stehn,  
Eine Nessel brach er, gab er ihrer Hand,  
Zu der Liebsten sprach er: „Uns brennt heißrer Brand!“

Lippe glomm auf Lippe, bis die Luft zum Schmerz,  
Bis der Atem stockte, brannte Herz an Herz,  
Darum, wo nur Nesseln stehn am Straßenrand,  
Wolln wir daran denken, was uns heute band!“ —

Spricht von Treu die Liebe, sagt sie „ewig“ nur —  
Ach, die Treu am Mittag gilt nur bis zwölf Uhr,  
Treue gilt am Abend, bis die Nacht begann —  
Und doch weiß ich Herzen, die verbluten dran.

Krieg verschlug das Mädchen, wie ein Blatt verweht,  
Das im Wind die Wege fremder Koppeln geht,  
Und ihr lieber Liebster stieg zum Königsthron,  
Eine Königstochter nahm der Königssohn.

Sieben Jahre gingen, und die Nessel stand  
Sieben Jahr an jedem deutschen Straßenrand,  
Wer hat Treu gehalten? Gott alleine weiß,  
Ob nicht wunde Treue brennet doppelt heiß!

Bei der Jagd im Walde stand mit schwerem Sinn,  
Stand am Knick der König bei der Königin,  
Nesselblatt zum Munde hob er wie gebannt,  
Und die Lippe brannte, wie sie einst gebrannt:

„Brennettelbusch,  
Brennettelbusch so fleene,  
Wat steihst du so alleene!  
Brennettelbusch,  
Wo is myn Tyd ebleven,  
Un wo is myn Maleen?“

„Sprichst mit fremder Zunge?“ frug die Königin.  
„So sang ich als Junge“, sprach er vor sich hin.  
Sein sie ritten schweigend, Abend hing im Land —  
Seine Lippen brannten, wie sie einst gebrannt! —

Durch den Garten streifte still die Königin,  
Zu der Magd am flusse trat sie heimlich hin,  
Welche Wäsche spülte noch im Sternenlicht,  
Tränen sahn die Sterne auf der Magd Gesicht:

„Brennettelbusch,  
Brennettelbusch so fleene,  
Wat steihst du so alleene!  
Brennettelbusch,  
If hev de Tyd eweten,  
Dar was ik nich alleen!“

Sprach die Dame leise: „Sah ich dein Gesicht  
Unter dem Gefinde? Nein, ich sah es nicht!“  
Sprach das Mädchen leiser: „Konntest es nicht sehn,  
Gestern bin ich kommen, und ich heiß Maleen!“

Viele Wellen wallen weit ins graue Meer,  
Eilig sind die Wellen, ihre Hände leer,  
Eine schleicht so langsam mit den Schwestern hin,  
Trägt in nassen Armen eine Königin. — —

Liebe fragte Liebe: „Sag, weshalb du weinst?“  
Kaunte Lieb zur Liebe: „Zeit ist nicht mehr einst!“  
Liebe klagte Liebe: „Ist nicht wie vorher?“  
Sprach zur Liebe Liebe: „Nimmer — nimmermehr.“

## Böser Markt

Johann Peter Sebel

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuwege manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem geratet es, dem anderen nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tages einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange, gewundene Gänge sich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch, paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohlgekleidet, als wenn er auch dazugehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzte, dachte, es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen; kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantenen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldenem Stern, will spazieren gehen im kühlen Schatten und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihre Mündung auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie miteinander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor

einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: Der Leib ist kostbarer als das Geld; lieber den Ring verloren als den Finger, und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr“, fuhr jetzt der Geselle fort, „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Salunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, wofür man kaum ein Schöpplein trinken kann. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, das er vorn auf der Brust im Hemde hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der rechten Hand. Als endlich der Herr dachte: Jetzt bin ich absolviert, gottlob! fing der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurechtkommen, wollt Ihr mir nicht auch von meinen Waren etwas abhandeln?“ Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laß sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, die er vom Zweibazgenkrämer gekauft oder auch schon auf einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um teures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolleth Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenmacher in London und zwei Dublonen unter Brüdern wert.“ Der Herr dachte in der Überraschung: Du dummer Dieb! und kaufte die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, drehte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, sauberer Geselle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle tot.“ Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen.“ Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladestock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der vornehme Engländer ging schamrot zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an vieles.

## Der geheilte Patient

Johann Peter Zebel

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszusuchen, von denen, gottlob, der arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittage aß und trank er ebenso, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langeweile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfang. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Malter sack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschau, und der Tod geh ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern.“

Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Kößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Tut, was Ihr wollt!" Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: "Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm: "Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt." Da sagte er: "Herr Doktor, mir fehlt, gottlob, nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: "Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, das niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht auschlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden", und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: "Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl", und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt.

## Erkaltete Liebe

Volkslied, 1479

Es ist ein Schnee gefallen,  
Und ist es doch nit Zeit;  
Man wirft mich mit den Ballen,  
Der Weg ist mir verschneit.

Mein Saus hat keinen Giebel,  
Es ist mir worden alt;  
Zerbrochen sind die Riegel,  
Mein Stüblein ist mir kalt.

Ach, Lieb, laß dich's erbarmen,  
Daß ich so elend bin,  
Und schleuß mich in dein Arme,  
So fährt der Winter hin.

## Vereinsamt

Friedrich Nietzsche

Die Krähen schrein  
Und ziehen schwirren flugs zur Stadt:  
Bald wird es schnein —  
Wohl dem, der jetzt noch — Seimat hat!

Nun stehst du starr,  
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!  
Was bist du, Narr,  
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor  
Zu tausend Wüsten, stumm und kalt!  
Wer das verlor,  
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,  
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,  
Dem Rauche gleich,  
Der stets nach kältern Simmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr  
Dein Lied im Wüstenvogel-Ton! —  
Versteck, du Narr,  
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein  
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:  
Bald wird es schnein —  
Weh dem, der keine Heimat hat!

Lande hab' ich viel gesehn Walther von der Vogelweide  
1170—1230

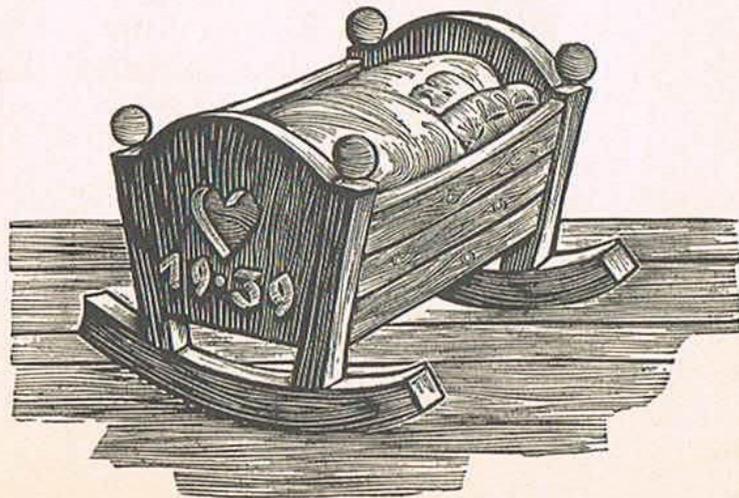
Lande hab' ich viel gesehn,  
Nach den Besten blickt' ich allerwärts:  
Übel möge mir gesehn,  
Wenn ich je bereden ließ mein Herz,  
Daß ihm wohlgefalle  
Fremder Lande Brauch:  
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?  
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein  
Und zurück bis her an Ungerland,  
Da mögen wohl die Besten sein,  
Die ich irgend auf der Erden fand.  
Weiß ich recht zu schauen  
Schönheit, Guld und Zier,  
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier  
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,  
Deutsche Frauen sind engelschön und rein;  
Töricht, wer sie schelten kann,  
Anders wahrlich mag es nimmer sein;  
Zucht und reine Minne,  
Wer die sucht und liebt,  
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt;  
Lebt' ich lange nur darinne!

**Wir wollen nichts  
erringen für uns,  
sondern alles  
nur für Deutsch-  
land, denn wir  
sind vergänglich,  
aber Deutschland  
muß leben.**

**Adolf Hitler**



Das Schwert betet

Mirko Jelusich

Noch ruh' ich tiefgeborgen in der Scheide,  
Ein träumend Ding, das sacht zuzeiten flirrt,  
Ein ranter Stahl mit einer blanken Schneide;  
Noch habe ich zu Freude und zu Leide  
Im Sonnenglast nicht sprühend aufgefliert.

Allein wie bald: So hebt mich eine Hand  
Aus meiner Ruhestätte dunklen Tiefen  
Und wandelt mich in einen Loderbrand,  
Und Wahrheit werden nun in dieser Hand  
Die Träume, die in meinem Stahle schliefen.

O Herr! In deinen heil'gen Ungewittern  
Ist meiner Seele einzig hohe Ruh'!  
Und müßte ich im letzten Sieb zersplittern —  
Du weißt es, Herr: Ich werde nicht erzittern!  
Herr, du mein Gott, schlag zu!

Ich wünscht', wir blieben ewig Kameraden ...

Joachim Freiherr von der Goltz (1915)

Ich wünscht', wir blieben ewig Kameraden.  
Doch fürcht' ich sehr, es kehrt die Zeit zurück,  
Wo Heid und feiler Sinn und arge Tück'  
Am Herzen fressen gleich gefräß'gen Maden.

Man braucht ja nicht zu schießen und zu laden,  
Kann doch Soldat sein in dem einen Stück:  
Ihr! die euch heimwärts führt ein hohes Glück,  
Ihr! läutet Glocken, blaset nicht Chamaden.

O Kameraden in dem Großen Meer,  
Legt mit dem grauen Rock nicht weg die Ehr',  
Bleibt auch in Zukunft Kämpfer, bleibt Soldaten,  
Seid's mit der Feder, seid's mit Sand und Spaten,  
Jetzt fühl' ich's erst, wie ist der Glaube schwer!  
Ich will, du willst es auch!

Wer weigert's, wer?

Ein Lied, hinterm Ofen zu singen Matthias Claudius

Der Winter ist ein rechter Mann,  
Kernfest und auf die Dauer;  
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an  
Und scheut nicht süß noch sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;  
Er krankt und kränkelt nimmer,  
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs  
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freien an  
Und läßt's vorher nicht wärmen,  
Und spottet über Fluß im Zahn  
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelfang  
Weiß er sich nichts zu machen,  
Sagt warmen Drang und warmen Klang  
Und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,  
Wenn's Holz im Ofen knittert  
Und an dem Ofen Knecht und Herr  
Die Hände reibt und zittert,

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht  
Und Teich und Seen krachen:  
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,  
Dann will er tot sich lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus  
Beim Nordpol an dem Strande;  
Doch hat er auch ein Sommerhaus  
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,  
Gut Regiment zu führen.  
Und wenn er durchzieht, stehen wir  
Und sehn ihn an und frieren.

Nun brennt der Mond geruhig  
Über die Wälder hinaus  
Und legt die funkelnde Heimat  
Wie einen Kronschatz aus.

Des Dorfes weiße Mauern,  
Die Firste silbergesäumt,  
Und silbrige Ährenwipfel —  
Gedämpft der Brunnen träumt.

Ein letztes Einödglöcklein  
Zagt fernwo und verhallt.  
Vergessene Schwedenschanzen  
Umschlummert der schwarze Wald.

Heimat, du meine Erde,  
Du muttereinziger Ort!  
Heimat, du wundervolles,  
Du starkes, gutes Wort!

## Der Star von Segringen

Johann Peter Sebel

Selbst einem Starren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wieviel mehr einem Menschen. — In einem respektablen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Star, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Sein Herr hatte einst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So, so, la, la“; oder: „Par Kompanie“ (das heißt soviel als: in Gesellschaft mit anderen); oder: „Wie Gott will“, oder: „Du

Tolpatsch!“ So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viele Leute im Gaus waren, weil der Barbier auch Brantwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste miteinander ein Gespräch führten, und der Star warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Zansel, was machst du?“ antwortete er: „Du Tolpatsch!“ und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Zansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch, zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hierzulande besser als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle miteinander in ein Garn. Der Star sagte: „Wie Gott will!“ Als der Vogelfsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang getan hat, nimmt er einen Vogel nach dem anderen behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen!“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er sagte: „Ei, Zansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Zansel: „Par Kompanie.“ Also brachte der Vogelfsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Zansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passiert einem Star selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Kompanie in die Schlinge geraten und gar nimmer herauskommen.

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht.

Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Nuerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit und war der jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur bei Nacht in den Hühnerställen und, wenn's Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiterzukommen. Einmal im Wald sieht der Zeiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die anderen: „Wer ist imstand und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“. Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem anderen in die Hand fallen, schießt das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann“, sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt?“. Da kletterte der Zeiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Zeiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß der Vogel es merkte, zog der Frieder dem Zeiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Zeiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden anderen sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich tun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht, und der Unrechte kommt über uns, so ist's mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei anderen noch nicht lang auf dem Rossmarkt ein Köflein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig achtgeben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die

Küche tragen und die Mulde draufdecken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Zeiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer.“ Die Frau sagt: „Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen?“ — „Ja, so“, sagte der Zeiner, „drum bin ich halb im Schlaf“, und ging, holte das Schwein und trug es unbeschrien fort, wußte in der finsternen Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will, „Frau“, rief er, „jetzt haben's die Galgenstricke doch geholt.“ Allein so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Zeiner einholte (er war schon weit vom Hause weg) und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieders an und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müde sein.“ Der Zeiner meint, es sei der Bruder und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehen in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab' ich dich wieder, du liebes Säulein!“ und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Zeiner?“ Der Zeiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen und Kesselfleisch über das Feuer getan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme sich doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Ramin herab, spießte das beste Stück im Kessel an und zog's herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte, und die Frau immer ängstlicher nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen

wir anrichten“, da war der Kessel leer, und wär' ebenfalls kein so großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen und dachten: Will der Senker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder, was sie gemaußt hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letzte Mal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging und zum zweitenmal im Dorf die Zahnen frähten und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieters sagte: „Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett“, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Köflein und holten den Zundelheiner und den Zundelfrieder in den Turm und in das Zuchthaus.

## Lügengeschichten

Sans Friedrich Mundt.

Einmal, als der Landstreicher, der alte Knorrjohann, schon zu Jahren gekommen war — auch das ist wieder lange her —, ist er nachts unter die wilden Sagemänner gefallen, und es wäre ihm fast schlecht ergangen, denn sie hatten noch eine böse Rechnung mit ihm. Aber die alte Maleen, so hieß die Heye, die hinter den vier kleinen Walddörfern ihre Wirtschaft hat, kam gerade vorüber. Die ließ sich von den Sagemännern nichts sagen, sie befreite Knorrjohann und brachte ihn in Sicherheit. Nun sollte er sie zum Dank heiraten, und er hat es ihr auch versprochen, so heilsfroh war er, von den Sagerlen losgekommen zu sein.

Aber je näher die Hochzeit heranrückte, desto trauriger wurde Ole Knorrjohann zumut, und schließlich wußte er nicht mehr aus noch ein. Denn die alte Maleen war zäh wie Leder und dürr wie eine Hopfenstange. Und sie hätte vielleicht auch gar nicht mehr ans Heiraten gedacht. Aber Knorrjohann hatte in seinen früheren Jahren einmal einen Wunsch freigehabt und verlangt, daß alle Frauen ihn gern hätten. Nun hatte er in seinen alten Tagen die Plage davon.

Eines Abends nun, als Knorrjohann seine Braut Maleen in ihrem schlimmen Hof auf einige Worte besucht hatte und heimkehrte — recht sparsam war es bei ihr zugegangen, die Alte war dumm und



dürr vor Geiz —, da sah er zu seinem Trost an der Landstraße den bösen Milchpantischer und neben ihm den verwunschenen Ölmüller. Er freute sich, daß er Gesellschaft hatte, mit der er noch ein bißchen zusammenstehen konnte, denn bei der alten Maleen war außer ihm kein einziger Gast gewesen. Sie fragten ihn auch schon, woher er käme und wohin er ginge, und die Unholde hatten Mitleid mit Knorrjohann; aber keiner konnte ihm helfen, keiner wollte sich auch mit der alten Maleen anlegen.

Aber weil sie doch schließlich etwas für ihren Freund tun mußten, luden sie ihn noch auf ein Glas zum Kulenkröger ein. Da läuft nämlich ein alter Grasweg, der führt in drei Knoten zum Kulenwirt, das ist wieder einer der unholden Wirte, die ihre Schenke unter der Erde haben.

Als sie eintraten, waren da auch schon allerhand Leute, da saßen der Samster und der Dachs, da saßen Wulke und Bulke, das sind zwei Knechte des bösen Verlockers, die gern mit schlimmem Rat zur Hand sind, und manche andere mehr. Aber gegen die alte Maleen wußte keiner von allen zu helfen, oh, die war weit und breit bekannt, der kam so leicht niemand über. Sie rieten deshalb Knorrjohann, er solle nur ein gutes Gesicht zur Hochzeit schneiden, und er habe ja selbst schuld mit seinem dummen, unüberlegten Wunsch.

Nach einer Weile merkte nun die alte Maleen in ihrer Kate, daß Knorrjohann nicht gleich nach Hause gegangen war, das hatte sie so

im Gehör. Die böse Geizige bekam also Angst, daß er irgendwo anders seine paar Groschen verbrant, folgte ihm und wußte gleich, daß er nirgendwo als in der verwunschenen Schenke sein könnte. Sie ging ihm also nach, trat beim Kulenkörper ein, tat, als wenn auch sie nur eben auf ein Glas zum Nachbarn hereinkäme, und war so recht Katzenfreundlich mit Anorrjohann. Aber sie merkte an dem Schweigen, daß die Leute gerade über sie gesprochen hatten und daß es gewiß nichts Gutes gewesen war.

Endlich begann der dicke Kulenkörper die Zere nach ihrem ersten Mann zu fragen, ihm fiel gerade nichts Besseres ein, und keiner der Leute sagte ja ein Wort. Gleich redete die Frau, wie gut es der Verstorbene gehabt hätte. Sie sagte auch, wer ihr Mann sei, der könne tun und lassen, was er wolle. Und sie wisse ja auch mit ihren Gästen umzugehen und könne jede Lüge anhören — das ist ja das allerschwerste, wenn man eine Wirtschaft führt.

„Das ist wohl nicht wahr, das kann keiner“, sagte der Kulenwirt eifersüchtig, er merkte, die Alte wollte ihren Krug besser machen als seinen. Aber die Zere prahlte gewaltig vor den Gästen: Oh, wenn sie nicht einmal eine Lüge anhören könne, dann verdiene sie keine so schöne Wirtschaft, wie die ihre nun einmal sei, und auch nicht einen so guten Mann, wie sie ihn jetzt kriegt. Nein, dann verdiene sie ihren lieben Anorrjohann nicht!

„Das soll ein Wort sein“, sagten Wulke und Bulke rasch; es war das einzige Mal, daß sie laut zu werden wagten.

„Das soll ein Wort sein“, meinte auch der Kulenkörper, und es käme ja wohl auf die Probe an. Anorrjohann solle nur eine Lügengeschichte erzählen, seine Braut hätte eben gesagt, sie verdiene ihn nicht, wenn sie solch Zeug nicht mit anhören könnte.

Da gab Anorrjohann sich die allergrößte Mühe, aber ihm fiel im Augenblick durchaus nichts ein. Seine Freunde versuchten sich für ihn. Ja, meinte Wulke, hierherum sei es nicht recht geheuer. Er zum Beispiel habe einmal mit der Königin von Dänemark in der Mittsommernacht einen roten Secht aus dem Fluß angeln müssen. Wer davon äße, der habe nämlich übers Jahr Zwillinge. Und sie hätten den Fisch wahrhaftig gefangen und gleich am Ufer gekocht. Und alle Frauen, die seitdem mittsommers an der Stelle baden gingen, könnten sich der Jahre kaum erwehren, so viele Kinder kriegten sie.

Aber die Zere schwieg, die Geschichte kannte sie schon lange.

„Das ist noch gar nichts“, sagte Bulke deshalb, „ich habe einmal, das ist erst dreihundert Jahre her, der Königin von Preußen helfen müssen, die hatte auch keine Kinder. Nun muß solch armes Weib den Secht ja selbst angeln, sonst hilft er nicht. Weil es jedoch niemand merken sollte, habe ich ihr eine Angelschnur vom Fluß bis in ihr Schloß gelegt, und immer, wenn ein Fisch biß, hat sie in ihrem Fenster angezogen, und ich habe aufpassen müssen, daß sich niemand daranhing; so gern wollte jeder einmal umsonst nach Berlin reisen.“

Das war nun gewiß wieder eine lügenhafte Geschichte, aber die alte Maleen rührte sich nicht. Sie nippte nur am Glas, das der Kulenkörper ihr vorgesetzt hatte, und die Unholde sahen einander auf's Maul, wer als nächster erzählen sollte. Aber sie hatten kaum noch Hoffnung, ihren Freund Anorrjohann frei zu bekommen.

In dem Augenblick kam der Fuchs herein. Der war bei der alten Maleen sehr in der Kreide, deshalb lief er jetzt zum Nachbar Kulenkörper. Es war ihm nicht angenehm, daß er nun die Zere, die böse Gläubigerin, beim anderen traf, aber er faßte sich gleich und tat, als habe er sie nicht gesehen.

„Guten Tag, und wie geht es, wie steht es“, sagte er also, und er wolle nur eben einmal einschauen. Aber er sähe schon, hier säßen lauter langweilige Gefellen, drüben bei der alten Maleen gehe es viel lustiger her.

Ob das wohl wahr wäre, brummte der Kulenkörper eifersüchtig.

Ja, erzählte der Fuchs, da sei nämlich eine Wirtin, so eine könnte man lange suchen.

Das lasse sich wohl nicht so vergleichen, drohte der Wirt heiser.

Doch, sagte der Fuchs, so lustig wie bei der alten Maleen sei es hier noch nie zugegangen. Als bei der zum Beispiel neulich der erste Mann gestorben sei, da hätte die Wirtin bei allen Gästen die Rechnung ausgewischt, nun könne man wieder von neuem anfangen, die Zechschuldig zu bleiben.

Als sie das hörte, fuhr das geizige alte Weib hoch und schlug mit beiden Händen auf den Tisch. „Wenn das nicht gelogen ist“, keifte sie und wollte dem Fuchs ans Fell.

Aber ihre Wette hatte sie nun verloren, die letzte Lüge hatte sie nicht mehr anhören können. Und alle Leute lachten unbändig und faßten sich an den Händen, Wulke, Bulke, Fuchs und Kulenkörper, Öl Müller und Milchpantischer, und ich weiß nicht, wer sonst noch dabei war. Und sie tanzten im Kreis um die Zere und lachten, das Weib

wußte kaum noch wohin vor Zorn. Nur Anorjohann zog rasch seine alte Mütze über die Augen und machte sich, so schnell er konnte, aus dem Staub. Von der Hochzeit war er nun frei gekommen; die Alte hatte ja keine Macht mehr über ihn. Aber er ist dennoch gelaufen wie noch nie zuvor in seinem Leben, und jeder kann ihm nachfühlen, daß solch armer Bräutigam mehr tut, als er nötig hat, um der schlimmen Maleen aus dem Netz zu geraten.



## Das Nachtlager

Robert Zohlbaum

Eine Soldatengeschichte

In einem Abend zwischen der Niederlage von Ligny und dem Siege von Belle-Alliance defilierte das Bülow'sche Korps vor dem Feldmarschall, altgediente Truppen, die schon bei Dresden und Leipzig mitgekämpft hatten, und frisch ausgebildete, eben aus der Heimat gekommene Ersatzmannschaft, darunter ein junger Fähnrich.

Sie alle hatten schwere Märsche hinter sich gebracht, der anhebende Regen löschte ihren letzten Mut, und da sie nun hörten, daß man nicht, wie erhofft, in dem nahe liegenden schönen Dorfe trockenes Quartier beziehen, sondern auf Befehl des Marschalls an Ort und Stelle bivouacieren würde, fiel der Rest von Selbstzucht von ihnen, und sie begannen, in Reih und Glied zu murren.

Es wurde „Salt!“ kommandiert; der Kapitän der Kompanie, darin der junge Fähnrich seinen Zug führte, bezeichnete den Lagerplatz, ein weites Feld, aus dessen Mitte im letzten Dämmern ein kleines Haus aufstach, und fügte bei, sie hätten die Ehre, in nächster Nähe des Marschalls zu kampieren, dem sein Nachtlager in eben dem kleinen Hause, das nur eine Stube umschloß, bereitet werde. Die anderen schwiegen, nur der junge Fähnrich rief: „Schöne Ehre! Sich hier im Dreck herumzuwälzen, während der Alte im warmen Bett sich dehnt!

Sätten wir nicht alle im Dorfe drüben es ebensogut haben können? Den nennt man in der Armee den Soldatenvater? Jetzt weiß ich, was von dem Geschwätz zu halten ist! Er denkt auch nur an sich wie alle anderen!“

Es war tiefdunkel geworden, und auch der Fähnrich hatte den Marschall zu spät bemerkt, der nun mit einem Male mitten unter ihnen stand. „Wer hat das gesagt? Wer ist mit mich nicht zufrieden? Wird Er sich melden? Ich erkläre ihn für einen miserablen Sundsott, wenn er nicht den Mut hat! Also, wer in Dreideubelsnamen?“

„Fähnrich Freiherr von Schellhorn meldet sich ganz gehorsamst.“

„So. Wie lange schon bei der Armee?“

„Seit gestern, Exzellenz.“

„So, seit gestern. Nu ja, da is Er das rauhe Leben noch nicht so gewohnt wie wir, da muß man Ihm wohl 'n bißchen entgegenkommen. Hör Er, ich trete Ihm meinen Platz ab. Er wird im Hause schlafen und ich in der frischen Luft.“

Nun wurde Gelächter laut. Vater Blücher machte einen seiner guten Späße, haha!

„Ruhig, ihr Dösköpfe, das is mich mein vollster Ernst! Kapitän, zwei Mann! Dem Herrn Fähnrich das Lager herrichten, soviel Daunnenbetten, als ihr austreiben könnt! Marsch! Marsch!“

Salb betäubt hielt der Fähnrich vor dem Hause.

„Nun, wird's bald? Wir wollen auch zur Ruhe kommen!“

„Exzellenz“, stammelte der Fähnrich, „Exzellenz scherzen ... ich kann doch nicht...“

„Er kann nicht nur, Er muß! Da“, befahl er dem Diener, „gerade vor dem Fenster macht mir mein Bett! Er sieht, Fähnrich, ich bin in Seiner Nähe! Wenn's Ihm drinnen noch zu unbequem sein sollte, ruf' Er mir ungeniert, Er kann noch meinen Schlaffack und 'ne Decke haben, ich brauch' sie nicht! Und nu marsch und gute Nacht!“

Der Fähnrich wankte in das Haus. Eine Weile stand er reglos, in dumpfem Traum. Die Stimme des Marschalls weckte ihn.

„Nu, Er schläft ja noch nicht! Morgen is 'n schwerer Tag, da heißt's ausgeschlafen sein!“

Stumpf gehorchend, streckte sich der Fähnrich auf das Bett.

„Zudecken, zudecken!“ schrie Blücher. „Wenn Er morgen 'nen Schnupfen hat, kann Er nicht mit, und wir verlieren todsicher die Battalje!“

Der Fähnrich kroch unter die dicken Federdaunen wie unter einen



Grabstein. Der Schweiß brach ihm aus den Poren, sein Herz schlug bis zum Hals. Leise streifte er die Decken von sich, schlich ans Fenster und atmete in die kühle Nacht. Er fuhr zurück vor Blüchers Kopf, der aus der Tiefe schoss.

„Da sollen Ihn doch zehn Donnerwetter erschlagen! Glaubt Er, wir haben Ihn das schönste Nachtlager gegeben, damit er uns alle im Schlafe stört? Wart', ich will Ihn helfen!“

Mit einem Satz schwang sich der Greis durchs Fenster, faßte den Jungen und warf ihn auf das Lager, häufte alle Decken und Polster über ihn, drohte ihm noch einmal, und endlich hörte der Fähnrich das unbekümmerte Zeldenschnarchen vor dem Fenster. Keiner atmete so befreit in den schicksalschweren Morgen wie er. Jedes Bangen vor dem Kommenden war getilgt, nichts blieb als die Scham vor den Kameraden, das furchtbare Gefühl des Ausgeschlossenen und die Sehnsucht, die Scheidewand, die ihn von all jenen schied, die in Rot und Nässe ehrenvoll kampiert hatten, niederzureißen. Keiner stürmte so wild aus dem Erinnern der toddunklen Nacht ins Leben des feindlichen Feuers, vom ersten Einbruch des Bülow'schen Korps bis zur Entscheidung durch den Ziethen'schen Flankenangriff. Im letzten Augenblick der Schlacht, im kurzen Ringen um Jemappes, traf ihn eine Kugel ins Herz.

Vor dem kleinen Haus lagen Blessirte und Tote. Als der Feldmarschall Blücher den Siegern Dank, den Verwundeten Trost zusprach, fiel der Fackelschein auf das blasse Antlitz des Fähnrichs. Da

stockte Blüchers Rede; stumm befahl er zwei Musketieren, den Leichnam auf das Lager zu betten, das noch die Spuren des Lebenden trug.

Eine Weile stand er noch da und sah in das entrückte Antlitz; dann stieg er zu Pferde, und die brausenden Vivatruße der Truppen schienen ihm aus einer Weite zu dringen, die wie eine ferne Landschaft verschwamm.

## Die Weihnachtsbäume

Gustav Falke

Nun kommen die vielen Weihnachtsbäume  
Aus dem Wald in die Stadt herein.  
Träumen sie ihre Waldesträume  
Weiter beim Laternenschein?

Könnten sie sprechen! Die holden Geschichten  
Von der Waldfrau, die Märchen webt,  
Was wir uns alle erst erdichten,  
Sie haben das alles wirklich erlebt.

Da stehn sie nun an den Straßen und schauen  
Wunderlich und fremd darein,  
Als ob sie der Zukunft nicht recht trauen;  
Es muß doch was im Werke sein.

Aber, wenn sie dann in den Stuben  
Im Schmuck der hellen Kerzen stehn  
Und den kleinen Mädchen und Buben  
In die glänzenden Augen sehn,

Dann ist ihnen auf einmal, als hätte  
Ihnen das alles schon einmal geträumt,  
Als sie noch im Wurzelbette  
Den stillen Waldweg eingesäumt.

Dann stehen sie da, so still und selig,  
Als wäre ihr heimlichstes Wünschen erfüllt,  
Als hätte sich ihnen doch allmählich  
Ihres Lebens Sinn enthüllt;

Als wären sie für Konfekt und Lichter  
Vorherbestimmt, und es müßte so sein,  
Und ihre spitzen Nadelgesichter  
Sehen ganz verklärt darein.

Markt und Straßen stehn verlassen,  
Still erleuchtet jedes Haus,  
Sinnend geh' ich durch die Gassen,  
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen  
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,  
Tausend Kindlein stehn und schauen,  
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern  
Bis hinaus ins freie Feld,  
Lehres Glänzen, heil'ges Schauern!  
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,  
Aus des Schnees Einsamkeit  
Steigt's wie wunderbares Singen —  
O du gnadenreiche Zeit!

## Auf der Flucht

Edwin Erich Dwinger

Es war am heiligen Abend vor elf Jahren, erzählte mein Kamerad. Es war in Tula, jener Stadt im Süden Rußlands, die durch ihr Silber berühmt ist. Wir waren seit dreißig Tagen auf der Flucht. Der Zugverkehr war rettungslos zerrüttet. Hier und dort lagen auf freier Strecke umgestürzte Züge, aus deren Trümmern sich Wölfe die Gebeine zerren. Es fuhr meist nur ein Zug im Tag, und niemand wußte, ob jemals noch ein nächster kommen würde, denn überall war Kampf: Kosakenhetmans gegen Machnoleute und Bolschewiken gegen Weißgardisten.

Wir fuhren auf der Fahrt nach Tula auf dem Trittbrett — achtzehn Stunden lang bei dreißig Grad Kälte. Unsere Leiber zerstach der Windzug wie mit Nadeln, unsere Hände, die sich um das Gestänge des Aufgangs klammerten, erstarben langsam. Endlich erglänzten in der

ferne Bahnhofslampen. Wir streckten uns und stampften mit den Beinen, um uns zum Gehen zu bereiten. „Tula ... Tula!“ schrie man im Waggon. Der Zug hielt kaum, als fünfzig schwerbewaffnete Matrosen in die Wagen sprangen, jeden mit aufgehobenen Pistolen kontrollierten. Da wir von hier aus einen anderen Zug benutzen mußten, um weiter südlicher zu kommen, drängten wir uns durch die braunen Massen dem Bahnhofsgebäude zu. Der Leutnant Gerhart ging voraus, ich schleppte mich ihm mühsam nach.

Der Wartesaal fürs Volk war leer und kalt, der Wartesaal der ersten Klasse aber bis an die Türen vollgestopft. Nur mit Glück und Mühe kamen wir hinein, fingen wir uns zwei Plätze in der Nähe des Büfetts. Es war erdrückend heiß.

Nach einer Weile stand ich auf, um Tee zu holen. Am frühen Morgen sollte unser Zug nach Süden kommen, wir hatten also fast zehn Stunden Zeit, um uns zu erholen. So rauchten wir denn eine Zigarette nach der anderen, sprachen jedoch fast nichts dabei — es konnte immer sein, daß irgendein Spion schon auf uns lauerte.

Plötzlich wurde die Tür zurückgestoßen — zwanzig Matrosen lärmten in den Saal, suchten vergeblich einen freien Platz. „Wie — alles voll?“

„Platz für den Kommandanten!“ schrie ein großer Blonder, trat mit einem Sprung zum Nachbartisch, hob seine mächtige Naganpistole und knallte einen Schuß zur Decke.

Im nächsten Augenblick war unser Nachbartisch verlassen. Wir lächelten uns eisig an — wir fühlten beide, daß wir an diesem Ort nicht lange verweilen durften.

Da trat der Kommandant herein.

Ich zog die pelzige Kosakenmütze noch tiefer in die Augen und starrte aus gesenkten Lidern zu ihm hinüber: Es war ein großer, schlanker, schwarzer Mann mit einem auffällig feinen Gesicht. Zwei schwere Revolver staken in seinem Gürtel, ein breiter Säbel hing an seinem Koppel, zwei Patronengurte schlangen sich kreuzweis über seine Brust. Er ging mit weiten, weichen Schritten und in den Kniegelenken unmerklich federnd — niemand hielt seinen Augen stand, er schritt durch leere Gassen, wohin er sich auch wenden mochte, und seine sieghafte Gestalt wurde im Augenblick ihres Erscheinens zum großen Mittelpunkt.

Stumm trat er an den freien Tisch und setzte sich. Ein Adjutant brachte ihm Tee, ein zweiter legte ihm Gebäck dazu, ein dritter tat

ihm Zucker ins Glas. Er dankte keinem. „Habt ihr den Deserteur gerichtet?“ fragte er plötzlich. Er hatte eine warme, schwingende Stimme. Ich verstand jedes Wort.

„Soeben, Kommandant!“ sagte der Blonde und lachte scheppernd.

„Die Ordonnanzen dann...“ Er warf den Kopf zurück, sah kurz umher — und traf auf meinen Blick.

Ich bebte auf... Er sah mich lange an. Im ersten Atem war sein Blick stählern wie ein Messer, hart wie das geschliffene Auge eines Vogels. Mit einem Male aber hob er an zu schimmern und sich mit einem matten, samtigen Schleier zu bedecken — ganz weich und gütig, fühlte ich, ganz weich und gütig... Die Ordonnanzen traten an den Tisch, empfingen schneidende Befehle, schwirrten an die Tür zurück. In allen Zwischenzeiten aber sah er zu mir hin.

Da stand ich, äußerlich sehr lässig, auf. „Der Kommandant hat uns erkannt!“ flüsterte ich dem Leutnant zu, lachte jedoch dabei wie über einen Scherz. „Es ist Gefahr im Anzug — komme in kurzem unaufällig nach — zum Wasserturm!“ Er wurde blaß. Ich ging hinaus. Ein Ruf jetzt, dachte ich — und alles ist zu Ende. Mein Herzschlag setzte aus... sechs, sieben Schritte, immer näher kam die große Tür — dann hielt ich ihren Griff, öffnete sie... Niemand hatte mich zurückgerufen, niemand mich aufgehalten.

Draußen war tiefe Nacht. Mich packte jene klirrende Kälte, die durch die besten Pelze geht. Zu Hause brennt man jetzt den Weihnachtsbaum, dachte ich bitter. Dort ist es nicht so kalt und einsam wie in diesem Lande... Niemand war ringsherum zu sehen, hier und dort schwelte eine trübe Lampe, auf der Kohlenstelle feuchten zwei Maschinen. Ich schritt mit stampfenden Schritten dem Wasserturm zu.

Ich hatte ihn jedoch noch nicht erreicht, als hinter meinem Rücken ein weiter, rascher, federnder Schritt erklang. Das ist des Leutnants Schritt nicht, durchfuhr es mich. Ich wandte mich mit Mühe um...

Es war der Kommandant!

Er sprach kein Wort, sah mich nur an. Sah tief und warm in meinen starren Blick — und lächelte. „Sie sind ein deutscher Offizier, mein Freund!“ sagte er dann in deutscher Sprache.

Ich schüttelte den Kopf, machte eine hilflose Gebärde des Nichtverstehens. „Nje panjemaju...“, sagte ich.

„Kommen Sie“, sagte er da, schritt fünfzig Schritte weiter in den Schatten, bis uns kein Mensch mehr gewahren konnte. „Ich habe

Sie im Saal gesehen“, hob er an. „Auch Ihren Kameraden. Sie sind auf der Flucht und warten auf den Zug nach Süden. Gut... Ich wollte Ihnen dies nur sagen: Es geht kein Zug mehr nach dem Süden. Ein weißer General hat unsere Bahn gesprengt und wird in den nächsten Tagen auf Tula marschieren. Sie können nicht mehr fort...“

Ich schwieg — nur meine Kehle ächzte.

„Ich möchte Ihnen helfen, Kamerad!“ sagte er plötzlich.

„Ich bin kein Deutscher!“ stieß ich auf russisch aus.

„Sehen Sie her“, sagte er da und öffnete sein schwarzes Matrosenhemd, „sehen Sie her...“ Zwei Hände voller Perlenketten, an starken Schnüren aufgezugene Ringe, Armbänder und Medaillons, mit Brillanten besetzte Orden — das flimmerte auf seiner nackten Brust.

„Es ist der ganze Schmuck des Hauses Beljajeff, mein Freund!“ sagte er langsam. „Ich nahm ihn an mich, als die Roten kamen und unser Schloß erstürmten. Und da ich nicht mehr aus dem Lande konnte, floh ich nur bis Kronstadt, machte mich dort durch einen Streich zum Kommandanten, erreichte es, daß ich als Truppenführer fast jeden Monat an einen südlicheren Platz befohlen wurde. Mein Regiment vergöttert mich, ich führe es von Sieg zu Sieg, von Beute zu Beute — im stillen aber immer näher jener Grenze zu, die mir wie Ihnen eines Nachts die Freiheit wiederbringen soll...“ Er schwieg und wartete. Ich sah ihn saugend an.

„Mein Name ist Ilja Ritter von Beljajeff“, sagte er schwer.

Ich hob den Kopf, als ob ich träumte. Nein, es ist eine Falle, dachte ich immer noch und hob abwehrend die Hände.

„Ach, glauben Sie mir noch nicht?“ fragte er endlich. Seine weiche Stimme hatte jählings einen wilden, schmerzlichen Unterton. „Ich kann nicht mehr tun, Freund, als mich so in Ihre Hände geben — wie ich es tat!“

„Ja...“, flüsterte ich hilflos — in deutscher Sprache.

„Endlich!“ rief er da. „Ach, endlich... Oh, ich liebe Deutschland!“ fuhr er fort und lächelte mich weich und dankbar an. „Ich liebe Deutschland, ja, liebe vor allem — diesen Abend! Oh, ich war lange dort und feierte ihn oft, den hellen Baum! Und als ich Sie am Tische sah, griff mich die Sehnsucht danach übermächtig... und... und...“

„Es war das deutsche Auge, das mich rief!“ setzte er hinzu.

Ich griff nach seinen Händen und gab sie nicht mehr frei. „Ich danke Ihnen!“ sagte ich erstickt.

„Nun aber sagen Sie“, fuhr er gestrafft fort, „haben Sie noch genügend Geld?“

„Ich sah auf meine Füße. „Nein, fast nichts mehr...“

„Ich bitte, Freund“, sagte er rasch und griff in seine Tasche und drückte mir ein Päckchen in die Hände. „Vielleicht“, setzte er mit bitterem Unterklang hinzu, „kann ich es einst in Deutschland wieder brauchen...“

„Ach, sagen Sie nur dieses...“ rief ich überwältigt. „Ich... fremd... nie... nie gesehen...“

„Ich sah Ihr Auge“, sagte er still. „Und da es seit Monaten das einzige — menschliche Auge unter Tieren war, darum... Doch auch“, fuhr er versonnen fort, „weil meine Hände so voll Blut geworden — daß sie zuweilen laut und schrill nach Güte schreien... Und heute abend...“

Da fiel am Bahngelände ein Schuß. Zwei weitere folgten in gleichem Abstand. „Kommandant!“ schrie eine wilde Stimme.

„Man ruft mich“, sagte er rasch. „Nur eines noch: Ich habe Ihnen zwei Papiere ausgestellt für meinen Zug — es ist der letzte nach Süden! Nehmen Sie jetzt, Sie werden sicher bis zum Grenzbezirk damit gelangen. Leben Sie wohl und: Auf Wiedersehen in einem freien Lande!“

Er ging davon. Leicht, weit und wiegend schritt er ins Licht zurück.

Ein kleines später kam der Leutnant. In meinen Augen standen Tränen, als er kam.

„Was ist dir?“ fragte er erschrocken. Ich sagte nur: „Mir ist in diesem Lande ein Mensch begegnet — ein echter Mensch — und: Christus in ihm...“

Mein Kamerad schwieg. „Ja“, sagte er dann. „So war es. Vor elf Jahren. Am Heiligen Abend.“

Laßt den Schwächling angstvoll zagen,  
Wer um Hohes kämpft, muß wagen!  
Leben gilt es oder Tod!

Greifenau

## Nun zündet die heimlichen Kerzen an

Serbert Böhme

Nun zündet die heimlichen Kerzen an,  
Raum gebt dem Singen und Hoffen;  
Vielleicht in dieser halben Nacht  
Sind Gottes Hände offen.

Und es verschenkt die Liebe sich,  
Es kreist der Kreis des Blutes,  
Und Sternenschimmer füllt das Herz,  
Und wir sind frohen Mutes.

Solange unser Glaube brennt,  
Die Tannenzapfen springen,  
Und Deutschland seine Fahne kennt,  
Seht an und laßt uns singen.

## Weihnachten zu Hause

Sermann Claudius



Wenn der erste Schnee fiel — es ist mir gar nicht  
erinnerlich, daß kein Schnee gefallen sein könnte —  
sing mein Vater vom Weihnachtsabend an zu mun-  
keln. Er machte dabei eine geheimnisvolle Miene, als  
ob irgend etwas dazwischentreten könne, und die ganze  
Serrlichkeit wäre aus und vorbei.

Wir vier Jungen von drei bis dreizehn Jahren wußten das schon  
lange und lagen richtig auf der Lauer. Und eines Abends bei der  
Heimkehr des Vaters ging es wirklich los. Der Vater sagte mit gut-  
 gespielter Trübseligkeit: „Kinder, es ist nichts dabei zu ändern. Der  
Kaiser hat es verboten. Es gibt keinen Tannenbaum.“

Der brennende Tannenbaum war recht eigentlich des Vaters  
Weihnachtsabend. Er saß dann stumm in seinen Stuhl zurückgelehnt  
mit angelegtem Kopf und sah mit weitoffenen Augen in den Lichter-  
baum hinein, und Lächeln und Ernst wellten über sein furchiges  
Gesicht — ja — auch wohl eine verstohlene Träne. Er war im aller-  
innersten Herzen dann wieder Kind im elterlichen Pastorenhause zu

Sahms im Herzogtum Lauenburg hinter Schwarzenbeck — ja, er war allerinnerst Kindheit seines deutschen Volkes, das dem Lichtbaum um Sonnenwend gläubig entgegen sah.

Und nun hatte der Kaiser ihn verboten.

Wir vier Jungen — nein, wir drei ältesten — taten, als glaubten wir es wirklich und kriegten schließlich den Vater so weit, einen Zittbrief an den Kaiser zu schreiben (es war in meines Vaters Gedanken immer noch der alte Kaiser Wilhelm I.), der Kaiser möge das Verbot zurückziehen. Danach gingen einige sonderliche Tage hin. Wir Jungen lächelten einander heimlich und ein wenig listig zu. Dann kam der Vater eines Abends triumphierend nach Hause mit der Nachricht, der Kaiser habe es gnädigst erlaubt. Wir fragten nicht weiter nach dem kaiserlichen Briefe, um den der Vater sehr geheimnisvoll tat. Wir wußten doch nur zu gut, daß gar kein Brief gegangen und keiner gekommen war. Und auch der Vater mochte wissen, daß wir alle miteinander nur Verkappung spielten. Aber das tat der Freude keinen Abbruch. Nein, das machte sie erst.

Und dann raschelte es eines guten Abends, und wir durften durchs Schlüsselloch in die beste Stube blicken. Nur einen kurzen Augenblick, sonst würden wir blind, sagte der Vater. Ja: dann war der Baum auf einmal da, und keiner von uns hatte je gesehen, wie er in die Wohnung gekommen wäre.

Danach, am Vorabend des 24. Dezember, saßen der Vater und die Mutter allein und putzten den Baum auf.

Ich weiß mir nichts Schöneres und Seligeres aus meiner Kindheit als jene Vorabende um Weihnachten, wenn wir zu Bett lagen, wach lagen und horchten, wie nebenan die Eltern saßen und den Baum herrichteten — und wenn der Vater ab und an mit der Goldpapierfahne raschelte, die oben in der Spitze des Baums prangte, oder ganz vorsichtig eine der kleinen Silberglöckchen klingen ließ, die schon am Christbaum der Sahmscher Pastorenstube geläutet hatten.

Draußen fiel der Schnee. Ja, draußen fiel der Schnee in der dunklen Nacht lautlos und feierlich. Und wenn er nicht wirklich fiel, so war es doch in unserer Einbildung so. Und wie der Schnee langsam niedersank, so sank auch eine süße, singende Müdigkeit über uns immer noch heimlich Zorchenden in der stillen Schlafkammer, bis wir, Weihnachtslieder auf den Lippen und Weihnachtswünsche im Herzen, endlich selig einschliefen und im Traum alle Bescherung vorwegnahmen.

Ja: die Bescherung! Sie war sicher sehr bescheiden in jenen Jahren der elterlichen Not und Enge. Aber die Herzensheimlichkeit, die um alles war, ließ kein weihnachtlich Ding gering sein.

Und ich war sehr traurig, als ich mit meinem vierzehnten Jahre als „Groß“ galt und zum erstenmal den Baum mit aufputzen durfte. Der Vater vergoldete die Kränze, ich behänderte die Kringel, und die Mutter hing sie in den Baum. Ich machte es sehr ordentlich und bekam auch einen Schluck vom dunkelroten Portwein, den die Eltern tranken. Aber ich war doch eigentlich traurig und beneidete meine drei jüngeren Brüder nebenan in der Schlafkammer. Mein Vater merkte es wohl. Er sagte plötzlich: „So, Junge, schen dich zu Bett! Die Lichter stecken wir allein hinein. Gute Nacht!“

### Lied der Väter um Weihnachten Germann Claudius

Laß den Schnee aus deinem Wolfenschloß  
Fallen, Herr, und hüll uns gnädig ein!  
Laß uns stumm und dir gehorsam sein  
Und uns schweigen und uns horchen bloß.

Zorchen bloß mit jenem innern Ohr  
Unserer Seele, die ein winziger Teil  
Doch von dir, Herr, was zu unserm Heil  
Weihnachtlich dein Wille auserkor.

Denn wir leben unser Leben nicht.  
Aus der Ahnenferne kommt es her.  
Denken wir's, wird uns der Atem schwer.  
Wir verglimmen wie ein Weihnachtslicht.

Aber horch: auf einmal klingt ein Lied!  
Kinderstimmen singen durch die Nacht!  
Und wir wissen es: das Leben wacht!  
Und wir fühlen es: das Leben blüht!

Laß getrost aus deinem Wolfenschloß  
Nun die Flocken fallen, hüll uns ein.  
Laß uns stumm und dir zu eigen sein  
Und uns schweigen und uns horchen bloß!

Durch mannhohen Schnee, der die Pfade und Schluchten verweht hatte, waren wir heraufgekrochen aus dem Tal und saßen nun droben in einer fast verschneiten Blockhütte hinter dick verfrorenen Fensterscheiben. Ein kleiner, verkrüppelter Tannenbaum — aus niedriger Düne unter windgeschütztem Steilhang hatten wir seine Krone herausragen sehen — schmückte den klobigen Tisch. Krachend zerbarsten die Scheite im offenen Kamin und warfen den Widerschein zuckender Flammen an die braune Decke.

Still war es in dem kleinen Haus, das eingebettet lag in einem Sattel der Grate des Hochjellin. Es war ein harter Weg gewesen hierherauf, aber die Seehundsfelle an unseren Schiern hatten gute Dienste getan. In großen Querungen die Gänge schneidend, flomm unser Trüpplein höher und höher. Dann sahen wir das Haus: ein Auge nur, ein Fenster aus dem Schnee. Den First ... schon sank der Abend in die Täler nieder; die Sonne warf ein Glühen um die Berge, die wie Gletscherhäupter waren. Gleich einer Herde großer Tiere lag das Gebirge in unserem Blick. Zwischen den Gökern flatterten Nebelsetzen wie schmückende Schleier geweihter Opfertiere. Und dann hob die Nacht sich auf, amethysten leuchtend die herrliche Kuppel des Himmels, durchwirkt vom Geflacker der Sterne. —

Schweigen lag über dem All. Erhabenes Schweigen göttlicher Wunder.

Langsam liefen die Tränen geschmolzenen Eises am Fenster herunter, aber größer und größer wurde der Kreis, den mein Hauch blies.

Fern sah ich die Zinken in blaffendem Rosa verglimmen, im Tal ein Licht ...

Und neben mir knisterte würzig ein Ast unseres Kleinen, ärmlichen Tannenbaums ...

Uns dünkte, die unbewohnte Stube gäbe aus ihrem Gebälk den kalten Atem des Winters. Nun drang die Wärme der Tannenscheite langsam durch; aber noch immer war die Kälte um uns herum wie in Schichten aufeinander gelagert. Das Schneewasser, das von unseren derben Schuhen troff, zeichnete die Nagelbilder auf den Dielen wieder.

Obwohl wir uns alle kannten, meine Schwabinger Freunde, denen kein Ort zu ernst und keine Stunde zu ungelegen war zu fröhlichen Scherzen, saßen und gingen wir wortkarg umher. War es die

Allmacht der Berge, die in ihrer winterlichen Majestät vor uns aufragten, oder war es die Weihe der letzten Stunde im Jahr — wir saßen still zusammen, schlürften ein heißes Getränk und starrten dann durch die niedrigen Fenster hinaus in die Nacht.

Hier war weder Glocke noch Uhr, die uns den Schlag der Jahreswende hätten verkünden können; nur unsere Taschenuhren, die wir auf dem Bahnhof genau verglichen hatten, gaben uns Bescheid. Vor uns auf der kahlen Tischplatte lag das gelbe Schutzgehäuse, und der schmale Zeiger schob sich langsam vor ...

Noch fünf Minuten!

Auf der Gipfelhöhe, wo die unendliche Welt vor uns ausgebreitet lag, wo wir drunten die Dörfer und Städte der Menschen im Dunkel des Tales liegen sahen und nur der Himmel über uns und die Berge um uns unsere Welt bildeten, dort oben wollten wir diese Minute erleben.

Wir stampften im knietiefen Schnee zu dem Kreuz, das in seinem eisernen Gestäbe weit übers Land zu sehen ist. Da hörten wir plötzlich aus der Tiefe, die im Mondlicht klar und gläsern und nur von punkthaft feinen Lichtern durchbrochen war, den fernen Klang von Glocken. Rufe wurden laut, vielleicht von der Almhütte am Gams-horn, wo Schneeschuhläufer wie wir ihr nächtliches, einsames Kasthaus bezogen hatten.

Aber einer aus unserem Kreis, der vorausgestampft war zu der Kapelle Tabor auf der nächsten Höhe, fauste nun plötzlich an uns vorbei auf seinen fliegenden Brettern ... und wie ein jauchzender Schrei war sein Ruf: „Prost Neujahr!“ —

Er freiste und fuhr große Bogen aus. Dann setzte er wieder ein nach einer schneestäubenden Kurve und warf sich zum Sprung. Weit hinaus schoß er über den Abgrund! — Aus der Tiefe jedoch hörten wir seinen glücklichen Ruf zwischen den Stimmen anderer Menschen allmählich verebben. —

Es war, als hätten wir die Zeit an uns vorüberfliegen sehen, die Zeit, die uns alle mitreißt im wilden Taumel. In einem Taumel wie dem, der auch mich ergriff, als ich am frühen Morgen auf meinen Brettern den gleichen Gang hinunterfauste. —

Gottes Garten, Vaterland, Erde der Mutter,  
 Nichts ist uns lieb wie du, denn jeglicher Fußbreit  
 Deines Grundes, jede Krume  
 Ist mit dem Weihbrunn unseres Blutes,  
 Mit unserm Schweiß und unseren Tränen durchfeuchtet,  
 Und jede Scholle Ackerland birgt  
 Die Asche der Ahnen.

Andern Völkern gab Gott ihr Land, aber uns  
 Ward nichts geschenkt: uns ist nur verheiß'n  
 Und aufgegeben; was andern verlieh'n ward,  
 Erkämpfen mußten wir's uns und müssen's noch heut,  
 Und immer reißt uns die Ernte erst  
 Nach blutiger Mühsal.

Vaterland, Mittgart, an deinen Toren  
 Wacht kein Engel des Herrn mit feurigem Schwert.  
 Wir ganz allein müssen mit unsern Leibern  
 Als Mauern stehn, daß uns der Fremde  
 Nicht in die Fluren hereinbricht,  
 Die er, seit wir sie mühsam der Wildnis entrissen,  
 Uns streitig macht,  
 Denn längst schon, wachten wir nicht bei Tag und bei Nacht,  
 Wärst du den Nachbarn, Heimat, zur Beute geworden,  
 Mit denen wir zahlreich wie sonst kein Volk  
 Ringsum behaftet sind.

Jedes Volk rühmt sein Land, und mit Recht  
 Preißt jeder die Heimat als schönste  
 Stätte der Welt.  
 Wahrlich, die Lande auf Erden sind alle  
 Mit Gnaden begabt, und viele, wir wissen's, sind  
 Üppiger wohl, aber keines so fruchtbar,  
 Deutschland, wie du an Leid und siegreicher Seele.

Du unser Land, gequältes, immer beschenkst du  
 Uns und die andern mit Kraft,  
 Und unausdenkbare Fülle von Segen  
 Säuffst du auf unser Herz.

Nicht, daß wir über dir das Weltrund vergäßen,  
 Aber in deinen Marken birgst du  
 Von allen Wundern der Welt  
 So viel, daß wir sie bei Lebzeit  
 Zu ahnen vielleicht, aber nimmermehr  
 Auszuschöpfen vermögen.

Mit stürmischen Wogen schlägt dir das Weltmeer  
 Seine Flut an die Küsten,  
 Gibt dir die Weite, das Salz und den Seewind,  
 Der uns zur Ausfahrt lockt.  
 Weithin breitest du deine Ebne  
 Mit Dünen und Täckern, in denen der Flutlauf des Meers  
 Langsam verschwingt.  
 Staffelweis steigst du zu Zügeln und Höhen,  
 Wo in den sanft gewellten  
 Mulden der lieblichste Frühling verweilt,  
 Wölbst dich, atmest dich auf zum quellreichen Waldgau,  
 Der seine Aekertäler mit Kämmen, Buckeln und Ruppen  
 Dunkel bewacht,  
 Und endlich springst du, hinstürmend über das weite  
 Dünige Hochland,  
 Hinan zu den silbernen Zinnen und Zacken  
 Des Hochgebirgs, die fernhin nach Norden  
 Und tief in den Süden hinabschaun.

Deutschland, Stiege zum Himmel, den deiner Söhne  
 Innigste, Kühnste der Welt erschließen,  
 Auf deinen wolkenverhangenen Stufen geht  
 Festlich, mit festen Schritten das Jahr.  
 Lang rastet auf deinen steinernen Sesseln  
 Der Winter aus  
 Und stürzt mit flockenschauern und Frost  
 Zum blauen Gebirgswald, schweift zu den Zügeln  
 Und gräbt sich tief in die Ebene ein,  
 Bis uns der Frühlingwind Föhnwolken bringt,  
 Mit Blumenfahnen die Wiese aufflammt,  
 Salmheere über den Täckern die Speere recken,  
 Die Lerche taumlig vor Liedlust

Tief in den Himmelsabgrund emporsteigt  
 Und langsam über den gilbenden Salmen  
 Das Korn in der Ähre schwillt.  
 Kaum aber, daß wir die Ernte geborgen  
 Und uns des Sommers recht freun,  
 Rauscht schon das Flattergewölk der ziehenden Vögel  
 Herbst kündend südwärts,  
 Und früh schon taumelt aus kühlem Nebel  
 Die erste flocke.

Aber nicht Wasser und Wälder allein,  
 Berge und Wolken nur: Deutschland, du birgst auch  
 Menschenwerk, das uns lieb ist wie du, weil es aus deinem  
 Grunde emporwächst, dir nah bleibt und demütig stolz  
 Dich mit den Malen der Arbeit frönt.  
 Städte blühen dir am Strom, mit Türmen, Mauern und Münstern,  
 Schächte bohren sich dir in den Leib,  
 In stählernen Werken und gläsernen Hallen  
 Dröhnt und braust deine Kraft,  
 Brücken wölben sich kühn über Talgrund und Schlucht,  
 Und helle Straßen  
 Winden sich durch dein Gefild, Land unsrer Liebe.

Plötzlich aber, längst eh der Grund unsres Volks  
 Erschöpft und ermessen wäre,  
 Sind die Brücken zerbrochen,  
 Die Straßen versperrt,  
 Und brennend, als Pfahl im eignen Fleisch,  
 Schmerz uns der Pfahl an den Marken,  
 Die keine Grenzen sind,  
 Denn überall, wo ein Deutscher mit Rodart und Saue  
 Die Wildnis schlug und das Land unterm Pflug hält,  
 Städte baute und Bergen den Namen gab  
 Und in verschlossener Kammer mit feinen Enkeln  
 Das Lied der Heimat singt,  
 Da bist du, Großes,  
 Gottes Garten, Vaterland, Erde der Mutter:  
 Deutschland!

# Jahresrückblick

31 Tage

1939

1. bis 5. Woche

1 Sonntag	<b>Neujahr</b> — 1834 Beseitigung der innerdeutschen Zollgrenzen
2 Montag	1777 Bildhauer Christian Rauch geboren
3 Dienstag	1912 Felix Dahn gestorben
4 Mittwoch	1785 Jakob Grimm geboren
5 Donnerstag	1919 Gründung der Deutschen Arbeiterpartei
6 Freitag	
7 Sonnabend	1831 Generalpostmeister Stephan geboren
8 Sonntag	<b>Erntedankfest</b> — 1794 Justus Möser gestorben
9 Montag	1927 Gousson Stewart Chamberlain gestorben
10 Dienstag	1920 Inkrafttreten des Versailler Diktates — 1923 Raub des Memellandes
11 Mittwoch	1923 Kubereibbruch der Franzosen und Belgier <span style="float: right;">[durch Litauen]</span>
12 Donnerstag	1893 Hermann Göring und Alfred Rosenberger geboren
13 Freitag	1935 Saarabstimmung
14 Sonnabend	1930 Mordanschlag auf Herzog Welfen
15 Sonntag	1933 Wahlsieg der NSDAP in Lippe
16 Montag	1901 Maler Arnold Böcklin gestorben
17 Dienstag	1318 Baumeister Erwin v. Steinbach gestorben
18 Mittwoch	1871 Reichsgründungstag
19 Donnerstag	1576 Hans Sachs gestorben
20 Freitag	1934 Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit — <i>Fabian und Sebastian</i>
21 Sonnabend	1934 Baumeister Ludwig Troost gestorben
22 Sonntag	1850 General Karl Litzmann geboren
23 Montag	1930 Nationalsozialistische Regierung in Thüringen
24 Dienstag	1712 Friedrich der Große geboren — 1932 Herbert Vorpus gestorben
25 Mittwoch	1077 Kaiser Heinrich IV. in Canossa
26 Donnerstag	1934 Deutsch-polnisches Abkommen
27 Freitag	1756 Wolfgang Amadeus Mozart geboren
28 Sonnabend	1923 Erster Parteitag der NSDAP in München
29 Sonntag	1860 Ernst Moritz Arndt gestorben
30 Montag	1933 Adolf Hitler wird Reichskanzler
31 Dienstag	1933 SA-Sturmführer Hans Eberhard Maikowski gestorben

Eigene Vermerke:

# Februar

28 Tage

1939

5. bis 9. Woche

- |    |            |   |
|----|------------|---|
| 1  | Mittwoch   | 1933 Erster Vierjahresplan  |
| 2  | Donnerstag | 1829 Naturforscher Alfred Drechm geboren                          |
| 3  | Freitag    | 1721 Seydlitz geboren   |
| 4  | Sonnabend  | 1936 Ermordung Wilhelm Gustloffs                                  |
| 5  | Sonntag    | 1808 Karl Spitzweg geboren  |
| 6  | Montag     | 1813 Aufruf Morcks an die ostpreussischen Stände                  |
| 7  | Dienstag   | 1915 Winterschlacht in Masuren                                    |
| 8  | Mittwoch   | 1871 Morig v. Schwind gestorben                                   |
| 9  | Donnerstag | 1905 Adolf v. Menzel gestorben                                    |
| 10 | Freitag    | 1920 Nordschleswig abgetrennt                                     |
| 11 | Sonnabend  | 1813 Otto Ludwig geboren  |
| 12 | Sonntag    | <b>Eintopfsontag</b> — 1804 Philosoph Immanuel Kant gestorben     |
| 13 | Montag     | 1883 Richard Wagner gestorben                                     |
| 14 | Dienstag   | 1468 Johann Gutenberg gestorben                                   |
| 15 | Mittwoch   | 1763 Friede von Subertusburg                                      |
| 16 | Donnerstag | 1620 Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst geboren                 |
| 17 | Freitag    | 1827 Pestalozzi gestorben   |
| 18 | Sonnabend  | 1546 Martin Luther gestorben                                      |
| 19 | Sonntag    | 1473 Astronom Nikolaus Kopernikus geboren                         |
| 20 | Montag     | 1810 Andreas Hofer von den Franzosen erschossen                   |
| 21 | Dienstag   | 1916 Beginn der Schlacht bei Verdun — Fastnacht                   |
| 22 | Mittwoch   | 1788 Philosoph Arthur Schopenhauer geboren                        |
| 23 | Donnerstag | 1930 Horst Wessel ermordet  |
| 24 | Freitag    | 1920 Verkündung des Parteiprogramms durch Adolf Hitler — Matthias |
| 25 | Sonnabend  | 1916 Erstürmung von Fort Douaumont                                |
| 26 | Sonntag    | 1924 Beginn des Hitler-Prozesses                                  |
| 27 | Montag     | 1925 Wiederbegründung der NSDAP.                                  |
| 28 | Dienstag   | 1833 Generalstabchef General v. Schlieffen geboren                |

Eigene Vermerke:

# März

31 Tage

1939

9. bis 13. Woche

- |    |            |  |
|----|------------|--|
| 1  | Mittwoch   | 1935 Rückkehr des Saarlandes   |
| 2  | Donnerstag | 1689 Die Franzosen verwüsten Heidelberg  |
| 3  | Freitag    | 1918 Friede von Brest-Litowsk  |
| 4  | Sonnabend  | 1919 104 Sudetendeutsche von den Tschechen ermordet  |
| 5  | Sonntag    | <b>Heldengedenktag</b> — 1935 Hans Schemm gestorben  |
| 6  | Montag     | 1930 Großadmiral v. Tirpitz gestorben  |
| 7  | Dienstag   | 1936 Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit im Rheinland und Aun-<br>[digung des Locarnovertrags |
| 8  | Mittwoch   | 1917 Graf Zeppelin gestorben   |
| 9  | Donnerstag | 1888 Kaiser Wilhelm I. gestorben   |
| 10 | Freitag    | 1813 Stiftung des Eisernen Kreuzes   |
| 11 | Sonnabend  | 1926 Gründung des Gaues Danzig   |
| 12 | Sonntag    | <b>Eintopfsontag</b> — 1877 Wilhelm Fried geboren  |
| 13 | Montag     | 1938 Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich                           |
| 14 | Dienstag   | 1803 Klopstock gestorben   |
| 15 | Mittwoch   | 933 Sieg Heinrich I. in der Ungarnschlacht   |
| 16 | Donnerstag | 1935 Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht  |
| 17 | Freitag    | 1813 Aufruf „An mein Volk“   |
| 18 | Sonnabend  | 1813 Hebbel geboren — 1915 Untergang von U 29 mit Otto Weddigen                                      |
| 19 | Sonntag    | 1873 Max Keger geboren — Joseph  |
| 20 | Montag     | 1770 Gölderlin geboren   |
| 21 | Dienstag   | 1933 Tag von Potsdam — Frühlingsanfang   |
| 22 | Mittwoch   | 1832 Goethe gestorben  |
| 23 | Donnerstag | 1868 Dietrich Eckart geboren   |
| 24 | Freitag    |  |
| 25 | Sonnabend  | 1907 Ernst v. Bergmann gestorben   |
| 26 | Sonntag    | 1827 Ludwig van Beethoven gestorben  |
| 27 | Montag     | 1845 Physiker W. C. v. Röntgen geboren   |
| 28 | Dienstag   | 1884 Gründung der deutschen Kolonialgesellschaft von Karl Peters                                     |
| 29 | Mittwoch   | 1934 Landjahrgesetz  |
| 30 | Donnerstag | 1559 Adam Riese, Verfasser des ersten deutschen Rechenbuchs, gestorben                               |
| 31 | Freitag    | 1923 Die Franzosen ermorden in Essen 13 deutsche Arbeiter  |

Eigene Vermerke:

# April

30 Tage

1939

13. bis 18. Woche

- |    |            |  |
|----|------------|--|
| 1  | Sonnabend  | 1815 Otto v. Bismarck geboren  |
| 2  | Sonntag    | 1798 Hoffmann v. Fallersleben geboren  |
| 3  | Montag     | 1897 Johannes Brahms gestorben   |
| 4  | Dienstag   | 1823 Wilhelm v. Siemens geboren  |
| 5  | Mittwoch   | 1723 Baumeister Fischer v. Erlach gestorben  |
| 6  | Donnerstag | 1528 Dürer gestorben — 1920 Rheinlandbesetzung   |
| 7  | Freitag    | <b>Karfreitag</b> — 1346 Gründung der ersten deutschen Universität in Prag             |
| 8  | Sonnabend  | 1855 Wilhelm v. Humboldt gestorben<br>[dorf geboren]                                   |
| 9  | Sonntag    | <b>Ostersonntag</b> — 1241 Mongolenschlacht bei Liegnitz — 1865 General Luden-         |
| 10 | Montag     | <b>Ostermontag</b> — 1938 Volksabstimmung über die Wiedervereinigung Öster-            |
| 11 | Dienstag   | 1814 Napoleon I. nach der Insel Elba verbannt [reichs mit dem Reich]                   |
| 12 | Mittwoch   | 1809 Andreas Hofer erstürmt den Berg Isel  |
| 13 | Donnerstag | 1784 Wrangel geboren   |
| 14 | Freitag    | 919 Heinrich I. deutscher König — 1759 Gändel gestorben                                |
| 15 | Sonnabend  | 1832 Wilhelm Busch geboren   |
| 16 | Sonntag    | 1916 Angriff deutscher Marineluftschiffe auf die englische Ostküste                    |
| 17 | Montag     | 1521 Luther auf dem Reichstag zu Worms   |
| 18 | Dienstag   | 1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen  |
| 19 | Mittwoch   | 1916 Generalfeldmarschall v. d. Golz gestorben   |
| 20 | Donnerstag | 1889 Geburtstag Adolf Hitlers  |
| 21 | Freitag    | 1918 Kampflieger Freiherr Manfred v. Richthofen gestorben                              |
| 22 | Sonnabend  | 1866 Becdt geboren   |
| 23 | Sonntag    | Georg  |
| 24 | Montag     | 1891 Generalfeldmarschall Graf Helmuth v. Moltke gestorben                             |
| 25 | Dienstag   | 1918 Schlacht am Kemmelberg  |
| 26 | Mittwoch   | 1894 Rudolf Hess geboren   |
| 27 | Donnerstag | 1809 Erhebung Schills  |
| 28 | Freitag    | 1896 Heinrich v. Treitschke gestorben  |
| 29 | Sonnabend  | 1933 Reichsluftschutzbund gegründet  |
| 30 | Sonntag    | 1803 Generalfeldmarschall Roon geboren — 1777 Mathematiker Karl Friedrich Gauß geboren |

Eigene Vermerke:

# April

31 Tage

1939

18. bis 22. Woche

- |    |            |  |
|----|------------|--|
| 1  | Montag     | <b>Nationaler Feiertag des deutschen Volkes — Walpurgis</b>                        |
| 2  | Dienstag   | 1892 Kampflieger Freiherr Manfred von Richthofen geboren                           |
| 3  | Mittwoch   | 1848 Otto Lilienthal geboren   |
| 4  | Donnerstag | 1911 Adolf Woermann gestorben  |
| 5  | Freitag    | 1869 Komponist Hans Pfitzner geboren   |
| 6  | Sonnabend  | 1904 Maler Franz v. Lenbach gestorben  |
| 7  | Sonntag    | 1833 Johannes Brahms geboren   |
| 8  | Montag     |  |
| 9  | Dienstag   | 1805 Schiller gestorben  |
| 10 | Mittwoch   | 1760 Zebel geboren   |
| 11 | Donnerstag | 1926 Unterstellung der österr. Nationalsozialisten unter Hitler — <i>Mamertius</i> |
| 12 | Freitag    | 1803 Liebig geboren — <i>Pankratius</i>  |
| 13 | Sonnabend  | 1785 Ziskorifer Dahlmann geboren — <i>Servatius</i>                                |
| 14 | Sonntag    | 1752 Landw. Albr. Thaer geboren  |
| 15 | Montag     | 1816 Maler H. Kethel geboren — 1832 Komponist B. S. Zelter gestorben               |
| 16 | Dienstag   | 1788 Friedrich Rückert geboren   |
| 17 | Mittwoch   | 1933 Adolf Hitlers erste Reichstagsrede  |
| 18 | Donnerstag | <b>Himmelfahrt Christi</b> — 1782 Major v. Lügow geboren                           |
| 19 | Freitag    | 1762 Johann Gottlieb Fichte geboren  |
| 20 | Sonnabend  | 1764 Schadow geboren — 1846 General v. Kluck geboren                               |
| 21 | Sonntag    | 1471 Albrecht Dürer geb. — 1921 Erstürmung des Annaberges in Oberschlesien         |
| 22 | Montag     | 1813 Richard Wagner geboren  |
| 23 | Dienstag   | 1618 Prager Fenstersturz (Beginn des Dreißigjährigen Krieges)                      |
| 24 | Mittwoch   | 1848 Anette von Droste-Hülshoff gestorben  |
| 25 | Donnerstag | 1932 Admiral v. Zippert gestorben — <i>Urban</i>                                   |
| 26 | Freitag    | 1923 Albert Leo Schlageter von den Franzosen auf der Wolzheimer Höhe [erschossen]  |
| 27 | Sonnabend  | 1910 Mediziner Robert Koch gestorben   |
| 28 | Sonntag    | <b>Pfingstsonntag</b> — 1936 General Litzmann gestorben                            |
| 29 | Montag     | <b>Pfingstmontag</b> — 1919 Diktat von St. Germain                                 |
| 30 | Dienstag   | 1714 Bildhauer Andreas Schiüter gestorben  |
| 31 | Mittwoch   | 1916 Stavernschlacht   |

Eigene Vermerke:

# Juní

30 Tage

1939

22. bis 26. Woche

- 1 Donnerstag 1780 General A. v. Clausewitz geboren
- 2 Freitag ☉ 1916 Fort Vaux (Verdun) erklümt
- 3 Sonnabend 1871 Elsaß-Lothringen Reichsland
- 4 Sonntag 1748 Hohenfriedberg — 1875 Mörike gestorben
- 5 Montag 1826 Komponist Karl Maria v. Weber gestorben
- 6 Dienstag 1836 Ingenieur M. Eyth geboren
- 7 Mittwoch 1826 Fraunhofer gestorben
- 8 Donnerstag **fronleichnam** — 1830 Schumann geboren
- 9 Freitag 1828 Florian Ceyer gestorben
- 10 Sonnabend ☾ 1190 Kaiser Friedrich Barbarossa gestorben
- 11 Sonntag 1923 Blutbad in Dortmund
- 12 Montag 1818 Gründung der deutschen Burschenschaft
- 13 Dienstag 1878 Beginn des Berliner Kongresses
- 14 Mittwoch 1828 Karl August von Sachsen-Weimar gestorben
- 15 Donnerstag 1908 Kolonialpionier v. Wissmann gestorben — *St. Veit*
- 16 Freitag 1922 Oberschlesien fällt an Polen
- 17 Sonnabend ☉ 1842 Georg von Schönerer, völkischer Vorkämpfer in Österreich, geboren
- 18 Sonntag 1815 Schlacht bei Waterloo
- 19 Montag 1933 Verbot der NSDAP. in Österreich
- 20 Dienstag 1805 Eröffnung des Nordostsee-Kanals [Flow
- 21 Mittwoch 1919 Admiral v. Reuter versenkt die deutsche Flotte in der Bucht von Scapa
- 22 Donnerstag 1861 Admiral Graf Spee geboren — *Sommersanfang*
- 23 Freitag 1804 Vorjig geboren
- 24 Sonnabend ) 1916 Beginn der Schlacht an der Somme — *Johannis*
- 25 Sonntag 1822 E. T. A. Hoffmann gestorben
- 26 Montag 1935 Einführung der Arbeitsdienstpflicht
- 27 Dienstag 1789 Komponist Friedrich Silcher geboren — *Siebenstlärer*
- 28 Mittwoch 1914 Mord von Sarajevo — 1919 Unterzeichnung des Diktats von Versailles
- 29 Donnerstag 1831 Freiherr von und zum Stein gestorben
- 30 Freitag 1930 Rheinlandräumung

Eigene Vermerke:

# Juli

31 Tage

1939

26. bis 31. Woche

- 1 Sonnabend ☉ 1646 Philosoph G. W. v. Leibniz geboren
- 2 Sonntag 1714 Chr. W. v. Gluck geboren
- 3 Montag 1926 Gründung der NSDAP auf dem Parteitag zu Weimar
- 4 Dienstag 1888 Theodor Storm gestorben
- 5 Mittwoch 1884 Togo deutsch
- 6 Donnerstag 1887 Walter Flex geboren
- 7 Freitag 1851 Tilman Riemenschneider gestorben
- 8 Sonnabend 1838 Graf Zeppelin geboren
- 9 Sonntag ☾ 1807 Diktat von Tilsit
- 10 Montag 1916 Landungsboot „Deutschland“ landet in Baltimore
- 11 Dienstag 1920 Deutscher Abstimmungssieg in Ost- und Westpreußen
- 12 Mittwoch 1874 Fritz Reuter gestorben
- 13 Donnerstag 1816 Dichter Gustav Freytag geboren
- 14 Freitag 1933 Erbgesundheitsgesetz
- 15 Sonnabend 1918 Deutsche Angriffschlacht an der Marne
- 16 Sonntag ☉ 1890 Gottfried Keller gestorben
- 17 Montag
- 18 Dienstag 1916 Immelmann gefallen
- 19 Mittwoch 1819 Gottfried Keller geboren — 1830 Königin Luise gestorben
- 20 Donnerstag 1934 Der Führer erhebt die SS zur selbst. Gliederung im Rahmen der NSDAP.
- 21 Freitag 1762 Schlacht bei Wurkersdorf
- 22 Sonnabend 1822 Johann Gregor Mendel geboren — *Maria Magdalena*
- 23 Sonntag ) 1777 Ph. O. Runge geboren
- 24 Montag 1920 Scheinabstimmung in Eupen-Malmedy
- 25 Dienstag 1848 Deutsch-österreichischer Dichter Otto Kernsock geboren — *Jakobus*
- 26 Mittwoch 1932 Schulschiff „Niobe“ gesunken
- 27 Donnerstag 1808 Freisetzung der Domänenbauern in Ost- und Westpreußen
- 28 Freitag 1750 Komponist Joh. Seb. Bach gestorben
- 29 Sonnabend 1921 Adolf Hitler Führer der NSDAP.
- 30 Sonntag 1898 Otto v. Dismarck gestorben
- 31 Montag ☉ 1886 Franz Listz gestorben — 1934 Franz Holzweber und Otto Planetta unschuldig gehängt

Eigene Vermerke:

# August

31 Tage

1939

31. bis 35. Woche

1 Dienstag	1914 Beginn des Weltkriegs
2 Mittwoch	1934 Paul v. Hindenburg gestorben
3 Donnerstag	1921 Gründung der SA.
4 Freitag	1929 Vierter Reichsparteitag in Nürnberg
5 Sonnabend	1914 Erneuerung des Eisernen Kreuzes
6 Sonntag	1195 Heinrich der Löwe gestorben
7 Montag	1914 Einnahme von Lüttich
8 Dienstag	1929 Erster Zeppelinweltflug
9 Mittwoch	1890 Helgoland wird deutsch
10 Donnerstag	955 Sieg über die Ungarn auf dem Lechfeld — <i>Laurentius</i>
11 Freitag	1778 Friedrich Ludwig Jahn geboren
12 Sonnabend	1894 Albert Leo Schlageter geboren
13 Sonntag	1802 Dichter Nikolaus Lenau geboren
14 Montag	1921 Georg von Schönerer, völkischer Vorkämpfer in Österreich, gestorben
15 Dienstag	1740 Matthias Claudius geboren
16 Mittwoch	1717 Sieg Prinz Eugens über die Türken bei Belgrad
17 Donnerstag	1786 Friedrich der Große gestorben
18 Freitag	1866 Gründung des Norddeutschen Bundes
19 Sonnabend	
20 Sonntag	1528 Grundberg gestorben
21 Montag	1927 Dritter Reichsparteitag der NSDAP. in Nürnberg
22 Dienstag	1880 Gorch Fock geboren
23 Mittwoch	1831 Onckstein geboren
24 Donnerstag	1936 Einführung der zweijährigen Dienstpflicht — <i>Bartholomäus</i>
25 Freitag	1744 Johann Gottfried Herder geboren — 1900 Friedrich Niessche gestorben
26 Sonnabend	1806 Buchhändler J. Palm von den Franzosen in Braunau am Inn erschossen
27 Sonntag	1914 Beginn der Schlacht bei Tannenberg
28 Montag	1749 Goethe geboren
29 Dienstag	1806 Hermann Löns geboren — 1823 Gutten gestorben
30 Mittwoch	526 Theoderich der Große gestorben
31 Donnerstag	1821 Selnholtz geboren

Eigene Vermerke:

# September

30 Tage

1939

35. bis 39. Woche

1 Freitag	1870 Sieg bei Sedan — <i>Agidius</i>
2 Sonnabend	1933 Parteitag des Sieges
3 Sonntag	1814 Allgemeine Wehrpflicht
4 Montag	1824 Anton Bruckner geboren
5 Dienstag	1774 Maler C. D. Friedrich geboren
6 Mittwoch	1914 Beginn der Marne Schlacht
7 Donnerstag	1914 Fall der Festung Maubeuge
8 Freitag	1831 Wilhelm Raabe geboren — 1933 Th. Freitsch, völk. Vorkämpfer, gestorben
9 Sonnabend	1855 G. St. Chamberlain geboren
10 Sonntag	1919 Diktat von St. Germain
11 Montag	1816 Karl Feiß geboren
12 Dienstag	1819 Blücher gest. [Reichsparteitag d. NSDAP. „Parteitag d. Ehre“]
13 Mittwoch	1933 Feiert. Eröffnung des ersten WZV. des deutschen Volkes — 1936 Achter
14 Donnerstag	1769 Alexander v. Humboldt geboren
15 Freitag	1935 Falkenkreuzfahne Reichspflagge — Nürnberger Geseze
16 Sonnabend	1809 Erschießung der Schill'schen Offiziere zu Wesel
17 Sonntag	1631 Sieg Gustav Adolfs bei Breitenfeld
18 Montag	1783 Mathematiker Leonhard Euler gestorben
19 Dienstag	1928 Afrikaforscher Georg Schweinfurth gestorben
20 Mittwoch	1863 Jakob Grimm gestorben — 1898 Theodor Fontane gestorben
21 Donnerstag	1860 Philosoph Arthur Schopenhauer gestorben — <i>Matthäus</i>
22 Freitag	1826 Johann Peter Hebel gestorben — <i>Herbstanfang</i>
23 Sonnabend	1885 Karl Spitzweg gestorben
24 Sonntag	1583 Wallenstein geboren
25 Montag	1555 Augsburger Religionsfriede
26 Dienstag	1759 Norck geboren
27 Mittwoch	1870 Einnahme Straßburgs
28 Donnerstag	1858 Vorgeschichtsforscher Gustav Kossinna geboren
29 Freitag	1933 Reichserbhofgesetz — <i>Michaelis</i>
30 Sonnabend	1661 Raub Straßburgs durch Ludwig XIV.

Eigene Vermerke:

# Oktober

31 Tage

1939

40. bis 44. Woche

1 Sonntag	<b>Erntedanktag</b> — 1863 Admiral Scheer geboren
2 Montag	1847 Paul v. Hindenburg geboren
3 Dienstag	1813 Sieg Horcks bei Wartenburg
4 Mittwoch	1515 Lucas Cranach d. J. geboren
5 Donnerstag	1609 Dichter Paul Flemming geboren
6 Freitag	1905 Geograph v. Richthofen gestorben — 1891 Hans Schemm geboren
7 Sonnabend	1917 Deutscher Sieg von Kronstadt
8 Sonntag	<b>Eintopffsonntag</b> — 1585 Heinrich Schütz geboren
9 Montag	1907 Forst Wessel in Dielefeld geboren
10 Dienstag	1920 Abstimmungssieg in Kärnten
11 Mittwoch	1825 Conrad Ferdinand Meyer geboren
12 Donnerstag	1924 Erste Zeppelinfahrt nach Amerika
13 Freitag	1882 Graf Gobineau gestorben
14 Sonnabend	1922 Adolf Hitlers Zug nach Coburg — 1933 Deutschland verläßt den Völkerbund
15 Sonntag	1844 Friedrich Nietzsche geboren — 1852 Jahn gestorben
16 Montag	16.—18. 1813 Völkerschlacht bei Leipzig — Gallus
17 Dienstag	1815 Emanuel Geibel geboren
18 Mittwoch	1777 Heinrich v. Kleist geboren
19 Donnerstag	1865 Dichter Gustav Freytag geboren
20 Freitag	1921 Zerstückelung Oberschlesiens
21 Sonnabend	1923 Beginn der Separatistenputsche im Rheinland
22 Sonntag	1811 Franz List geboren
23 Montag	1805 Adalbert Stifter geboren
24 Dienstag	1648 Westfälischer Frieden
25 Mittwoch	1861 Savigny gestorben
26 Donnerstag	1757 Freiherr vom und zum Stein geboren — 1800 Generalfeldmarschall
27 Freitag	1760 Gneisenau geboren [Graf Helmuth v. Moltke geboren]
28 Sonnabend	1916 Kampflieger Doelle gefallen — Simon u. Juda
29 Sonntag	1897 Goebbels geboren
30 Montag	1864 Schleswig-Holstein wieder deutsch
31 Dienstag	<b>Reformationsfest</b> in Sachsen — 1517 Luther schlägt die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg

Eigene Vermerke:

# November

30 Tage

1939

44. bis 48. Woche

1 Mittwoch	1914 Sieg bei Coronel unter Graf Spee
2 Donnerstag	1827 Paul de Lagarde geboren
3 Freitag	1918 Beginn der Revolte in Kiel
4 Sonnabend	1923 Feuertaufe der SA. in München
5 Sonntag	<b>Reformationsfest</b> — 1757 Sieg bei Koffbach
6 Montag	1672 Komponist Heinrich Schütz gestorben
7 Dienstag	1810 Fritz Reuter geboren
8 Mittwoch	1307 Schwur auf dem Rütli
9 Donnerstag	1923 Marsch zur Feldherrenhalle
10 Freitag	1483 Martin Luther geboren — 1759 Schiller geboren
11 Sonnabend	1852 Conrad v. Höndorf geboren — <b>Martinstag</b>
12 Sonntag	<b>Eintopffsonntag</b> — 1755 Scharnhorst geboren
13 Montag	1862 Uhland gestorben
14 Dienstag	1918 Beendigung d. Kampfes in Ost-Afrika (Lettow-Vorbeck) — 1936 Deutschland kündigt die Versailler Bestimmungen über die deutschen Ströme und Wasserstraßen
15 Mittwoch	1630 Kepler gestorben
16 Donnerstag	1831 Clauswitz gestorben — 1897 Richl gestorben
17 Freitag	1624 Mystiker Jacob Böhme gestorben
18 Sonnabend	1922 NSDAP. wird in Preußen verboten
19 Sonntag	1828 Franz Schubert gestorben
20 Montag	1917 Tanktschlacht bei Cambrai
21 Dienstag	1768 Friedrich Schleiermacher geboren
22 Mittwoch	<b>Buß- und Betttag</b> — 1767 Andreas Hofer geboren
23 Donnerstag	1914 Durchbruch bei Brzeziny
24 Freitag	Um 1440 Bildhauer Veit Stoss geboren
25 Sonnabend	1844 Karl Benz geboren — 1814 Arzt Robert v. Mayer geboren
26 Sonntag	1857 Joseph v. Eichendorff gestorben
27 Montag	1933 Gründung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“
28 Dienstag	1794 Steuben gestorben — 1898 Conrad Ferdinand Meyer gestorben
29 Mittwoch	1780 Maria Theresia gestorben
30 Donnerstag	1846 Nationalökonom Friedrich List gestorben — Andreas

Eigene Vermerke:

# Das Ende

31 Tage

1939

48. bis 53. Woche

1	Freitag	1937	H. wurde Staatsjugend
2	Sonnabend	1933	Hefi Stellvertreter des Führers
3	Sonntag	1857	Bildhauer Christian Rauch gestorben
4	Montag	1409	Gründung der Universität Leipzig
5	Dienstag	1757	Schlacht bei Leuthen — 1791 Wolfgang Amadeus Mozart gestorben
6	Mittwoch	1849	Generalfeldm. v. Mackensen geb. — 1892 W. v. Siemens gest. — Nikolaus
7	Donnerstag	1835	Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn Nürnberg—Fürth
8	Freitag	1914	Seezschlacht bei den Färländinseln
9	Sonnabend	1717	J. J. Winckelmann geboren
10	Sonntag	1493	Paracelsus geboren — 1520 Luther verbrennt die [Bannbulle]
11	Montag	1783	Max v. Schenkendorf geboren
12	Dienstag	1916	Friedensangebot der Mittelmächte
13	Mittwoch	1250	Kaiser Friedrich II. gestorben
14	Donnerstag	1720	Justus Möser geboren
15	Freitag	1748	Schlacht von Kesselsdorf
16	Sonnabend	1770	Ludwig van Beethoven geboren
17	Sonntag	1920	„Völkischer Beobachter“ amtliche Zeitung der NSDAP.
18	Montag	1803	Joh. Gottfr. Herder gestorben — 1786 Karl Maria v. Weber geboren
19	Dienstag	1508	Der Bildhauer Adam Kraft gestorben
20	Mittwoch	1924	Der Führer aus der Festungshaft entlassen
21	Donnerstag	1795	Geschichtsschreiber Leopold v. Ranke geboren
22	Freitag		Wintersanfang
23	Sonnabend	1597	Dichter Martin Opitz geboren
24	Sonntag	1917	Fliegerangriff auf Mannheim
25	Montag		Erster Weihnachtstag — 1837 Cosima Wagner geboren
26	Dienstag		Zweiter Weihnachtstag — 1923 Dietrich Eckart gestorben
27	Mittwoch		
28	Donnerstag	1931	Vorgeschichtsforscher Gustav Kossinna gestorben
29	Freitag	1836	Afrikasforscher Georg Schweinfurth geboren
30	Sonnabend	1812	Konvention von Taurroggen
31	Sonntag	1747	Dichter Gottfried Bürger geboren — Silvester

Eigene Vermerke:

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Waggerl, A. S.: Freundschaft mit Büchern .....	10
Kolbenhoyer, E. G.: Heimat .....	13
Meyer, C. F.: Neujahrs Glocken .....	14
Uhlend, L.: Des Hirten Winterlied .....	14
Bischoff, J.: Die Hasengeschichte .....	15
Schäfer, W.: Der Bäcker von Limburg .....	19
Fley, W.: Gebet um Kraft .....	22
Schneider, J.: Lied eines jungen Arbeiters .....	22
Friedrich der Große an seine Schwester Amalie .....	23
Friedrich der Große an seine Schwester Wilhelmine .....	24
Friedrich der Große an seine Schwester Wilhelmine .....	25
Schirach, B. von: Heimkehr .....	26
Börnjen, R.: Der Fahrenträger .....	26
Wessel, S.: Forst-Wessel-Lied .....	27
Tanzen, W.: Canossa .....	27
Baumann, S.: Choral .....	33
Menzel, S.: Soldaten .....	33
Das Lied der Getreuen: Gedanken über den Führer .....	34
<b>Februar</b>	
Winnig, A.: Gerdauen ist schöner .....	36
Zinrichs, A.: Vadder Sodbrink .....	39
Möller, E. W.: Das Aufstehen .....	44
Des Knaben Wunderhorn: Fastnacht .....	45
Grabchrift des Prinzen Karneval .....	46
Lersch, S.: Bildnis der Mutter .....	46
Storm, Th.: Gode Nacht .....	50
<b>März</b>	
Seidel, J.: Vorfrühling .....	52
Schönaich-Carolath, Prinz E. von: März .....	52
Linke, J.: Holzfäller .....	53
Schlösser, A.: Dem unbekanntem Soldaten .....	54
Carossa, S.: Ja, wir sind Wiederhall ewigen Falls .....	54
Binding, R. G.: Beweinung .....	55
Scheller, Th.: Die Hand des Führers .....	56
Eckmann, S.: Frühling .....	57
Schumann, G.: Marschlied .....	60
Meyer, C. F.: Säerspruch .....	60
Thoma, L.: Die Sau .....	61
Frenssen, G.: Der Bauer und der Teufel .....	65
Kneip, J.: Der Bauer .....	66
Grillparzer: Rede am Grabe Beethovens .....	67
Zitler, A.: Rede vor dem Volksgericht .....	69
Eckart, D.: Deutschland erwache .....	70
Jahn, M.: Wende .....	71
Pleyer, W.: Wenn ich sag', daß ich dich liebe .....	77
Nabl, S.: Ein gutes Wort .....	77
Das Lied der Getreuen: So wollen wir dich einst begrüßen .....	78

	Seite
<b>April</b>	
Uhland, L.: Frühlingsglaube .....	80
Fontane, Th.: Wo Bismarck liegen soll .....	80
Busse, S. E.: Die Bäuerin geht heim .....	81
Schirach, B. von: Hütler .....	83
Brockmeier, W.: Jungbauernlied .....	83
Stebr, S.: Mein Herz .....	84
Das Lied der Getreuen: Worte deutschen Volkes .....	85
Jillich, S.: Der Sämann .....	86
Gleim, J. L. W.: Des Landmanns Frühlingslied .....	86

<b>Mai</b>	
Lersch, S.: Der kleine Maschinist .....	88
Wohlgemuth, O.: Als hätte die Erde selber geschrien .....	91
Barthel, M.: Arbeiterlied .....	95
Liliencron, D. von: Meiner Mutter .....	96
Seidel, J.: Spruch .....	96
Oppenberg, F.: Unser Kind .....	96
Rothacker, G.: Der Semmelkreuzer .....	97
Volklied: Lied im Mai .....	106
Eichendorff, J. von: Mondnacht .....	106
Löns, S.: Warnung .....	106
Brehm, B.: Die Kinder sprechen .....	107
Trotha, Th. von: Der Brunnen .....	110
Mörke, E.: Im Frühling .....	111
Beumelburg, W.: Skagerrak .....	112
Droste-Zülshoff, A. von: Das vierzehnjährige Herz .....	118

<b>Juni</b>	
Werner von Tegernsee: Liebesreim .....	120
Walther von der Vogelweide: Die verschwiegene Nachtigall .....	120
Miegel, A.: Meine ersten Verse .....	121
Miegel, A.: Das Märchen von der schönen Mette .....	126
Seidel, J.: Versäumnis .....	128
Löns, S.: Verbotene Liebe .....	129
Carossa, S.: Der alte Brunnen .....	129
Keller, G.: Stille der Nacht .....	130
Nonne, Ch.: Flamme empor .....	131
Euringer, K.: Der Führer spricht .....	131
Schmückle, G.: Liebe .....	132
Burte, S.: Der Dengler .....	132
Oberkofler, J. G.: Der Hauspruch .....	132

<b>Juli</b>	
Kolbenheyer, E. G.: Unser Leben .....	134
Storm, Th.: Juli .....	134
Keller, G.: Bohnenromanze .....	135
Aus dem Arbeitsdienst: Wenn unsre Spaten in der Sonne blinken ..	137
Jungnickel, M.: Die Schulbank wird Geburtstagstisch .....	137
Springenschmid, K.: Zwei an einer Baumsäge .....	139
Claudius, M.: Abendlied .....	142
Mörke, E.: Um Mitternacht .....	144
Goethe, J. W. von: Wandrers Nachtlied .....	144

	Seite
Goethe, J. W. von: Wandrers Nachtlied .....	144
Steguweit, S.: Mutter Antjes Dienen .....	145
Müller-Zemmig, E.: Der Adler .....	147
Brehm, B.: Der Sprung ins Ungewisse .....	155
Kaergel, S. Ch.: Nur eine Kuh .....	161
Greif, M.: Vor der Ernte .....	166
Kaabe, W.: Uns Werk .....	167
Scheller, Th.: Es werde .....	168

<b>August</b>	
Schröder, K. A.: Deutscher Schwur .....	170
Claudius, S.: Mein Weib und meine Kinder .....	170
Bröger, K.: Bekenntnis .....	171
Baumann, S.: Ein Junge und Soldat .....	171
Lersch, S.: Soldatenabschied .....	172
Deutsche Soldatenbriefe aus dem Weltkriege .....	173
Beumelburg, W.: Von der Härte, vom Kampf und von der Treue ..	176
Wittef, E.: Patrouille Ravenstein .....	179
Berens-Totenohl, J.: Mutter Driesch .....	186
Miegel, A.: Ostpreußen .....	188
Koll, K.: Lied der Weberinnen .....	190
Pezold, A.: Schützengrabenslektüre .....	191
Brüder Grimm: Die weiße Schlange .....	192
Reuther, O.: Der Goggolore .....	195
Seidel, J.: Sternenglaube .....	200
Löns, S.: Des Kästels Lösung .....	201
Volklied: Laß rauchen .....	205
Storm, Th.: Abseits .....	206

<b>September</b>	
Bismarck, Graf O. von: Brief an seine Gattin .....	208
Uhland L.: Einkehr .....	209
Unacker, S.: Geschmücktes Nürnberg .....	210
Storm, Th.: Wenn die Äpfel reif sind .....	210
Sinnsprüche .....	215
Sebel, J. P.: Das Habermus .....	216
Mörke, E.: Septembermorgen .....	219
Schiefl-Ventlage, M.: Holskedierr .....	219
Uhland, L.: Im Herbst .....	223
Dampf, M.: Wiegenlied .....	224
Claudius, S.: Das Lenchen und die Ida .....	224
Sebbel, S.: Herbstbild .....	229
Greif, M.: Herbstgefühl .....	229
Kloepfer, S.: Wandertag .....	229
Weinheber, J.: Hymnus an die deutsche Sprache .....	230

<b>Oktober</b>	
Zu späte Ernte .....	232
Wieprecht, Ch.: Werkgemeinschaft .....	233
Strauß, E.: Der Schleier .....	234
Volklied: Erntetanz .....	253
Das Lied der Getreuen: Abend am Berg .....	253
Claudius, M.: Kartoffellied .....	254

	Seite
Keller, G.: Weinjahr .....	254
Storm, Th.: Oktoberlied .....	255
Vesper, W.: Heimat .....	256
Finckh, L.: Der Preis .....	256
Mommien, Th.: Zu Moltkes neunzigstem Geburtstag .....	257
Kleist, F. von: Anekdote aus dem letzten preussischen Kriege .....	257
Griese, F.: Neblicher Tag .....	260
Rosegger, P.: Als ich zum Pfluge kam .....	264
Zuch, R.: Traumschlösser .....	267
Falke, G.: Es war ein Tag .....	268

### November

Storm, Th.: Über die Zeide .....	270
Claudius, F.: De Seel .....	270
Liliencron, D. von: Auf dem Kirchhof .....	270
Nierenz, F. J.: Die Toten .....	271
Nierenz, F. J.: Weh dem, der lügt .....	271
Menzel, F.: Der Kamerad .....	272
Söllner, F.: Kameraden der Zeit .....	272
Schiller, F. von: Brief an Charlotte von Lengesfeld .....	273
Schiller, F. von: Brief an Körner .....	274
Johst, F.: Mutter ohne Tod .....	276
Dach, S.: Martinsgans .....	298
Münchhausen, B. von: Ballade vom Brenneßelbusch .....	299
Zebel, J. P.: Böser Markt .....	301
Zebel, J. P.: Der geheilte Patient .....	303
Vollslid: Erkaltete Liebe .....	305
Nietzsche, F.: Vereinsamt .....	305
Walther von der Vogelweide: Lande hab' ich viel gesehn .....	306

### Dezember

Jelusich, M.: Das Schwert betet .....	308
Golz, J. von der: Ich wünscht, wir blieben ewig Kameraden .....	308
Claudius, M.: Ein Lied, hinterm Ofen zu singen .....	309
Waglik, F.: Böhmerwald .....	310
Zebel, J. P.: Der Star von Segringen .....	310
Zebel, J. P.: Die drei Diebe .....	312
Blund, F. F.: Lügengeschichten .....	314
Hohlbaum, R.: Das Nachtlager .....	318
Falke, G.: Die Weihnachtsbäume .....	321
Eichendorff, J. von: Weihnachten .....	322
Dwinger, E. E.: Auf der Flucht .....	322
Böhme, F.: Nun zündet die heimlichen Kerzen an .....	327
Claudius, F.: Weihnachten zu Hause .....	327
Claudius, F.: Lied der Väter um Weihnachten .....	329
Rombach, G.: Silvester im Gebirge .....	330
Linke, J.: Deutschland .....	332

## Quellenverzeichnis

Entnommen sind:

- Alpenland-Buchhandlung Südmärk, Graz: F. Klopfer „Wandertag“ (Gesammelte Gedichte).
- Becksche Verlagsanstalt, München: O. Keuther „Der Gogolore“; Walter Flex „Gebet um Kraft“ (Gesammelte Werke).
- Bibliographisches Institut, Leipzig: Heinrich von Kleist „Anekdote aus dem letzten preussischen Kriege“ (Gesammelte Werke).
- Verlag Cassirer, Berlin: J. von der Holz „Ich wünscht, wir blieben ewig Kameraden“ (Sonette).
- Cotta-Verlag, Stuttgart: F. von Schiller „Briefe an Charlotte von Lengesfeld“ (Schiller und Lotte im Briefwechsel); J. P. Zebel „Das Habermus“, „Böser Markt“, „Der geheilte Patient“, „Der Star von Segringen“, „Die drei Diebe“ (Das Schagkäpflein).
- Deutscher Volkerverlag, München: F. Böhme „Nun zündet die heimlichen Kerzen an“; K. Dörnsen „Der Fahnenträger“; K. Euringer „Der Führer spricht“; M. Jelusich „Das Schwert betet“ (Gedichte des Volkes).
- Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart: B. von Münchhausen „Ballade vom Brenneßelbusch“ (Beerenlese).
- Eugen Diederichs Verlag, Jena: F. J. Blund „Lügengeschichte“ (Von Geistern unter und über der Erde); E. E. Dwinger „Auf der Flucht“ (Zwischen Weiß und Rot); F. Söllner „Kameraden der Zeit“ (Volk an der Grenze); A. Miegel „Das Märchen von der schönen Metze“, „Ostpreußen“ (Gesammelte Gedichte); Oberkofler „Der Sinnspruch“ (Nie stirbt das Land); J. Schneider „Lied eines jungen Arbeiters“ (Volk an der Grenze); F. Waglik „Böhmerwald“ (Volk an der Grenze).
- Franz Eher Nachf., München: F. Wessel „Die Fahne hoch“; Th. Vonne „Flamme empor“; D. Eckart „Deutschland erwache“ (Sämtliche Lieberbuch der NSDAP.); F. Anacker „Geschnücktes Nürnberg“ (Kämpfen und Singen); A. Zittler „Die Kunst des Lesens“ (Mein Kampf), Rede vor dem Volksgerichtshof (Wille und Macht).
- S. Fischer Verlag, Berlin: Th. Fontane „Wo Bismarck liegen soll“ (Gedichte).
- Französische Verlagsanstalt, Stuttgart: A. Springenschmid „Zwei an einer Baumsäge“ (Da lacht Tirol); E. Witte „Patrouille Ravenstein“ (Durchbruch anno achtzehn).
- Gaefel Verlag, Leipzig: F. Burte „Der Dengler“ (Ursula).
- Gaefel'sche Verlagsanstalt, Hamburg: A. Winnig „Gerdaen ist schöner“ (Die ewig grüne Tanne); F. Steguweit „Mutter Antjes Vienen“ (Das Stellbäin der Schelme); F. J. Nierenz „Die Toten“, „Weh dem, der lügt“ (Gedichte großer Gegenwart); F. Menzel „Der Kamerad“, „Soldaten“ (Gedichte der Kameradschaft).
- Gefse & Becker, Leipzig: F. Löns „Warnung“, „Verbotene Liebe“, „Des Rätsels Lösung“ (Gesammelte Werke).
- Insel-Verlag, Leipzig: F. Carossa „Der alte Brunnen“, „Ja, wir sind Widerhall“ (Gedichte); J. von Eichendorff „Mondnacht“, „Weihnachten“ (Gedichte); J. W. von Goethe „Wandereers Nachtlid“ (Gesammelte Werke); Brüder Grimm „Die weiße Schlange“ (Märchen); F. Zebel „Selbstbild“ (Gedichte); G. Keller „Stille der Nacht“, „Weinjahr“, „Wohnenromanz“ (Gesammelte Werke); D. von Liliencron „Meiner Mutter“, „Auf dem Kirchhof“ (Ausgewählte Gedichte); E. F. Meyer „Neujahrsgrüßen“, „Säerspruch“ (Gedichte); E. Mörike „Im Frühling“, „Am Mitternacht“, „Septembermorgen“ (Gedichte); F. Nietzsche „Vereinsamt“ (Gedichte); K. A. Schröder „Deutscher Schwur“ (Gedichte).
- Verlag Junge Generation, Berlin: F. Lerch „Bildnis der Mutter“, „Der kleine Maschinist“ (Im Pulsschlag der Maschinen), „Soldatenabschied“ (Rufe in das Reich); E. Müller-Sennig „Der Adler“ (Abenteuer um Saratow); O. Wohlgenuth „Als hätte die Erde selber geschrien“ (Volk, ich breche deine Kohle).
- Verlagsanstalt Wilhelm Klemm, Berlin: W. Raabe „Ans Werk“ (Sämtliche Werke).

- Leopold Klotz Verlag, Gotha: M. Barthel „Arbeiterlied“ (Das Lied der Arbeit); K. Bröger „Bekanntnis“ (Das Lied der Arbeit); Ch. Wieprecht „Werkgemeinschaft“ (Das Lied der Arbeit).
- Adam Krafft Verlag, Karlsbad: B. Brehm „Die Kinder sprechen“ (Die größere Heimat), „Der Sprung ins Ungewisse“ (Das wunderschöne Spiel).
- Landsknechtspresse, Wittingen: Th. Scheller „Es werde“ (Kleine Erde).
- Albert Langen / Georg Müller, München: A. von Droste-Gülshoff „Das vierzehnjährige Herz“ (Gesammelte Werke); S. Claudius „Mein Weib und meine Kinder“, „De Seel“ (Und weiter wachsen Gott und Welt), „Das Leinchen und die Ida“ (Armantje); M. Danß „Wiegenlied“ (Das junge Danzig); F. Grieße „Neblicher Tag“ (Der Saatgang); S. Johst „Mutter ohne Tod“; E. G. Kolbenbeyer „Heimat“, „Unser Leben“ (Gedichte); E. W. Möller „Das Aufstehn“ (Die erste Ernte); W. Pleyer „Wenn ich sag, daß ich dich liebe“ (Lied aus Böhmen); W. Schäfer „Der Bäcker von Limburg“ (Die Anekdoten); G. Schumann „Marschlied“ (Wir aber sind das Korn); E. Strauß „Der Schleier“, L. Thoma „Die Sau“ (Das lustige Geschichtenbüchlein); W. Vesper „Heimat“ (Kufe in die Zeit); S. Jillich „Der Sämann“ (Komme was will).
- Langewiesche-Brandt, Ebenhausen: Bismarck „Briefe an seine Gattin“ (Der Kanzler Otto von Bismarck in seinen Briefen); M. Claudius „Abendlied“, „Kartoffellied“, „Ein Lied, hinterm Ofen zu singen“ (Aus dem Wandsbeker Boten); Friedrich der Große „Briefe an seine Schwester“ (Der König Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlässen).
- Paul List Verlag, Leipzig: M. Schießl-Ventlage „Holzbediert“ (Unter den Eichen); J. Aneip „Der Bauer“ (Bauernbrot).
- Adolf Luser Verlag, Wien: J. Weinheber „Hymnus an die deutsche Sprache“ (Abel und Untergang).
- Propyläen-Verlag, Berlin: W. Brockmeier „Jungbauernlied“ (Einkehr und Wandlung).
- Reclam Verlag, Leipzig: „So wollen wir dich einst begrüßen“, „Abend am Berg“, „Gedanken über den Führer“, „Worte deutschen Volkes“ (Das Lied der Getreuen); K. Zuch „Traumschlösser“ (Zans der Träumer).
- Rütten & Loening Verlag, Potsdam: K. G. Dinding „Beweinung“ (Stolz und Trauer).
- Stackmann Verlag, Leipzig: J. Linke „Holzfäller“, „Deutschland“ (Gedichte); P. Rosegger „Als ich zum Pfluge kam“ (Gesammelte Werke).
- Voggenreiter Verlag, Potsdam: S. Baumann „Choral“, „Ein Junge und Soldat“ (Trommel der Rebellen); Th. von Trotha „Der Brunnen“ (Gedichte).
- Georg Westermann Verlag, Braunschweig: Th. Storm „Gode Nacht“, „Juli“, „Abwärts“, „Wenn die Äpfel reif sind“, „Oktoberlied“, „Über die Heide“ (Sämtliche Werke).
- Zeitgeschichte Verlag, Berlin: B. von Shirach „Heimkehr“, „Gitter“ (Die Fahne der Verfolgten); K. Schlösser „Dem unbekanntem Soldaten“ (Die große Kunde 1917/1918).

Die Holzschnitte und Zeichnungen stammen von:

- A. J. Blisch, Berlin (S. 57, 147, 150, 152, 153, 155, 327); W. Busch, Berlin (S. 61, 62, 146, 163, 201, 202, 204); E. v. Dombrowski, Graz (S. 9, 18, 35, 40, 41, 50, 51, 65, 79, 87, 109, 119, 133, 141, 169, 195, 196, 207, 231, 259, 269, 307); W. Kraus, Berlin (S. 233); W. Mahe, Berlin (S. 10, 44, 212, 214); F. Pfeffer, Berlin (S. 92); Plümmecke, Berlin (S. 97, 100, 101, 102, 104, 105, 216, 219, 220, 221, 222); G. Sluyterman von Langeweyde, Essen (S. 2); Ulrich, Berlin (S. 18), 191, 315, 318, 320). — Die Auswahl besorgte und ordnete A. S. Velmecke, Berlin.